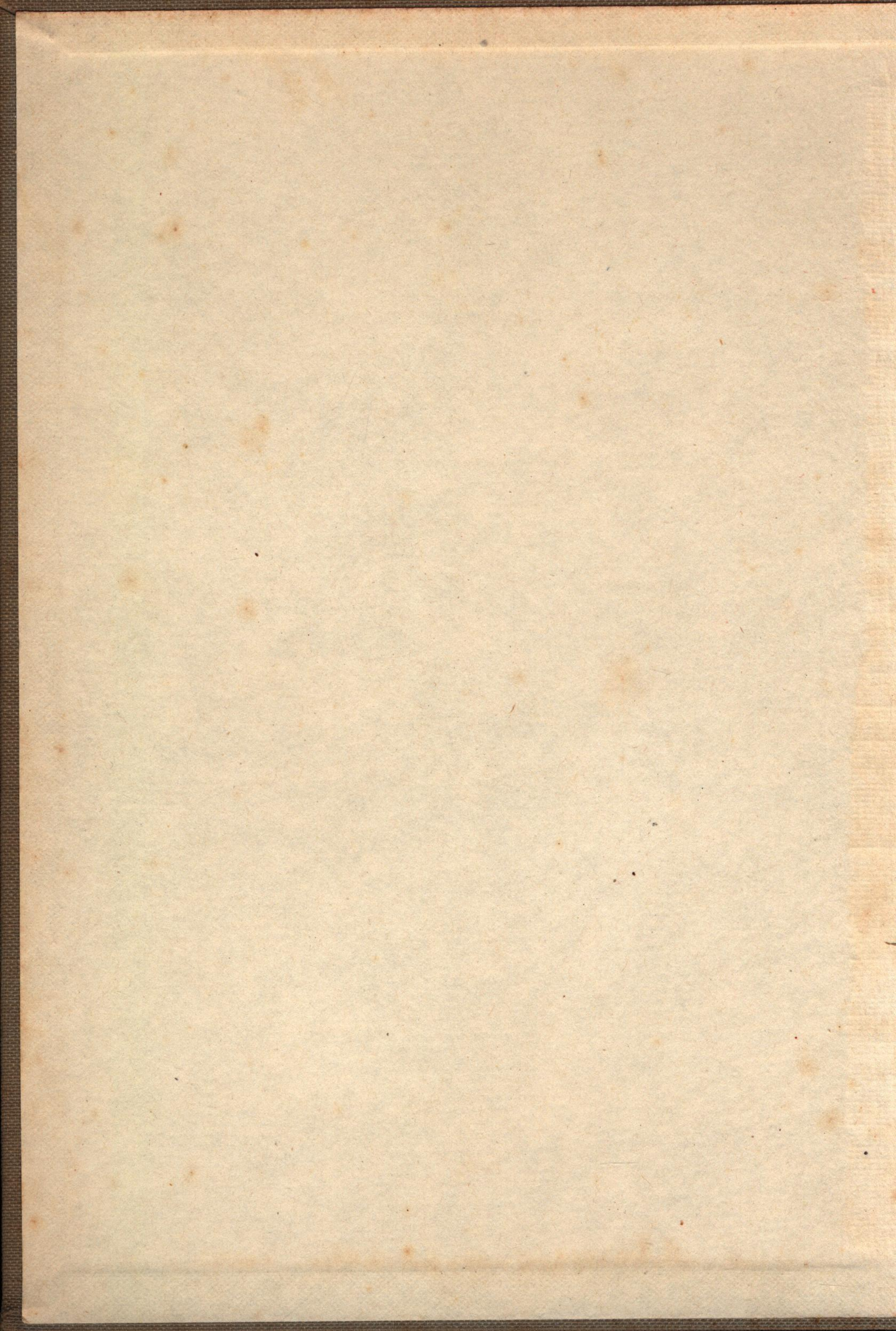
HEINZ HAUSHOFER
JOHANN V. LEERS

Baiern führen den Pflug nach Osten

Baiern führen den Pflug nach Osten

HEINZ HAUSHOFER
JOHANN V. LEERS







HEINZ HAUSHOFER / JOHANN VON LEERS

Baiern führen den Pflug nach Osten



HEINZ HAUSHOFER / JOHANN VON LEERS

Baiern führen den Pflug nach Osten

Wie des Reiches älteste Ostmark entstand

Mit einem einführenden Kapitel
von
WILHELM STAUDINGER

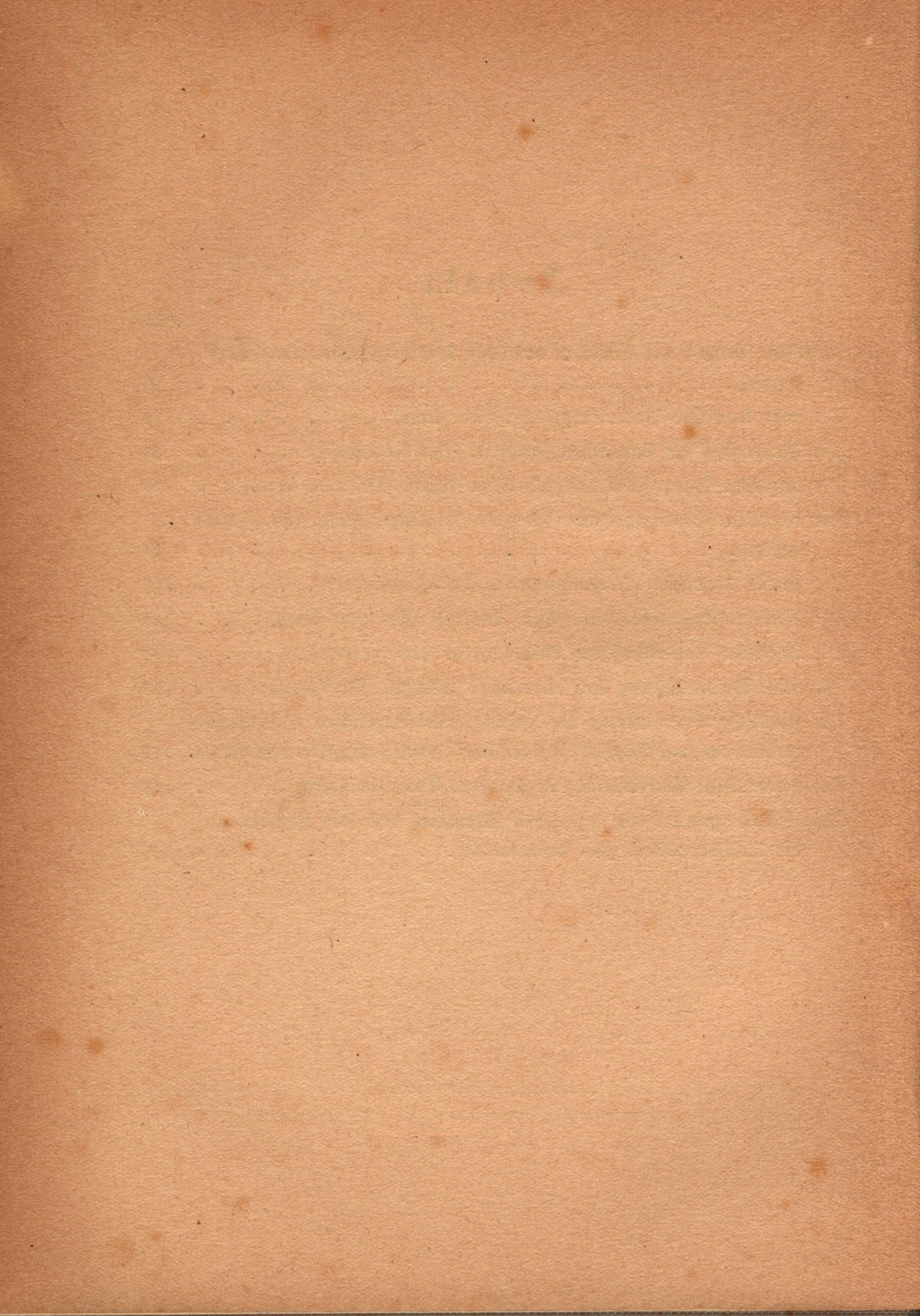
Mit 33 Bildern auf 16 Kunstdrucktafeln
7 Abbildungen und 8 Karten im Text



Blut und Boden Verlag / Reichsbauernstadt Goslar

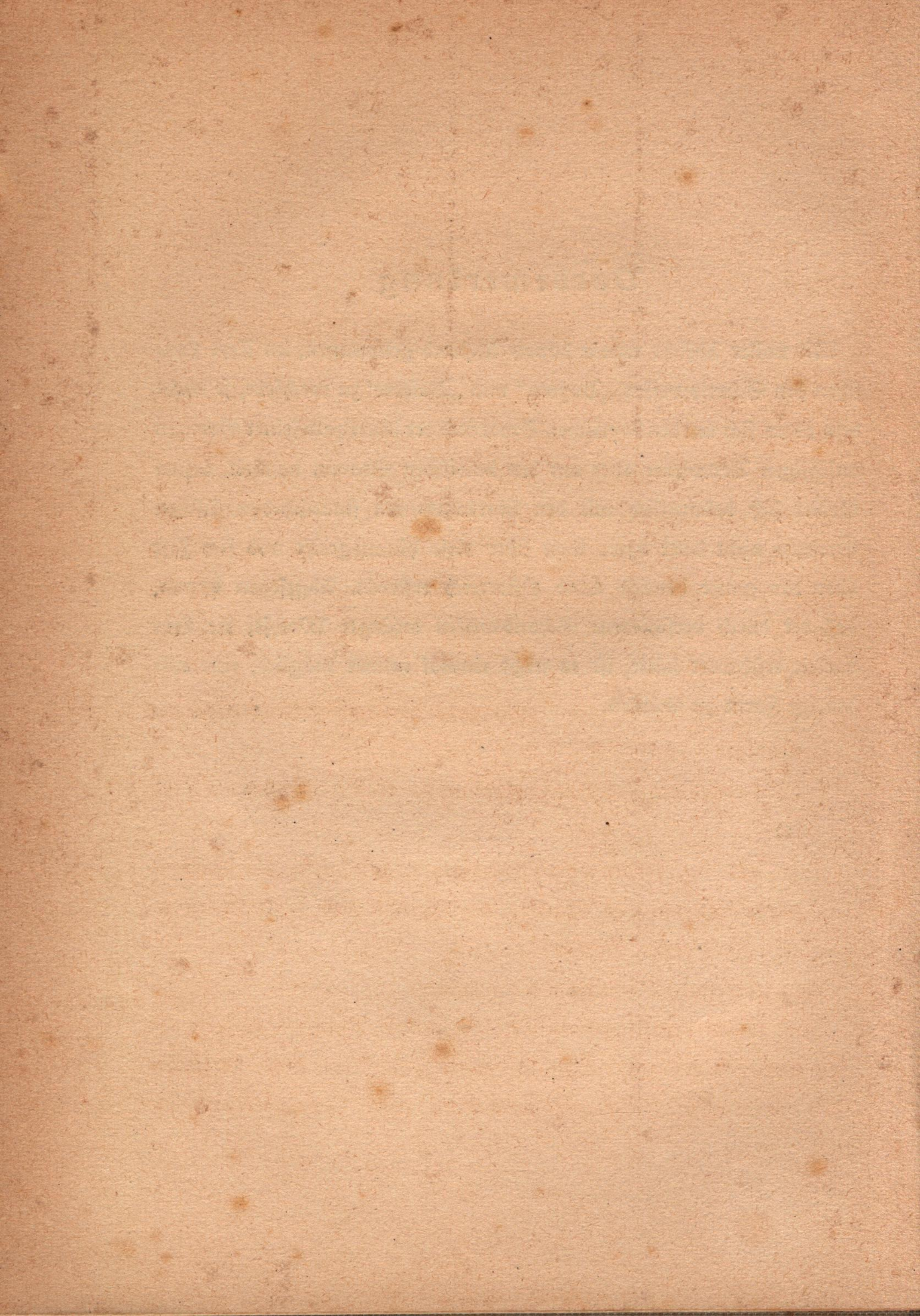
 Schutzumschlag und Einband von Victor Bogojawlensky, Berlin. Druck von Emil Herrmann sen. in Leipzig

Inhalt



Vorbemerkung

Mit voller Absicht wurde davon Abstand genommen, im Text zwischen den Schreibweisen „Bayern“ und „Baiern“ zu wechseln, je nachdem ob es sich um den bayrischen Staat und der innerhalb seiner Grenzen ansässigen Bewohner oder um den bairischen Stamm handelt, dessen Gebiet sich bekanntlich mit den überkommenen staatlich-dynastischen Grenzen nicht deckt bzw. weit über diese hinausgreift und sich fast über das ganze heutige Land Österreich erstreckt. Abgesehen davon, daß der durch verschiedene Schreibweisen bedingte Wechsel die Lesbarkeit erschwert hätte, ist es nicht einmal immer möglich, eine eindeutige Form zu wählen.



Bayrische Bauern als Gestalter deutschen Volksschicksals

„Wenn wir die politischen Erlebnisse unseres Volkes seit über tausend Jahren überprüfen, alle die zahllosen Kriege und Kämpfe vor unseren Augen vorüberziehen lassen und das durch sie geschaffene, heute vor uns liegende Endresultat untersuchen, so werden wir gestehen müssen, daß aus diesem Blutmeer eigentlich nur drei Erscheinungen hervorgegangen sind, die wir als bleibende Früchte klar bestimmter außenpolitischer und überhaupt politischer Vorgänge ansprechen dürfen:

1. Die hauptsächlich von Bajuwaren betätigte Kolonisation der Ostmark,
2. die Erwerbung und Durchdringung des Gebietes östlich der Elbe, und
3. die von den Hohenzollern betätigte Organisation des brandenburgisch-preußischen Staates als Vorbild und Kristallisationskern eines neuen Reiches.

Eine lehrreiche Warnung für die Zukunft.

Jene beiden ersten großen Erfolge unserer Außenpolitik sind die dauerhaftesten geblieben. Ohne sie würde unser Volk heute überhaupt keine Rolle mehr spielen. Sie waren der erste, leider aber auch der

einzige gelungene Versuch, die steigende Volkszahl in Einklang zu bringen mit der Größe von Grund und Boden. Und es muß als wahrhaft verhängnisvoll angesehen werden, daß unsere deutsche Geschichtsschreibung diese beiden, weitaus gewaltigsten und für die Nachwelt bedeutungsvollsten Leistungen nie richtig zu würdigen verstand, demgegenüber aber alles mögliche verherrlicht, phantastisches Heldentum, zahllose abenteuerliche Kämpfe und Kriege bewundernd preist, anstatt endlich zu erkennen, wie bedeutungslos für die große Entwicklungslinie der Nation die meisten dieser Ereignisse gewesen sind." („Mein Kampf", S. 733.)

Kein anderer als der Führer selbst hat mit diesen Worten in seinem „Kampf" der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung eine dankbare Aufgabe gestellt. Wenn es in diesem Sinne der Zweck des vorliegenden Buches ist, mit der leider vielfach vergessenen, wahrhaft großdeutschen Tat der bayrischen Kolonisation der Ostmark bekanntzumachen, dann läge in der richtungweisenden Aufgabenstellung durch den Führer fürwahr schon Rechtfertigung genug. In der Tat gibt es selbst heute noch mehr oder minder umfangreiche Veröffentlichungen über die deutsche Ostkolonisation, in denen sich kein Wort über die Eindeutschung der Ostmark durch den bayrischen Stamm findet. Dabei begann diese Großleistung der Bayern zu einer Zeit, ehe die Sachsenkriege tobten. Und 500 Jahre später, als die Erwerbung des Gebietes östlich der Elbe noch in den Kinderschuhen steckte, entstand in der dem Deutschtum gewonnenen Ostmark bereits eine Kulturblüte, die durch den Namen eines Walther von der Vogelweide genügend umrissen ist.

Aber in weit mehr Erkenntnissen wird unser Thema getreu den Worten des Führers zu einer „Lehrmeisterin". Wir sehen in der Ge-

winnung deutschen Landes im Südosten ebenso wie jenseits der Elbe einen zwingenden Beweis für die Überlegenheit der deutschen Kultur. Denn nur eine wirklich überlegene Kultur kann Voraussetzung für einen solchen dauerhaften Erfolg sein. Und weiter denken wir bei einem Saldo des geschichtlichen Vorgangs der bayrischen Kolonisation daran, daß ein Literat einmal schrieb, der Bauer sei nie Subjekt, sondern stets nur Objekt der Geschichte gewesen. Indem damit dem Bauerntum als solchem ein geschichtsloses und pflanzenhaftes Dasein unterstellt wurde, sprach man ihm jede dynamische Lebensäußerung ab. Ein solches Urteil kann aber nur dann entstehen, wenn man den Bauern vor Augen hat, den Feudalsystem und Römisches Recht, Territorial- und Kirchenfürsten sowie kapitalistische Ausbeuter in jahrhundertelanger Knechtschaft nicht nur politisch und wirtschaftlich, sondern auch seelisch-geistig zertreten und verkrüppelt hatten. Wir aber wollen den Bauern nicht danach beurteilen, wie er in Unfreiheit und Leibeigenschaft, wie er als Objekt kirchlicher und fürstlicher Herrschaft sowie kapitalistischer Ausbeutung vor uns stand, sondern als Subjekt, als freien Menschen germanischer Prägung. Und wenn einmal W. H. Riehl davon sprach, in dem Bauern könne der praktische Staatsmann die leibhaftige Geschichte gegen die Geschichtslosigkeit unserer gebildeten Jugend aufmarschieren lassen, dann kann erst recht der Historiker dem Bauern eine solche Aktivlegitimation erteilen. Nichts aber ist besser geeignet, der erwähnten These die Allgemeingültigkeit zu nehmen als eben die Geschichte der bayrischen Kolonisation, die als eine gewaltige dynamische Lebensäußerung des Bauerntums vor unseren Augen steht. Wohl stand diese Kolonisation vielfach unter Führung der Kirche. Aber einmal trägt die damalige Kirche

andere Züge, als ihr die spätere Verfallzeit aufgeprägt hat. Denn in jenen Tagen war sie noch bodenständig-bäuerlich und vor allem deutsch durchdrungen. Mit dem Schwert in der Hand — zwar gegen das Kanonische Recht, aber wie das Blut es noch befahl — fochten z. B. in der Ungarnschlacht an der Enns kirchliche Herren gegen den Reichsfeind. Und neben dem Markgrafen Luitpold und der Blüte des bayrischen Adels blieben auch die Bischöfe von Passau, Freising und Säben auf der Walstatt! Zum anderen war die bayrische Ostkolonisation keineswegs bestimmt durch die Christianisierung. Nie hätte sie sonst fortgeführt werden können, als die Christianisierung bei den Anrainervölkern längst abgeschlossen war. Die christliche Religion allein hätte nur christliche Staaten schaffen können. Erst der deutsche Mensch, insbesondere der deutsche Bauer konnte germanisieren!

Ist somit an der Führung durch die Kirche wohl auch kein Zweifel, so ist an dieser ersten deutschen Ostkolonisation gerade ihr Ursprung aus bäuerlicher Wurzel bemerkenswert. Bäuerlich waren von Anfang an Grundlage und Zielrichtung, und das Bauerntum war der Träger und Gestalter dieses Kampfes. Da der Bauer nun einmal keine imperialistischen Kriege führt, handelte es sich bei der Gewinnung der Ostmark nur um einen mit dem Schwert verwirklichten Anspruch auf Neuland, wie ihn alle Germanenwanderungen darstellen. Nur weil Bauern Siedlungsland gewannen, das sie mit dem Schweiße ihrer eigenen Arbeit und der ihrer Kinder, Enkel und Urenkel düngten, blieb dieses Land dem Deutschtum erhalten und wird ihm in alle Zukunft erhalten bleiben. Das sollte man niemals vergessen! Es unterstreicht nur diese unsere Erkenntnis, wenn man sich einmal darüber klar wird, daß etwa die

baltischen Lande, die im wesentlichen nicht bäuerlich besiedelt wurden, dem Deutschtum immer mehr verloren gingen. Weil im Südosten bäuerlich gesiedelt wurde, entwickelte sich schließlich auch nicht jene unsoziale Struktur, unter der andere Kolonisationsgebiete unseres Vaterlandes Jahrhunderte hindurch zu leiden hatten. Bäuerliche Stoßkraft sorgte also dafür, daß der Raum an der mittleren Donau und im Ostalpenland nicht slawisch, wie es damals schien, sondern germanisch wurde. „Der bayrische Stamm hat die Frage durch seine bodengewinnende Energie, durch seine politische Fähigkeit und seine kulturelle Überlegenheit im Sinne eines künftigen Österreich vom Westen her entschieden." So hat es einmal der österreichische Historiker Ritter v. Srbik (Österreich in der deutschen Geschichte) formuliert. Damit aber tritt das bayrische Bauerntum den Beweis dafür an, daß Bauern sehr wohl Geschichte machen können und daß Staatskunst kein Reservat einer Kaste ist, die deshalb erhalten werden müßte. Wenn je die Geschichte sich für den, der Augen hat, offenbarte, dann tat sie es in dem Führer Adolf Hitler, der als der größte deutsche Staatsmann aus dem Blut jener bayrischen Bauernsiedler und Kämpfer von ehedem hervorgegangen ist.

Ist also die bayrische Ostkolonisation eine der markantesten Erscheinungen der dynamischen Lebensäußerung deutschen und germanischen Bauerntums, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Wehrhaftigkeit der Siedler im Laufe der Zeit mehr und mehr durch Feudalsystem und Kirchenherrschaft geschwächt wurde. Niemals und nirgends hat sich eben ungestraft der Einbruch des Römischen Rechtes und die Zerstörung des altüberkommenen Odalsrechtes vollzogen. Reicher und reicher wurden Bischöfe und Klöster

durch ehemaliges Bauernland, das sie dem Bauern gegen „Rettung seiner Seele“ abgeschwätzt hatten. Auch die weltlichen Herren hielten sich schadlos, während das noch ungerodete Land, auf das einst das ganze Volk Anspruch hatte, zu Königsland gestempelt wurde. Es war darum kein Wunder, wenn die bayrischen Bauern schon nicht mehr allein die Angriffe der Awaren abwehren konnten. Trotzdem ist dieser mit Hilfe der übrigen Stämme errungene Sieg über die Awaren von wahrhaft symbolischer Bedeutung gewesen. Denn er beweist: Zum erstenmal, als die deutschen Stämme der Franken, Thüringer, Bayern, Friesen und Sachsen in einer gemeinsamen Sache, nämlich eben gegen die Awaren ziehen, da geschieht es in der Richtung des gesamtdeutschen Schicksals: gen Osten! Aber die geschwächte Kraft der bayrischen Bauern war damit noch nicht gesundet. Denn es gelang ihnen zunächst nicht, die einfallenden Ungarn zu schlagen. Erst die Bauernbefreiung Herzog Arnulfs von Bayern, verbunden mit einer großangelegten Säkularisation des Kirchenbesitzes, mobilisierte erneut die Bauernkraft. Welche Ausmaße diese Säkularisation annahm, beweist das Kloster Tegernsee, dem von seinen 11866 Bauerngütern ganze 114 Höfe blieben. Daß diese Einziehung von Kirchengut dem Herzog den Beinamen „der Böse“ eingetragen hat, sei nur am Rande vermerkt.

Es ist schon oftmals darauf hingewiesen worden, daß der bayrischen Ostkolonisation der Erfolg der Wiedereindeutschung Böhmens versagt geblieben ist. Wohl umgeben starke Bastionen den Kern dieses Gebietes. Der endgültige Sieg aber konnte — daran ist kein Zweifel — nicht errungen werden. *Die Schuld daran trägt jedoch einzig und allein eine falsche Reichspolitik.*

Als sich Karl der Große Bayern einverleibte, übersah er nicht die

ungemein wichtige Aufgabe der Ostkolonisation, die sich der bayrische Stamm selbst gestellt hatte. So machte Karl die Ostkolonisation zur Reichssache. Späteren Kaisern aber fehlte dieser Weitblick. Ja, sie witterten in der Ostkolonisation eine unerwünschte Großmachtpolitik Bayerns und taten alles, sie zu unterbinden oder einzelne der eingedeutschten Gebiete von ihrem Mutterland politisch zu lösen. So trennte Otto II. nach der Niederwerfung Herzog Heinrichs des Zänkers in dem für die bayrische Kolonisation so verhängnisvollem Jahre 976 von Bayern ein neues selbständiges Herzogtum Kärnten ab, das die Marken Kärnten, Steiermark, Krain und Verona umfaßte. Der Nordgau wurde ebenfalls von Altbayern gelöst. Die Ostmark verblieb zwar in gewisser Abhängigkeit vom Mutterland, wurde aber wenig später dem Babenberger Luitpold gegeben. Indem Otto zugleich die Bistümer Salzburg und Passau vergrößerte und auch sonst die Kirche aus konfiszierten Gütern reich beschenkte, wurde schon damals der Kolonisation das Rückgrat gebrochen. Einer der schwersten Fehler aber war es, daß Otto zugleich in Prag ein Bistum errichtete, das er dem Erzbistum Mainz unterstellte, während die kirchliche Betreuung Prags bisher von Regensburg aus erfolgt war. Wie Ottos I. gleichnamiger Sohn durch die Errichtung des polnischen Erzbistums im Jahre 1000 dem Deutschtum einen schweren Schlag zufügte, so war mit der Schaffung des Prager Bistums der Wiedereindeutschung Böhmens das Todesurteil gesprochen. Die Stoßkraft Bayerns in den böhmischen Raum war damit lahmgelegt, ohne daß das Reich seinerseits die Aufgabe einer Rückgewinnung Böhmens als deutsches Siedlungsland übernommen hätte.

Aber auch nach der Ostmark und dem Süden zu wurde durch das

Reich der Fortgang der Kolonisation abgestoppt. Denn als im Jahre 1156 Heinrich der Löwe Bayern erhielt, wurde die Ostmark (Ober- und Niederösterreich) durch das schicksalsschwere Privilegium Minus vom Herzogtum Bayern abgetrennt. Vergrößert um einige Grafschaften westlich der Enns wurde die Ostmark zum selbständigen Herzogtum erhoben. Damit ging nicht nur abermals ein bedeutendes Stück des Kolonialgebietes verloren. Vielmehr liegt hier die Wurzel für die Herausbildung des österreichischen Staates. Ja, noch mehr: „Diese Urkunde (von 1156), nur abschriftlich erhalten, bedeutet das Ende der verdienstvollen bayrischen Kolonisation." So hat der Staatsarchivrat Dr. L. F. Barthel mit Fug und Recht gesagt (Der Kampf um das Reich). Und es ist ein wahrhaft tragisches Ereignis der deutschen Geschichte, daß unter eben dem Herrscher, der den ersten Versuch einer machtvollen gesamtdeutschen Ostpolitik von Sachsen aus unternahm, in seinem Stammesherzogtum viel zu früh und viel zu jäh das größte Werk dieses Stammes seinen Abschluß fand. Diese Urkunde von 1156 ist eine der verhängnisvollsten in der gesamtdeutschen Geschichte: Birgt sie doch den Anlaß für die tragische Trennung des deutschen Volkstums in zwei große Reiche, Preußen und Österreich, eine Trennung, über deren Bedeutung wir wohl hier kein Wort zu verlieren brauchen! Unter die Besiedlung der deutschen Gebiete des Südostens, soweit sie sich als geschlossene Einheit dem Mutterland anfügten, aber war auch formell der Schlußstrich gezogen, als nach der Ächtung Heinrichs des Löwen im Jahre 1180 der Umfang des Herzogtums Bayern abermals verkleinert und nunmehr auch die 1035 vom Herzogtum Kärnten wieder abgetrennte Steiermark zum selbständigen Herzogtum erhoben wurde. Damit

war das gesamte Markengebiet vom Mutterland auch formell gelöst. Die nachfolgende Zeit brachte nur noch Rodungsarbeit im Ostalpenraum. Der große Stamm aber war durch den Neid der Kaiser endgültig in zahlreiche kleine Einheiten zerspalten, die erst viel später, und auch dann nicht wieder im alten Umfang, zusammenfanden.

Wenn trotzdem das in zähem Ringen erworbene deutsche Neuland, die Ostmark, als Kernland der österreichischen Monarchie im Laufe der kommenden Jahrhunderte kulturelle Höchstleistungen hervorbrachte, Epochen hindurch den Rhein gegen Frankreich verteidigte und vor allem in langer Geschlechterfolge das Reich, ja sogar Europa vor dem neuen Feind im Osten, vor den Türken beschirmte, wenn in mürbendem Kleinkrieg die Sprachgrenze verteidigt wurde und wenn auch der altbayrische Stammesboden nicht an der Abgabe seiner wertvollsten Kräfte verblutete, dann zeigen sich gerade hierin Wucht und Zähigkeit als die tragenden Pfeiler des germanischen Stammes der Bayern.

Daran konnte auch die spätere Geschichte nichts ändern. Jahrhundertelang ist das deutsche Volk, ist damit auch das bayrische Bauerntum, das einst deutsches Schicksal selbst gestaltete, durch wesensfremde Herrscherschichten sowie artfremdes Recht geknebelt und unterdrückt worden. Reaktionärer Zwang hatte aus dem Bürger einen Spießbürger, kapitalistische Interessenwirtschaft später aus dem Arbeiter den Proleten geschaffen. Reaktion und Kapitalismus zusammen aber zwangen den ehedem freien Bauern in die Knechtschaft der Grund- und später der Zinsherrschaft. Erst der Nationalsozialismus brachte hier die Umkehr. Und so erleben wir denn heute, wie er Zug um Zug

nicht nur den Typ des Spießbürgers und Proleten beseitigte, sondern auch aus dem geknechteten „dummen Bauern“ von gestern den Volksgenossen auf eigener Scholle von heute und morgen bildet. Gewaltige Energien werden damit zum Wohl von Volk und Vaterland erneut geweckt. Denn heraus tritt der Bauer aus jener Dumpfheit, in die ihn Feudalreaktionäre, Kirche und Kapitalisten gestoßen haben, hinein in die Volksgemeinschaft, in jene Freiheit, die den Bauern dereinst zu weltgeschichtlichen Taten befähigte, als er — ein Mitgestalter deutschen Volksschicksals — in der bayrischen Ostkolonisation einen Wendepunkt deutscher Geschichte herbeiführte.

Dieses darin geoffenbarte germanische Kämpfertum ist beim bayrischen Stamm trotz allem nie verloren gegangen, und gerade in unseren Zeiten hat es sich erneut geoffenbart. Ob wir an die Schulter an Schulter mit den anderen deutschen Truppen vollbrachten Leistungen bayrischer Soldaten im Weltkrieg denken, sei es bei den Offensiven auf zahlreichen Kriegsschauplätzen oder bei den gewaltigen Abwehrschlachten an der Westfront, ob wir die ungeheuren Blutopfer der deutsch-österreichischen Regimenter während des großen Ringens von 1914/18 vor Augen haben, ob wir den heldenmütigen Kärntner Abwehrkampf von 1918/19 uns in die Erinnerung zurückrufen; ob wir an die Verteidigung deutschen Volksbodens in Oberschlesien 1921 und den dabei erfolgten Einsatz des unvergeßlichen Freikorps Oberland denken und die Erstürmung des Annaberges, auf dessen Gipfel am 21. Mai 1921 die Fahne mit dem Edelweiß flatterte: alle diese Vorgänge zeigten den Einsatz des bayrischen Stammes für Gesamtdeutschland, der auch zu seinem Teil in das Bild vom unbekannten Soldatentum einen neuen Mosaikstein einfügte. Und es



Denkmal für die in Oberschlesien gefallenen Kämpfer vom Freikorps Oberland in Schliersee

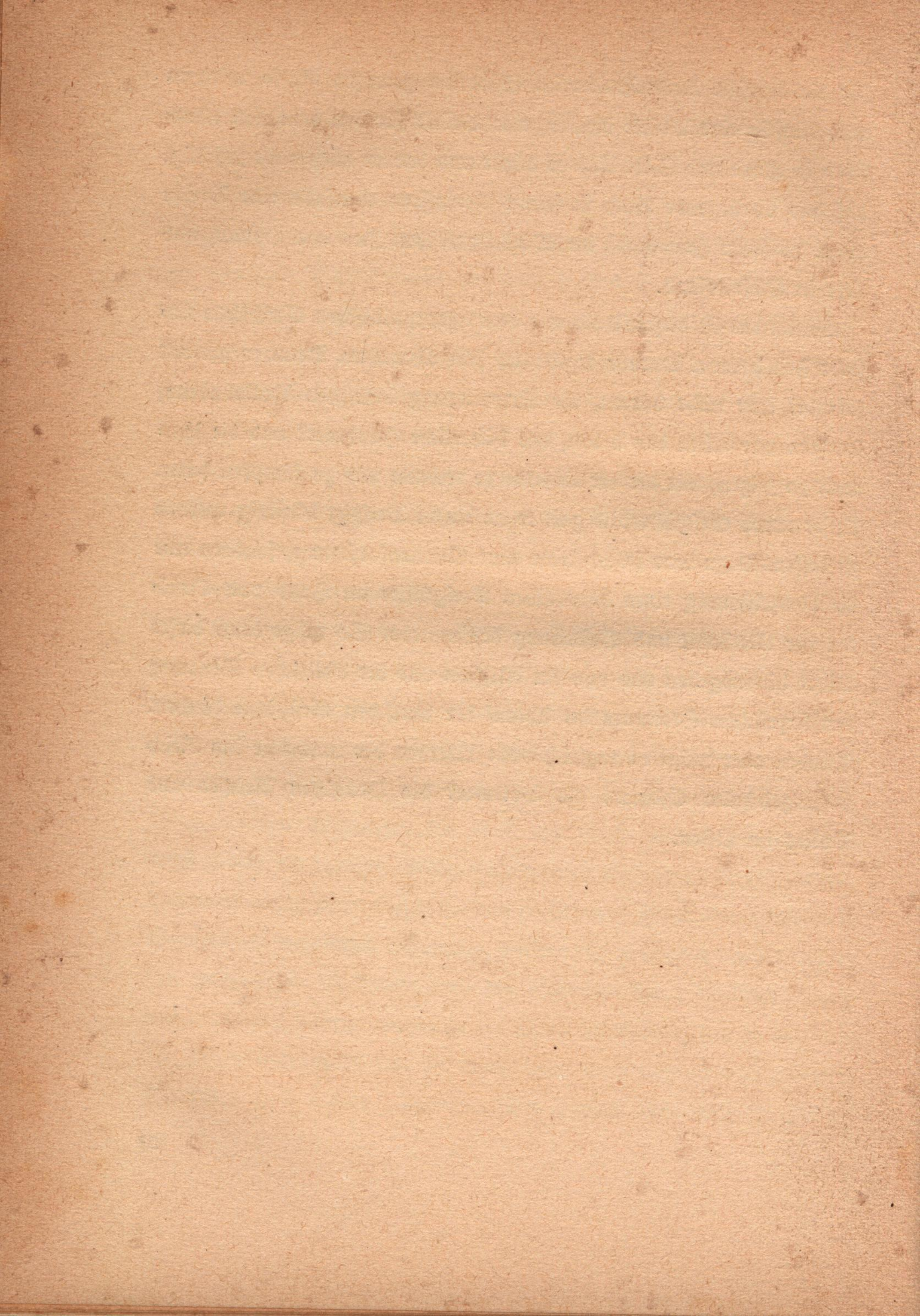
ist kein Zufall, daß die gleiche Fahne des Freikorps Oberland mit dem Edelweiß, die siegreich auf dem schlesischen Bergesgipfel wehte, nur zweieinhalb Jahre später neben der Blutfahne der SA. dem Marsch zur Feldherrnhalle vorangetragen wurde.

Heinrich von Treitschke sagte in seiner Rede zur Erinnerung an die Leipziger Völkerschlacht auf dem dritten deutschen Turnfest am 5. August 1863: „Seit Jahrhunderten haben unsere Stämme im Wetteifer gewirkt für die Herrlichkeit unseres Volkes, und kein Weiser hat ergründet, welcher Stamm das Edelste gab, welcher das Größte empfing." Dieses Wort hat man sich damals, als es gesprochen wurde, nur teilweise zu eigen gemacht. Zum Nutzen der Feinde des deutschen Volkes verschwieg man vielfach nach Möglichkeit die Vorzüge unserer Stämme, um um so mehr etwa vorhandene Schwächen zu betonen und vor allem zu vergrößern. Die Tatsache der blutsmäßigen Einheit der Deutschen wurde übersehen und das Geschichtsbild war rein dynastisch. Vor allem fehlte diesem Geschichtsbild das Wissen um die bleibenden Erfolge, die für Gesamtdeutschland vollbracht worden sind.

Je mehr aber eine Geschichtsbetrachtung auf die Erkenntnis dieser bleibenden Erfolge abzielt, je mehr sie also den Maßstab der die Zeiten überdauernden Leistungen für Volk und Rasse anlegt, um so mehr wird gerade die bayrische Kolonisation einen Ehrenplatz in dem neuen, nationalsozialistischen Geschichtsbild einnehmen. Denn eben durch diese Großtat des bayrischen Stammes, diesen ersten Gang nach Osten, den germanische Menschen nach den Stürmen der Völkerwanderung unternommen haben, wurde ja ein Werk geschaffen, das in der Tat die Zeiten überdauert hat, sie überdauern wird und zu dem sich alle Deutschen stolz bekennen können. Wie Bayern aber einst die Brücke

für die deutsche Kolonisation im Südosten gewesen ist, so wird es auch künftig eine Brücke bleiben, eine Brücke für den deutschen Menschen in Nord und Süd. Und es dünkt uns darum auch nicht zufällig, daß das vorliegende Buch in seinen Verfassern ebenfalls eine Brücke bildet zwischen Haushofen im Winkel zwischen Inn und Donau, und Leer in Ostfriesland.

Entstanden ist dieses Buch aus dem agrarpolitischen Geschehen unserer Zeit heraus. Daraus ergibt sich sein Charakter. Denn es handelt sich bei ihm nicht darum, die Erweiterung deutschen Volksbodens, sondern vor allem das Leben, das bäuerliche Handwerk und die Umwelt zu zeigen, mit der der einzelne zu rechnen und zu kämpfen hatte. Unser neues Geschichtsbild galt es an einem Beispiel lebendig werden zu lassen. Dazu war jedoch keine neue Quellenforschung, sondern nur die Neuzeichnung eines historischen Ereignisses an Hand von Quellen für Methodik und Gestaltung bestimmend. So möge denn dieses Werk hinausgehen und von der Mission und der volklichen Sendung des bayrischen Stammes im Ablauf der deutschen Geschichte künden. Künden aber möge es zugleich vom Werden der nunmehr ins Reich zurückgekehrten Ostmark als Bollwerk des Deutschen Reiches und Volkes im Osten.



Der erste bayrische Bauernzug

Wir wissen nicht einmal genau das Jahr anzugeben, in dem die Bayern sich in dem Land, das heute nach ihnen benannt ist, festgesetzt haben. Die Salzburger Annalen aus dem 11. Jahrhundert wollen wissen, daß im Jahre 508 n. Chr. die Bayern in diese Landschaft eingerückt seien; die Annalen von Altaich erzählen aus dem Jahre 520 n. Chr.: „Das römische Heer wird bei Ötting von dem zweiten Herzog Theodo niedergeschlagen." Aber niemand vermag zu sagen, was dies für ein römisches Heer gewesen ist. Weströmische Truppen konnten nicht in Frage kommen, denn damals regierte schon lange der Ostgote Theoderich in Italien. Sollten oströmische Truppen noch so weit donauaufwärts vorgeschoben auf fast verlorenem Posten gestanden haben? Die Wahrscheinlichkeit dafür ist nicht groß. So werden wir von diesem „exercitus Romanus", das hier unterging, kaum Näheres feststellen können. Vielleicht war es die Bürgerschaft der römischen Städte, war es die romanisierte Keltenbevölkerung, die irgendein energischer Präfekt, der den römischen Ruhm und den „Pomp der römischen Rede", nicht widerstandslos preisgeben wollte, noch einmal aufbot — wir wissen es nicht, und vermögen nichts Genaues darüber zu sagen.

Es ist überhaupt, als ob ein Nebel über dem Schicksal etwa des letzten Jahrhunderts dieser Landschaft liegt, ehe die germanischen Bayern hier einrückten. Was vorher geschah, wissen wir viel besser. Gegen Ende der Bronzezeit hat hier eine ackerbautreibende Bevölkerung in mehreren Gruppen gesessen, zum Teil Pfahlbauten gehabt und zum Teil in Ringwällen auf den Bergen sich vor Angriffen gesichert. Sie gab ihren Toten Waffen ins Grab mit, Schwerter, Lanzen, Äxte und Messer mit schön geschwungenem

Rücken. Wohin diese Bevölkerung gehört haben mag, die hier etwa um das Jahr 1000 in Nordbayern als Weidebauern, im Rhein-Main-Gebiet als Ackerbauer sitzt, vermögen wir nicht zu sagen. Die Vorgeschichtler haben Berührungen mit der sogenannten Lausitzer Kultur, die man den Illyrern zuschreibt, aber auch mit einer norddeutschen Kulturschicht, festgestellt, die schon germanisch ist. Da kommt die Erfindung des „Rennverfahrens", der Ausschmelzung des Raseneisens mit Holzkohle und bald darauf der Härtung dieses sonst ziemlich weichen Eisens. Ein Metall erscheint, das der Bronze außerordentlich überlegen ist. Diese Eisenbearbeitung, verbunden mit einer besonderen Ausprägung einer bergmännisch schon recht hochstehenden Kultur, die wir „Hallstattkultur" nennen und deren Heimat in Kärnten, Krain und Steiermark liegt, ergreift nun auch Bayern. Es wird eine harte und kriegerische Zeit, die heraufzieht. Wir können heute noch verfolgen, wie wandernde Schmiede durch das Land zogen und die gefürchteten Eisenwaffen herstellten. Damals scheint auch eine Herrenschicht schwertkräftiger Geschlechter sich gebildet zu haben: „Man kann sich vorstellen, daß die großen befestigten hallstättischen Anlagen wie auf dem Ipf am Westrand des Rieses ‚Königsburgen' gewesen sind, zu denen eine Reihe kleiner ‚Fürstenburgen', wie die auf dem Goldberg, gehörten, von deren Herren die Bewohner kleinerer Gehöfte oder offener Siedelungen abhängig waren. Auf eine Herrenschicht deuten auch mächtige Grabhügel der Hallstattzeit, die sich durch besonderen Reichtum der Beigaben und meist auch durch wertvolle Importware auszeichnen."

Die Sprache der Hallstattzeit können wir schwer feststellen. Während man vor etwa 100 Jahren mit beweisloser Selbstsicherheit eine keltische Urbevölkerung hier annahm, hat die Sprachforschung immer mehr festgestellt, daß veneto-illyrische Namen in der Hallstattzeit in Bayern vorkommen. Anderseits sind diese Namen wieder nicht sehr zahlreich, finden sich vor allem an Orten, die für den Salzhandel von Bedeutung waren, und man kann nicht sagen, ob es sich hier etwa nur um eine Händlerschicht dieses betriebsamen Gebirgsvolkes, ob es sich vielleicht um eine mit ihren Eisenschwertern kriegerisch eingebrochene Herrenschicht gehandelt hat. Oder waren sie überhaupt die einzigen Bewohner des Landes? Da ist es wieder-

um nicht zu erklären, warum solche veneto-illyrischen Namen nur an Salzorten vorkommen und sich in die Römerzeit gerettet haben, warum aus derselben Sprachgruppe sich gar keine Berg-, Fluß- und Ortsnamen finden. So wird man doch schließen dürfen, daß diese Veneto-Illyrer aus den Ostalpen nur eine Volksgruppe im Lande waren und, ehe wir nicht besser berichtet sind, daneben eine keltische Bevölkerung vermuten. Diese wird um so wahrscheinlicher, als auf ihren Grundlagen, im zweiten Teil der Eisenzeit, der sogenannten Latène-Zeit, so genannt nach dem Fundort La Tène am Neuenburger See in der Schweiz, in Bayern eine außerordentlich starke Bevölkerung sitzt, die in enger Verbindung mit Italien, mit den Etruskern, und wohl schon mit griechischen Kolonien an der italienischen Küste stand. Diese Bevölkerung nun, die etwa vom 5. Jahrhundert v. Chr. ab sichtbar wird, und in deren oft sehr reichen Gräbern sich zahlreiche Importwaren aus Italien und Griechenland befinden, ist unbestritten keltisch, wenn auch dieses Gebiet nördlich der Alpen das Zwischenland zwischen dem keltischen Gallien und dem keltischen Stamm der Bojer in Böhmen, nur eine Art Hinterland der keltischen Kultur war. Die Eisengewinnung in Nordostbayern aber machte es wirtschaftlich mindestens zu einem vorgeschichtlichen „Ruhrgebiet" und das wird auch wohl anziehend auf die stammverwandten Kelten in Gallien gewirkt haben, die damals gen Osten zu wandern begannen. Es ist das jene eigenartige Blütezeit der Kelten in Europa, in der sie das führende Volk in der indogermanischen Gruppe sind. Im Jahre 388 v. Chr. schlagen gallische Kelten die Römer in der Schlacht an der Allia und Rom muß ihren Abzug mit großen Geldern bezahlen. Unter dem Mazedonierkönig Antigonos Gonatas (277 bis 239 v. Chr.) ringt Mazedonien und Griechenland gegen riesige, aus dem Nordwesten heranmarschierende keltische Heerhaufen, eine ungeheure blonde, trutzige Kriegerwelle, die mit Mühe abgewiesen wird, und nach Klein-Asien hinübergeht, dort sich in Galatien festsetzt und der Landschaft den Namen, der Bevölkerung einen helläugigen, blonden Einschlag gibt. Diese großen Gallierwanderungen sind auch über das bayrische Land hinweggegangen, so daß wir neben der alteinheimischen keltischen Bevölkerung einen starken Zuzug von durchgewanderten Keltenstämmen feststellen können.

Die großen Keltenwanderungen erfolgten aber nicht ganz ohne Zwang. Außer der Ruhmsucht dieses „stets nach neuen Dingen begierigen Volkes", dem natürlichen Abenteuerdrang der nordischen Rasse, war es der zähe Druck der Germanen von Norden und Nordosten, der die Kelten auf Wanderungen trieb. In den Scharen des Brennus, vor denen Rom zitterte, in den Galaterhaufen, die Griechenland mit Eroberung bedrohten, mag manche Burgmannschaft erstürmter und an die Germanen verlorener Keltenburgen in der Rhön und im Thüringer Walde gesteckt haben. Aber immerhin war dieses Keltentum noch kriegskräftig genug, erst Schritt für Schritt zu weichen. Als im Jahre 113 v. Chr. die wandernden Kimbern und Teutonen aus dem nordjütischen Himmerland und Thyland (oder Dithmarschen?) auf das römische Reich in den Ostalpen bei Noreja prallten und das ganze Heer des Prokonsuls Cn. Papirius Carbo vor ihren Schwertern zusammenbrach, hatten sich diese gefürchteten Krieger an den böhmischen Pässen gegen die keltischen Bojer noch blutige Köpfe geholt, ohne den Einmarsch nach Böhmen erzwingen zu können.

Aber Schritt für Schritt geraten die Kelten auch im bayrischen Gebiet von Norden her ins Gedränge. Etwa um das Jahr 100 v. Chr. oder bald darauf stehen sie schon am Abhang der Thüringer Berge im Kampf mit vordringenden Germanen, die sich in das Maingebiet hinein vorschieben. In jener Zeit werden auch die Schutzburgen der Kelten häufig, ganz so wie wir solche Burgenketten zur Verteidigung gegen die unablässig zäh vordringenden Germanen in den deutschen Mittelgebirgen noch heute feststellen können. Das Schicksal der Kelten in Bayern wäre wahrscheinlich das gleiche gewesen, wie überall dort, wo dieses an Rassereinheit und kriegerischer Kraft langsam abnehmende Volk mit den Germanen zusammenstieß. Sie wären aus Stellung auf Stellung hinausgeworfen und immer weiter abgedrängt worden. So finden wir aus jener Zeit zahlreiche „Viereckschanzen", die man gelegentlich für umwallte Gutshöfe hielt, die aber wohl nichts anderes als Rückzugs- und Verteidigungsstellungen der Kelten waren. Sie haben hier eine ähnliche Entwicklung durchgemacht, wie in Gallien auch, — ein ziemlich zahlreicher Kriegsadel von großer Unternehmungslust, wenn auch den germanischen

Heerhaufen nicht mehr völlig gewachsen, stand an der Spitze mehr oder minder abhängiger Leute. Wo das Keltentum reinblütig war, wird man sich eine Organisation ähnlich wie die der schottischen Clans vorzustellen haben. Keltische Siedlungen, Häuptlingsburgen mit darum angesiedelten Handwerkern und Kriegern haben in Bayern gestanden, wie in den anderen, von Kelten eingenommenen Gebieten auch; die Römer haben uns zum Teil die Namen erhalten, so Cambodunum = Kempten, Brigantium = Bregenz, Boiodorum = Passau, Juvavium = Salzburg. Geholfen hätte den Kelten zur Behauptung in diesem Lande auf die Dauer auch diese halbstädtische Lebensform nicht mehr. Sie wären weggeschoben worden von dem unaufhaltsamen, Welle auf Welle, heranrollenden Angriff der Germanen.

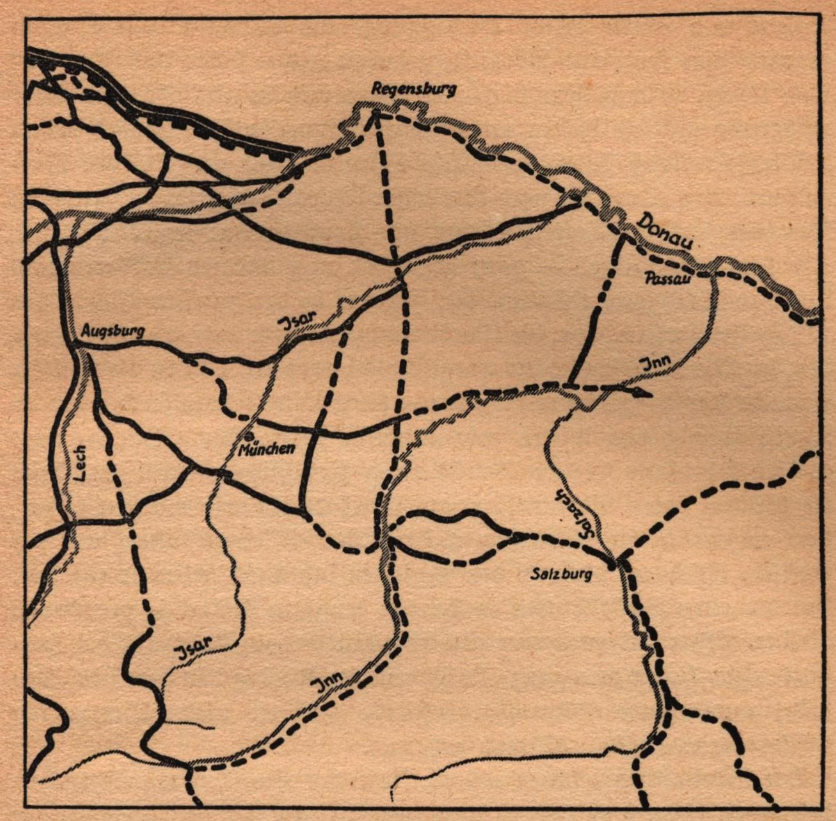
Da griff eine stärkere Macht ein, — Rom!

Etwa im Jahre 15 v. Chr. beginnt die Unterwerfung der rhaetischen und keltischen Alpenvölker, von denen sich ein Teil sehr zähe gegen den römischen Angriff wehrte, aber ihm schließlich doch erlag. So entstehen hier erst einmal drei römische Provinzen, — Rhaetia mit der Hauptstadt Augusta Vindelicorum, Noricum mit der Hauptstadt Virunum (wahrscheinlich Maria Sal) und Pannonia mit der Hauptstadt Savaria.

Ein zusammenhängendes, vorbildliches Befestigungssystem, das sich schließlich zu dem Limes, einer Mauer- und Wallbefestigung an der Grenze entwickelte, schützte diese neuerworbenen römischen Gebiete nach Norden, und Tacitus konnte feststellen, daß es hier ganz besonders friedlich zuging, ja, die benachbarten Germanen zu Einkäufen in das römische Gebiet kamen, und „während wir anderen Völker nur unsere Waffen und Kastelle zeigen, haben wir diesen unsere Häuser und Villen geöffnet, ohne daß sie nach diesen begehrten." Die Limesgrenze lag weitgehend jenseits der Donau und fand hier Anschluß an jene römischen Kastelle, die das „Dekumatland", den Winkel zwischen Donau und Rhein gegen germanische Angriffe sicherten. Die einheimische Keltenbevölkerung hat sich mit der römischen Herrschaft rasch abgefunden. Der Kriegsadel wird, ganz ähnlich wie in Gallien, römische Provinzialämter übernommen haben, die Masse ihrer bäuerlichen Bevölkerung konnte durch die Herstellung einer gesicherten Grenze gegen die Germanen, durch die

Beseitigung der Adelsfehden im Lande, und die vernünftige römische Verwaltung nur gewinnen. In der Tat erlebte das Land jetzt einen ausgesprochenen Aufschwung. Seine Bevölkerung galt als besonders römertreu; die „Rhaeter" finden wir immer wieder als kaiserliche Feldjäger (equites singulares Augusti) beim römischen Kaiser. Rhaetische Truppen wurden in zahlreichen Teilen des Reiches verwandt. Bis zum Ausbruch der Markomannenkriege (165 bis 168 n. Chr.) lagen keine eigentlich römischen Truppen im Lande, — die Grenze galt hier für so ruhig, daß man Auxiliartruppen für ausreichend hielt. Die wunderbaren Römerstraßen verbanden zugleich die Landschaft mit den großen Heerlagern des römischen Heeres. Von Ost nach West, von Juvavum (Salzburg) über Augusta Vindelicorum (Augsburg), Campodunum (Kempten) nach Augusta Rauracorum (Basel) ging die große, schon von Augustus im wesentlichen geschaffene Heerstraße, die ohne Mühen, falls es wirklich dringend sein sollte, die oberrheinischen Legionen ins Land führen konnte. Hoch über die Alpen von Trient durch das Etschtal nach Partanum (Partenkirchen), und von dort nach Augsburg führte die von Kaiser Claudius hergestellte Paßstraße, die oberitalische Truppenverbände an die Grenze heranholen konnte. Eine zweite Straße ging von Aquileja im östlichen Oberitalien nach Carnuntum in Österreich, eine dritte Straße führte gleichfalls von Aquileja über die Tauern nach Passau. Römerstraßen führten durch das Pustertal und Vintschtal in die Alpen hinein, — sollte wirklich einmal ein größerer Angriff auf Vindelicien und Noricum erfolgen, so konnten, falls die vorhandenen Besatzungstruppen nicht ausreichten, auf diesen vorbildlichen Straßen stets starke Streitkräfte des Römerreiches in kurzer Zeit herangeführt werden.

Das Land war natürlich, trotzdem es nicht im ersten Jahrhundert seiner Zugehörigkeit irgendwie im Vordergrund der Kämpfe stand, Militärland, in vieler Hinsicht Etappengebiet. Zwar entwickelte sich nicht, wie im reichen Moseltal und Trier jenes einheimische, mit übernommener römischer Bildung raffkeartig protzende Kriegsgewinnlertum der großen Leder-, Wein- und Fouragelieferanten, — aber das römische Heer und seine Bedürfnisse gaben doch dem Lande weitgehend das Gesicht. An allen wichtigen Straßenkreuzungen und militärisch bedeutsamen Plätzen lagen römische Kastelle, wohl das



Karte der Römerstraßen in Bayern ▬▬ der römische Limes ―― gesicherter Lauf – – – im einzelnen unsicherer Lauf

größte unter ihnen „Castra Regina", das heutige Regensburg, wo drei Kohorten und eine „ala auxiliaris", eine Kavalleriebrigade von Hilfstruppen lag. Die kleinen Kastelle, in denen von einer „Centurie" (Kompanie) bis zum „Manipel" (Bataillon) Truppen kaserniert lagen, sind außerordentlich zahlreich. Vor diesen Kastellen haben die Häuser und Baracken gelegen, in denen die Soldaten wohnten, denn im Kastell selber wohnten nur die Offiziere und eine Wache. Der römische Soldat wohnte draußen mit seinem Soldatenschatz und seinen Kindern, galt zwar als unverheiratet, aber wenn er nach seiner Dienstzeit mit dem sauber in Metall gearbeiteten Militär=

diplom und einem Stück Versorgungsland entlassen wurde, dann wurden seine Frau und Kinder legitimiert und er selber Ansiedler. Auf diese Weise ist auch sprachlich viel Römertum in dies Gebiet hineingekommen und die Kelten waren ja auch schon so schwach und innerlich kraftlos, daß sie die lateinische Sprache ohne große Mühe übernahmen, vor allem, als nach dem ersten Markomannenkriege zwei auch sprachlich italische Truppenkörper ins Land kamen: legio II Italica und legio III Italica, — ganz abgesehen von anderen größeren und kleineren Truppenverbänden, die, seitdem in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. die Markomannenkämpfe immer ernster wurden, in Eile in diese Gebiete vorgeschoben wurden. Wann die keltische Sprache hier endgültig erlosch, wann die letzte alte Frau starb, die noch keltisch sprach, das wissen wir natürlich nicht. Im 3. Jahrhundert n. Chr. jedenfalls ist die Bevölkerung sprachlich romanisiert. Auch die Götter, deren Standbilder und Weihetafeln wir erhalten haben, sind wesentlich die römischen Götter oder Göttergestalten, wie der persische Mithras, die von den Legionen ins Land gebracht wurden. Um die alten Kastelle aber entstanden langsam schöne, ja prunkvolle Städte. Etwa Kempten war eine blühende Provinzstadt, und die Ausgrabungen haben uns ganz ähnlich wie im Rheingebiet herrliche Mosaike, wunderbare Schmuckgegenstände und die vielberühmten römischen terra-sigillata-Waren erhalten.

Die Schmuckgegenstände und die Reste der römischen Einrichtungen in den Häusern und Werkstätten unterscheiden sich an Reichtum der Ausführung und Schönheit der Form von denen des Rheingebietes kaum wesentlich, wenn auch der ärmere Boden das bayrische Land mehr zum Versorgungsland Roms mit Holz, Honig, Wachs und anderen mehr agrarischen Produkten machte, während der Weinbau zurücktrat. Die großen Tonlager aber gaben die Grundlage einer reichen Ziegelfabrikation, wie wir solche Stätten etwa in Westerndorf bei Rosenheim gefunden haben. Unter den Namen der Töpfer finden sich eine Anzahl keltischer Namen. Mindestens im dritten Jahrhundert, allerdings gegen seinen Ausgang hat sich das Christentum hier verbreitet; ob es die gesamte Bevölkerung oder nur die Städte ergriffen hat, läßt sich schwer sagen und ist auch bedeutungslos, jedenfalls besteht gegen Ende des römischen Kaiserreiches eine geordnete

Bischofsverfassung, von der man annehmen kann, daß sie mindestens die große Masse der Bevölkerung erfaßte. Diese Christianisierung hat noch einmal die Romanisierung vorwärtsgetragen, denn sie erfolgte in lateinischer Sprache und wird, falls überhaupt noch solche Reste vorhanden waren, die allerletzten keltisch sprechenden Teile zur lateinischen Sprache gebracht haben.

Dagegen taucht in diesem Gebiet etwa seit der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts und dann in immer stärkerem Maße zunehmend, das germanische Element auf. Mochte der römische Limes, mochten die römischen Truppen und Kastelle auch den gewaltsamen Einmarsch germanischer Heere verhindern, — das Bevölkerungsgefälle ließ sich mit den Mitteln eines Grenzkordons nicht ändern. Dieses aber ging damals unbestritten von Norden nach Süden; die Germanen waren die kräftigeren, unverbrauchteren und wahrscheinlich auch kinderreicheren, hatten jene uralte volkspolitische Überlegenheit, die ein Bauernvolk immer über ein Städtervolk hat. Die Römer aber waren durchaus städtisch und die romanisierten Kelten verstädterten immer mehr. So mußte ein natürlicher Bedarf an Einwanderung entstehen. Die entlassenen römischen Soldaten vermochten ihn nicht zu decken. Je schwerer und bedrohlicher die Lage an der Reichsgrenze wurde, um so mehr sah man sich veranlaßt, Hilfstruppen heranzuholen. Der Versuch, ein ganzes keltisches Volk, die Britonen im Schwarzwald anzusiedeln, war der römischen Militärverwaltung im wesentlichen gelungen, ließ sich aber nicht beliebig wiederholen, denn solche noch fast unberührten und kriegerischen Keltenvölker gab es nicht mehr viele — den grundhörigen gallischen Bauern aber konnte man kaum an der Germanengrenze ansiedeln —, er hätte sie jedenfalls nicht mehr verteidigt, sondern nur Kriegswirren benutzt, um seinem Herrn davonzulaufen.

Man mußte also andere Grenzwächter, andere Verteidiger des Reiches beschaffen. Getreu der alten Erfahrung, daß Germanen am besten durch Germanen besiegt werden, begann darum die römische Militärverwaltung einzelne germanische landsuchende Bauernhaufen über die Grenze zu lassen und mit der Pflicht der Reichsverteidigung anzusiedeln. So traten 178 n. Chr. die vandalischen Asdingen in ein Schutz- und Bündnisverhältnis zu Rom und bekamen ein regel-

mäßiges Jahrgeld; im gleichen Jahre wurden die Naristen unterworfen, traten in römische Kriegsdienste und siedelten sich auf dem Südufer der Donau durchaus im heutigen Bayern an, wo wir sie dann als Grenzwächter gegen die Markomannen finden. Die Form dieser Ansiedelung war verschieden, — einzelne Gruppen erhielten das römische Bürgerrecht, einzelne das sogenannte „jus italicum", das ihnen vor allem die Grundsteuerfreiheit gab, denn der Germane pflegte in der Verpflichtung von Steuerzahlung ein Zeichen der Unfreiheit zu sehen, und war wohl nur gegen Befreiung von dieser Last bereit, auf römischem Boden als Soldat sich niederzulassen.

Gerade an der mittleren und oberen Donau waren solche Übertritte germanischer Krieger- und Bauerngruppen zahlreich. Herodian berichtet: „Caracalla machte sich alle Germanen nördlich der Donau zu Freunden und schloß mit ihnen Bündnisse, daß sie ihm freiwillig Hilfstruppen stellten. Er wählte aus ihnen die wackersten und tapfersten Leute aus und machte sie zu seinen Leibwächtern. Der Kaiser trug nur selten römische Kleidung und bevorzugte die germanische Tracht, ja, zeigte sich meist in einem mit Silber durchwirkten Mantel, wie ihn die Germanen zu tragen pflegen. Außerdem hatte er sich eine blonde Perücke aufgesetzt, um wie ein Germane auszusehen..." Man hat geschätzt, daß etwa 100 000 Germanen bereits zu seiner Zeit im römischen Heer dienten, selbstverständlich nicht alle an der Germanengrenze, sondern besonders in Klein-Asien an der Persergrenze und in Afrika.

Nicht aber eigentlich an der Donaugrenze im bayrischen Land, sondern an der unteren Donau erfolgte die Aufrollung des Römerreiches durch die Goten. Immerhin gelingt 232 n. Chr. den Alemannen und Markomannen von Böhmen her ein konzentrischer Angriff auf die Provinz Noricum und Rhaetien, schlagartig überfluteten sie die Landschaften, nahmen den größten Teil der Städte weg und während die in den beiden betroffenen Provinzen ausgehobenen Legionen tief unten in Klein-Asien an der Persergrenze standen, fiel das ganze Bayernland vorübergehend in germanische Hände.

Kaiser Alexander Severus vermochte zwar, den Limes wiederherzustellen, aber wie nach einer Sturmflut riesige Wasserlachen auf der Landseite des Deiches bleiben, so blieben diesmal große germanische

Tafel I



Schädel aus den bajuwarischen Reihengräbern von Reichenhall (um 500 n. Chr.)



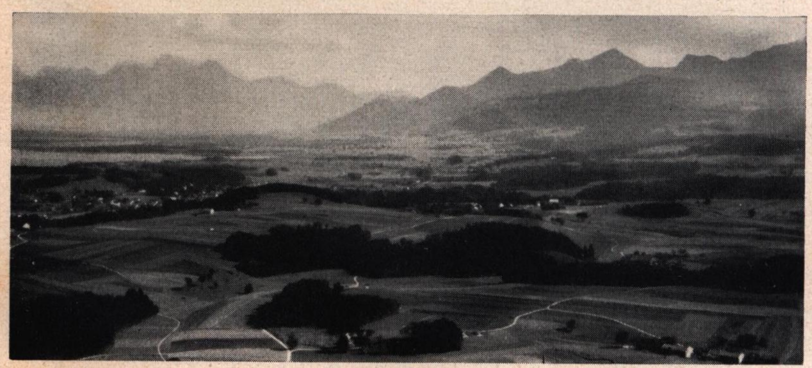
Der Götschenberg bei Bischofshofen im Pongau, prähistorische und keltische Siedlungsstätte



Der nördliche Böhmerwald (Haselbach)



Donautal und Donauebene in der Gegend von Regensburg (Blick von Donaustauf ostwärts, links oben die Walhalla)



Das Voralpenland, Greimharting am Chiemsee

Siedelungen auf der römischen Seite des Limes, der seitdem, wie Herodian berichtet, „durch Feindes Land führte". Kaiser Alexander Severus mußte, was selbst die römischen Quellen mit Beschämung feststellen, wesentlich durch Geldzahlungen den Frieden erkaufen, — das vermehrte sein Ansehen unter den Römern nicht, die ihn, den Orientalen, mit seinen skandalösen Frauenabenteuern, der lieber neupunisch als lateinisch sprach, dem Hannibal ein Denkmal gesetzt hatte und das echte Römertum tief verabscheute, sowieso nicht liebten. „So versuchte Alexander auch diesmal, den Krieg lieber durch Geld, als durch Kampf zu beenden, womit jedoch die Soldaten nicht einverstanden waren, die nur ungern mitten unter den Feinden verweilten." (Herodian.) Man kann das Empfinden der alten Legionäre Roms verstehen, die jetzt auf beiden Seiten ihrer Limeskastelle Germanen sitzen sahen, — draußen die Freien mit ihren immer erneuten Angriffen, drinnen die „Bundesgenossen", — bei denen man nie ganz sicher war, wann sie mit den Volksgenossen jenseits des Limes gemeinsame Sache machen würden. So begann auch diese Grenze von außen und innen ihre alte Sicherheit zu verlieren, und wenig half es, daß 251 n. Chr. der tüchtige Kaiser Ämilianus den Markomannen, den nächsten Grenznachbarn, eine Niederlage beibrachte; 258 n. Chr. fielen die Markomannen wieder in Rhaetien ein, überschritten mit einem aus Markomannen und Alemannen bestehenden Heer zum ersten Male seit Jahrhunderten, gleichzeitig über Chur und Bozen anmarschierend, die Alpen und bedrohten Oberitalien. Die eilig bewaffneten, ganz unkriegerischen römischen Stadtbürgerschaften versagten, die Germanen plünderten alle Städte nördlich des Po aus und als Kaiser Gallienus anmarschierte, fluteten sie durch die Alpenpässe möglichst auf Straßen, wo noch etwas zu holen war, heimwärts gen Norden, diesmal auch die Provinz Noricum eilig überplündernd. Einen Nachtrab von ihnen holte allerdings Gallienus bei Mailand ein und schlug ihn im Jahre 259 n. Chr. zusammen.

Auf der Verfolgung dieser zurückgehenden Germanen aber sah sich Kaiser Gallienus gezwungen, im Jahre 260 n. Chr. mit dem Alemannenfürsten Athalisk einen Frieden zu schließen, durch den der ganze Norden der Provinz Rhaetien und der zwischen den Alpen gelegene Landstreifen in Noricum und Pannonien, — also gerade die wesent-

lichsten Teile des Bayernlandes — an Athalisk abgetreten wurden, wenn auch unter der Bedingung, daß sie weiterhin einen Bestandteil des römischen Reiches bilden, die hier eingewanderten Germanen aber als Bundesgenossen des römischen Reiches gelten sollten. Damals also spätestens erfolgte eine ganz weitgehende Germanisierung dieses Gebietes, und wenn die Römer nun auch damit rechnen durften, daß die Freunde des Athalisk dieses Gebiet gegen die anderen Germanen schützen würden, so muß mindestens damals ein sehr erheblicher Teil der Landbevölkerung, — denn in die Städte gingen die Germanen nicht, — germanisch geworden sein.

Die germanische Position ist hier so stark, daß im Jahre 268 nach dem Tode des Gallienus König Athalisk eingreift, um den Kindern des Gallienus und seiner Tochter die römische Thronfolge zu erkämpfen, — es ist der erste machtvolle Herrschaftsanspruch, der aus dem süddeutschen Raum über ganz Italien erhoben wird. In der Schlacht am Gardasee aber unterliegt Athalisk gegen den vom Senat gewählten römischen Kaiser Claudius II. und die Reste des Germanenheeres gehen wieder über die Alpen zurück, bleiben aber im unbestrittenen Besitz von Noricum und Rhaetien, da der römische Kaiser wieder durch Gotenkämpfe auf der Balkanhalbinsel gebunden ist, die erst 270 n. Chr. mit einem römischen Sieg enden. 271 n. Chr. steht Athalisk schon wieder mit Juthungen und Sweben südlich der Alpen in Italien und kann nur mit Mühe durch Kaiser Aurelian hinausgedrängt werden, der num 274 n. Chr. zum Gegenstoß vorgeht, um Rhaetien, Noricum, ja sogar das alte Zehntland in Besitz zu bekommen.

Sein Feldherr Probus siegt auch in der Tat einmal bei Vindonissa und es gelingt, den Schwabenherzog Krok zur Anerkennung der römischen Oberhoheit zu zwingen. Eine Verdrängung aber der germanischen Ansiedelung an der oberen Donau gelang nicht mehr. Mindestens seit 288 ist das Dekumatland endgültig verloren und heißt Alamannia. Das Schwergewicht der Kämpfe verlagert sich bereits in das Niederrheingebiet, das nordöstlich Gallien und an die Zentralstellungen der römischen Macht zwischen Donau und Balkan im Südosten, während Noricum und Rhaetien nicht im Vordergrund der Kämpfe stehen. Lediglich die weitere Einwanderung germanischer Gruppen in diesem Gebiet, über das wir jetzt so wenig hören, und

wo wir wesentlich noch römische Städte mit germanischer Landbevölkerung annehmen dürfen, verstärkt sich; als 337 n. Chr. die asdingischen Vandalen in Pannonien angesiedelt werden, ist dies nur einer der größeren Völkerschübe jener Zeit, die den inneren Zusammenhang des Römerreiches auflösen, während zugleich an der ganzen Rheingrenze der Kampf des immer tiefer sinkenden römischen Reiches gegen Schwaben und Franken trotz aller Tapferkeit Kaiser Julians des Abtrünnigen für die Römer im Ergebnis ungünstig ausläuft.

357 n. Chr. werden bereits wieder suebische Kampfscharen in den rhaetischen Alpentälern, einbrechende Quaden in Noricum gemeldet, und wenn auch der schwerste Teil dieses „Schwabenkrieges" sich am Rhein abspielte, bis 360 n. Chr. Julian noch einmal die Grenzen sichern konnte, so brachte das Jahr 374 n. Chr. noch einmal einen Einbruch von Vandalen und Quaden in die oberen Donaulande, bei dem ganz Pannonien und Noricum Kriegsschauplatz wurde, und die Germanen sich nun endgültig im größten Teil dieser Provinz fest niederließen.

Es ist also der Auffassung von Döberl in seiner sonst so außerordentlich fleißigen „Entwicklungsgeschichte Bayerns" (München 1906, Seite 20) kaum beizupflichten, wenn dieser schreibt: „Seit den Markomannenkriegen wurden im römischen Reich, auch in den Süddonauländern gegen die Verpflichtung zum Kriegsdienst und zu Abgaben Germanen als Kolonen angesiedelt und so die römischen Provinzen mit germanischen Elementen immer mehr durchsetzt. Aber diese Germanen waren weder so zahlreich, noch innerlich so widerstandskräftig, um sich der Einwirkung der römischen Kultur zu entziehen. Sie wurden ebenso romanisiert, wie die ältere einheimische Bevölkerung, die Kelten und die Rhaeter."

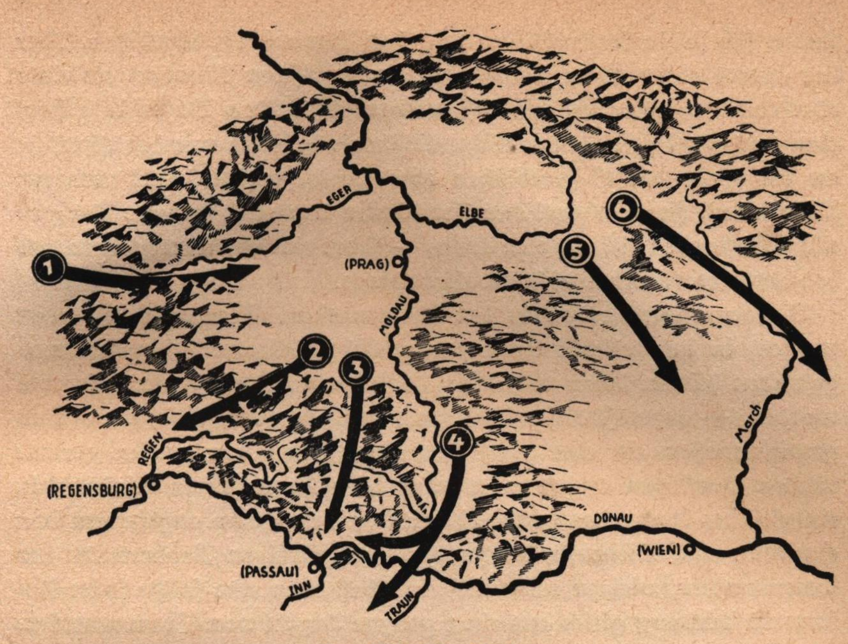
Man wird im Gegenteil sagen können, daß die Gebiete, die später den Kern des bayrischen Siedelungsgebietes ausmachten, bereits gründlich durchgermanisiert waren, ehe die Römerherrschaft in ihnen auch rein staatsrechtlich verschwand. Dabei haben die hier ansässigen Germanen zu verschiedenen Gruppen gehört, neben Schwaben und dem schwäbischen Stamm der Juthungen finden wir Quaden, Markomannen und Vandalen erwähnt, — unberücksichtigt jene unzweifelhaft auch noch vorhanden gewesenen, uns nur schriftlich nicht bezeug-

ten Festsetzungen und Ansiedelungen größerer und kleinerer anderer germanischer Volkssplitter, die hier zuerst als römische Soldkrieger und Untertanen, dann in der Staatsgründung des Athalisk und Krok sich festsetzten.

Trotzdem ist unbestritten noch ein sehr erhebliches Römertum im Lande gewesen; es wird sicher auch ein gewisser Teil dieser angesiedelten Germanen die lateinische Sprache angenommen haben, — das mußte sich aus ihrer Stellung als „Verteidiger des römischen Reiches" immer dann ergeben, wenn die Römer einmal wieder die stärkeren im Lande waren. Der suebisch-juthungische Grundstock der Landbevölkerung, der sich über die romanisierten Kelten lagerte, wird dadurch aber kaum wesentlich abgenommen haben. Die vielen nahen Verbindungen des Bayerntums zum Schwabentum auch in rein sprachlicher Hinsicht erklären sich neben der germanischen Verwandtschaft wahrscheinlich am besten aus dieser bereits im Lande ansässigen wesentlich suebischen Germanenschicht.

Aber wo kommen die eigentlichen Bayern her?

Sie sind das Rätsel der deutschen Stammesgeschichte und wir beabsichtigen nicht, hier etwa jenen Kampf wieder aufzunehmen, der um ihre Herkunft in der Wissenschaft schon ausgefochten ist. Die einen (so Doeberl und Zeuß) leiten den bayrischen Stamm lediglich von den Markomannen aus Böhmen her. Es seien die östlichen Grenznachbarn dieses römischen Donaubesitzes gewesen, die aus Bojohaemum, dem Bojerheim, d. h. aus Böhmen vorstoßend das heutige Bayern erfüllt hatten und daher auch den Namen Bojovari (und ähnlich), wie er uns urkundlich belegt ist, geführt hätten. Da „var" Mann bedeutet, so seien die Bojovari die Männer aus Boja oder Baja gewesen, worunter ein Land an der Elbe verstanden wurde, das man wohl auf Böhmen deuten könnte. Man habe also in den Bayern nichts anderes als die alten Markomannen zu sehen, die sich bei ihren Einwanderungen aus Böhmen kommend den Namen „Bayern" beigelegt hätten. Diese Auffassung gilt vielfach als die herrschende, bedenklich stimmt dabei nur, daß der alte und ruhmreiche Name der Markomannen so auf einen Schlag untergegangen sein sollte und durch einen neuen ersetzt. Wir haben zwar ähnliche Beispiele dafür, und auch der ruhmreiche Name der Cherusker ist im Gesamtnamen der



Das böhmische Becken

1 / Einwanderungsweg der Markomannen in Böhmen (10—1 v. Chr.)

2 / 3 / 4 / Einwanderungswege der Bajuwaren bei der Landnahme um 500 n. Chr.

2 / über die Further Senke

3 / über den „Goldenen Steig“

4 / das obere Moldautal entlang über den Paß von Kerschbaum

4 / 5 / 6 / Richtung der Markomannenvorstöße gegen das Römerreich im 2. Jahrhundert n. Chr.

Sachsen aufgegangen, — aber doch nicht in so später Zeit. Dann hat vor allem Dr. Ludwig Wilser („Die Germanen“, II. Band, Seite 59 ff) darauf hingewiesen, daß die Markomannen in der Völkerwanderungszeit ganz besonders stark vernichtet, ja zu erheblichem Teil fast aufgerieben worden seien. Es erschiene darum sonderbar, daß sie nun plötzlich als ein ganz junges, starkes und frisches Volk auf dem Schauplatze der Geschichte erscheinen sollten. Er selber vertrat demgegenüber die Auffassung, daß die Lugier, ein zurückgebliebener Stamm der Goten, der Kern des Bayernvolkes gewesen seien. Er wies dabei vor allem auch auf allerlei sprachliche Zusammenhänge des bayrischen Dialektes mit dem Gotischen hin. In der Tat sind diese Zusammenhänge nicht zu bestreiten, — in keinem deutschen Dialekt

finden sich so starke Einschläge des Gotischen wie im bayrischen. Aber das ändert nichts an dem Charakter der bayrischen Mundart als einer oberdeutschen und nicht einer skandinavischen. Das Bayrische gehört eben doch an die Seite des Schwäbischen und nicht wie das Gotische an die Seite des Schwedischen oder Dänischen, die nicht wenigen Worte und Formen gotischer Art können das nicht ändern. Der gotische Bestandteil ist ein Einschlag, — sicher ein sehr interessanetr und beachtenswerter, aber nicht die Grundlage.

Wieder andere haben in den Bayern einen Stammesbund sehen wollen, in dem allerlei kleine germanische Stämme sich zusammengefunden hätten. Aber auch diese Auffassung ist mit Recht bestritten worden, — dazu ist dieses Volk zu urwüchsig einheitlich, als daß es gewissermaßen als eine „Restesammlung" aus den großen germanischen Vorstößen angesehen werden kann, dazu ist sein Dialekt, sein einheitliches Recht, das völlig einheitliche Brauchtum angefangen von Hausbau und Viehrasse bis zu den merkwürdigen Rehbrettern, den Totenbrettern, viel zu einheitlich, als daß man eine solche späte Zusammenschiebung gleich aus einer ganzen Anzahl von Stammestrümmern annehmen könnte.

So wird wohl keine bessere Formulierung bleiben, als jene, in den Bayern doch wesentlich die Markomannen, verstärkt durch einige gotische Gruppen zu sehen, die siegreich und die letzten Reste römischer Macht wegschiebend in ein Gebiet einzogen, das zum allergrößten Teil schon von Stammesverwandten verschiedener Siedlungswellen besetzt war. Hier mag der Name Bajovarii, Männer aus Böhmen, dann zur gemeinsamen Bezeichnung geworden sein, hier auch die gemeinsame Besinnung auf alten Zusammenhang sich entwickelt haben, die wir mit einem merkwürdigen Mißverständnis in den mittelalterlichen Chroniken finden.

Bischof Altmann von Passau sagt: „Bawari traduntur ab Armenia oriundi" („von den Bayern wird überliefert, daß sie aus Armenien stammen"), die Kaiserchronik (V. 317) zitiert bei Wilser, sagt: „Die geslähte der Baiere her kommen von Armenje."

Daß hiermit nicht Armenien in Kleinasien gemeint sein kann, ist einleuchtend, es handelt sich vielmehr um die germanische Völkergruppe der Herminonen, zu dieser gehörten die Markomannen in

Böhmen, die Quaden in Mähren, die Hermunduren im Süden der Provinz Sachsen und im Nordwesten des Freistaates Sachsen, die Semnonen (also Nordschwaben) ursprünglich in der Altmark und im nordwestlichen Brandenburg, ferner die Langobarden in Osthannover.

Die Langobarden kommen für die Grundlage des bayrischen Stammestums nicht in Frage, sie haben ihr eigenes Schicksal gehabt. Die Semnonen, d. h. später die Schwaben, werden nur jenen Teil in Noricum und Rhaetien angesetzter Siedler gestellt haben, die vor dem Bayerneinzug von 508 n. Chr. schon im Lande waren, die Quaden waren zahlenmäßig sehr klein, — so bleiben nur die Markomannen und die Hermonduren. Eigentlich hätten jene zahlreichen mittelalterlichen Hinweise auf „Armenien, Hermenien" schon auf die Hermunduren führen müssen. Anderseits sieht man mit Recht in den Hermunduren, den „Duren" aus der Stammesgruppe der Herminonen die Vorfahren der Thüringer, — sie kommen also auch für die Bildung des bayrischen Stammestums kaum in Frage. So bleiben wir schließlich doch bei der Annahme, daß es wesentlich die Markomannen gewesen sein müssen, die auf ihrer Abwanderung aus Böhmen die Zusammenfassung ihres eigenen Volkstums mit den schon im Lande sitzenden Germanen in der gemeinsamen „herminonischen Tradition" durchgeführt haben, denn daß im Mittelalter gerade diese Herkunft von den Herminonen noch überall in Bayern erwähnt und bezeugt wird, — während bei den anderen deutschen Stämmen die Erinnerung an die beiden anderen Stammesfamilien der Ingwaeonen und Istwaeonen im Mittelalter so gut wie gänzlich erloschen ist, läßt auf eine beinahe bewußte politische Formung durch die frühen bayrischen Herzöge schließen. Sie werden sich bemüht haben, der vorgefundenen zahlreichen germanischen Bevölkerung, die ihren suevischen, quadischen und sonstigen Einzelstammeszusammenhang bereits verloren hatte, aber sich ihrer herminonischen Herkunft noch erinnerte, die gemeinsame Abstammung und Tradition mit den neuen Zuwanderern klarzumachen und zugleich auf dieser Grundlage eine Einigung zwischen Alt- und Neusiedlern, eine Ausschaltung von sinnlosen Gegensätzen von Menschen der verschiedenen Wanderungswellen aus der gleichen Wurzel und dem gleichen Stammeszuge, zu schaffen. Es

wäre mindestens eine außerordentlich kluge und praktische Verfahrensweise, die diesen bayrischen Herzögen auch zuzutrauen ist, denn im Verhältnis zu den benachbarten Schwaben muß ebenfalls sehr früh eine praktische und verständige Regelung der Beziehungen erreicht worden sein, — hier wird der Lech die Grenze, die von keinem der beiden Volksstämme irgendwie wesentlich überschritten worden ist. Da wir von blutigen Kämpfen der Schwaben und Bayern gar nichts hören, schon die ältesten Quellen diese Grenzen angeben, so werden wir die Bestimmung des Lech als Grenzfluß zwischen Schwaben und Bayern ziemlich bald in die Zeit nach der bayrischen Einwanderung legen dürfen.

Selbstverständlich standen die Bayern bei ihrer Einwanderung noch völlig im alten Glauben, — was nicht hindert, daß von den bereits ansässigen Germanen der eine oder andere Christ gewesen sein mag. Die römische Bevölkerung war selbstverständlich einheitlich christlich.

Vor allem aber waren die Bayern eine durchaus bäuerliche Bevölkerung. Das geht aus allen Belegstellen, die wir besitzen, hervor. Wenn man auch wohl nicht das Wort Bayern und die erste Silbe von Bajovari mit „Bauern" übersetzen kann, — eine Volksbezeichnung, die an sich germanischen Völkern liegt, denn auch die südafrikanischen „Buren" heißen ja einfach Bauern, — wenn auch die Sprachwissenschaft gegen eine so einfache und einleuchtende Deutung des bayrischen Namens ihren Protest erhebt, — ein Stamm, der bis heute hin die bäuerliche Tracht selbst in den Städten erhalten hat, wo bis ins 19. Jahrhundert die Könige in der Bauerntracht gingen, der wie kein anderer an Feldumgängen, Roßweihen, Einzelhofsiedelung und ländlicher Tradition hängt, ist in der Tiefe seiner Seele bäuerlich.

Hier nun ist wertvoll, einmal die altbäuerliche Überlieferung der ältesten Zeit des bayrischen Stammes an Hand der Ausgrabungen und der vorhandenen schriftlichen Quellen zu untersuchen, denn hier finden wir schon die Grundlagen des Inventars, mit dem dieser siedelungsbegabte Stamm, nachdem er endlich das so lange von ihm und seinen Stammverwandten bestürmte Land den Römern abgenommen, seinen großen mittelalterlichen Siedelungsvorstoß unternehmen konnte.

Der Bauernhof der bayrischen Frühzeit

Ohne Heimatboden kein Bauer. Will man sich die bayrische Landnahme lebendig machen, so darf man nicht nur Karten aufschlagen und Geschichtsbücher nachlesen; man muß vielmehr versuchen, das bayrische Land wirklich mit Augen so zu sehen, wie es sich den Einwandererzügen darstellte, die mit ihren Wagen und Herden von Norden kamen. Es ist dabei gleichgültig, ob man sich einen der Wege aus Böhmen als den entscheidenden, oder ob man sich mehrere Einwanderungswege vorstellt: aus der Richtung von Taus durch die Further Senke; oder aus dem Quellgebiet der Moldau über den „Goldenen Steig" gegen Passau; oder von der Moldau südwärts in Richtung der ersten deutschen Pferde-„Eisen"-Bahn zwischen Budweis und Linz. Das erste Erfordernis ist, sich die Landschaft südlich der Donau, die heute zu Ober- und Niederbayern, Ober- und Niederösterreich gehört, als den einheitlichen Raum vorzustellen, den sie geographisch bildet. Dazu kommt, daß dieser einheitliche Raum vor der bayrischen Landnahme ja auch im Rahmen des römischen Reichs ein einheitliches politisches Gebilde darstellte, für welches die Unterteilung in Noricum, Vindelicien und Rhätien sehr nebensächlich war. Genau so wurde es auch nach der Landnahme zunächst bis zur Enns, dann bis zur Leitha als einheitlicher Raum empfunden. Damit kommt dem Inn und der Salzach auch eine gänzlich veränderte Stellung zu: anstatt, verstärkt durch einen farbigen Streifen auf der Landkarte, Grenze zu sein, stehen sie in einer Reihe mit den übrigen Flüssen, welche dem von Norden Kommenden das Land südlich der Donau erschließen: Isar, Inn, Traun, Enns. Damit entfallen alle ausschließ-

lich „österreichischen“ oder staats-„bayrischen“ Landnahmetheorien als überholt und zweckbestimmt.

Man darf sich nicht vorstellen, daß die Wagenzüge der Bayern sich durch Urwald aus Böhmen durchgearbeitet hätten. Die Wege ihrer Einwanderung hatten schon in der Bronze- und Eisenzeit einen regelmäßigen Handelsverkehr gesehen. Auf den Wegen, welche die Bayern südwärts fuhren, war schon viele Jahrhunderte vor ihnen Salz und Erz aus den Alpen nordwärts verfrachtet worden. Auf jedem dieser Wege, wenn man von Norden kommt, gibt es einen Punkt, von dessen Höhe man zum ersten Male den vollen Blick gegen Süden hat. Dieser Blick — den niemand vergißt, der ihn einmal mit Bewußtheit getan hat — ist politisch für das Schicksal der Bayern entscheidend gewesen. Man versuche so zu schauen, wie der Bauer der Frühzeit es getan hat: Viele Tagereisen des Frühlings hat sich der Weg durch den siedlungsfeindlichen, dunklen Bergwald gewunden, der noch manche Jahrhunderte, nachdem er zum „Bayrischen Wald“ geworden war, nur Waldläufern und Holzknechten Nahrung geben konnte. Und nun weitet sich das Land: vor ihnen fallen die besonnten, südseitigen Hügel zur Donau ab und den offenen Donauebenen, die ohne Rodung dem Pflug offenstehen und eine rasche Sommersaat verheißen. An der Donau entlang führte die uralte Bernsteinstraße, die so alt war, als die europäische Menschheit selbst. Hinter den Donauebenen erhebt sich ein bewaldetes, sanftes Hügelland; aber es ist nicht dunkler Nadelwald, sondern lichter, graswüchsiger Laubwald mit einem starken Eichenanteil, der ungezählten Herden zur Weide und Mast dienen kann. Von der Donau südwärts weisen Flüsse in das Hügelland hinein. Innaufwärts hatte der mittlere Ast der Bernsteinstraße in das Alpenland und das römische Reich hineingeführt. Und gegen Süden verliert sich das Hügelland gegen die Alpen, die beschneit den Sehkreis abschließen. Die Gipfel des Salzkammerguts und der Berchtesgadner, mit dem First der Tauern im fernen Dunst, setzen den Wanderwünschen ein vorläufiges Ende. Es ist also ein im Großen überblickbarer, dennoch innerlich gegliederter, siedlungsfreundlicher Raum, der zur Heimat des bayrischen Bauern werden sollte.

Die Voraussetzungen zur Schaffung von Bauernland sind, der

inneren Gliederung der Landschaft entsprechend, sehr verschieden. Die tiefgründigen warmen Lößböden der Donauebenen waren in der Alt- und Mittelsteinzeit, d. h. noch während des jägerischen Zeitalters des Menschen, unbesiedelt. In der Jungsteinzeit, mit dem Aufkommen des Ackerbaues, erscheinen sie dichtbesiedelt. In der Bronzezeit werden auch die Ebenen mit schweren, kalten Lehmböden in Arbeit genommen und bis zur bayrischen Landnahme bleiben diese Löß- und Lehmflächen die Haupt-Ackerbaugebiete — gleichzeitig aber auch die Durchzugsebenen für die östlichen Reitervölker. Man muß sich also gerade diese, für die ersten Ernten der bayrischen Bauernzüge günstigen alten Kulturböden, nach dem Hunnensturm menschenleerer vorstellen, als die weniger zugänglichen Weidegebiete der keltischen Bauern des Alpenvorlandes.

Die Moränenhügel und Schotterheiden des Alpenvorlandes und die Alpentäler selbst sind während der gesamten Steinzeit so gut wie unbesiedelt. Während der keltischen Bronze- und Eisenzeit sind sie inselweise sehr dicht besiedelt und haben ihre Bevölkerungsdichte wohl auch bis zur bayrischen Landnahme besser erhalten können. Dabei nehmen gerade die Alpentäler insofern eine besondere Stellung ein, als die schmalen siedlungsfreundlichen Streifen der Täler und Übergänge die Bauernsiedlungen und Verkehrssiedlungen weitestgehend zusammenzwingen.

Eine besondere Siedlungsgeschichte ist dem fränkisch-bayrischen Jura eigen, der — grob gesehen — das bayrische Stammesgebiet gegen Nordwesten abschließt. In der Alt- und Mittelsteinzeit, also in der jägerischen Zeit, war der Jura ein Jägerparadies, um in der Mittelsteinzeit, d. h. mit dem Beginn des Ackerbaues in Bayern, menschenleer zu erscheinen. Von der Bronzezeit bis zur bayrischen Landnahme bleibt er inselweise besiedelt, wie es die besondere Bodengestalt ermöglicht.

Das letzte der einheitlichen Landschaftsgebiete ist das ursprüngliche Waldhügelland südlich der Donau, ein Gebiet, in welchem heute die Hallertau liegt, das sich östlich im niederbayrischen Hügelland, im oberösterreichischen Innviertel fortsetzt, und zuletzt in Niederösterreich zwischen Wiener Wald und Tullner Feld ausläuft. Dieses Waldhügelland war während der Steinzeit, der Bronzezeit und der

Eisenzeit vollkommen unbesiedelt und nur einzelne Zufallsfunde an seinem Rande verraten die Anwesenheit des Menschen. Wer aber heute die Landkarte Altbayerns, Ober- und Niederösterreichs betrachtet, der findet, daß gerade diese ehemaligen Waldhügelgebiete heute das bäuerliche Kernland Bayerns, Ober- und Niederösterreichs darstellen. Damit kommen wir auf etwas sehr Wichtiges. Die Kulturleistung eines Bauernvolkes kann wohl auch darin bestehen, die verlassenen, in diesem Fall durch den Hunnensturm und den Zusammenbruch des Römerreichs wüst gewordenen alten Kulturböden wieder zu besiedeln: eigentliche Leistung besteht aber in der Neuschaffung von Kulturböden. Die deutschen Stämme des alten germanischen Bereichs können sich heute noch genau so wie zu des Tacitus Zeiten als „indigenae", d. h. ureingeboren, bezeichnen: ihre Kulturböden sind von Urzeiten selbst geschaffen. Die Bayern könnten diesen Ruhm nicht für sich in Anspruch nehmen, wenn sie sich darauf beschränkt hätten, nur zu okkupieren, was vor der Völkerwanderung von anderen besiedelt gewesen war. In Wahrheit ist aber dieses ganze, von den vorgeschichtlichen Bewohnern nur an seinen Rändern gemeisterte Land durch den Pflug und den Weidezaun des bayrischen Bauern vollkommen umgeschaffen worden. Damit ist das heilige Besitzrecht an diesem Boden für alle Zeiten erworben worden, das niemals in der Geschichte anders zu erwerben ist, weder durch das Schwert noch durch Verträge. Das Bewußtsein der Heiligkeit der Heimat ist seitdem längst, bewußt und unbewußt, in die letzten Tiefen unseres seelischen Lebens eingegangen.

Der bayrische Bauer zog im Frühjahr auf die Landsuche, wenn die Wege fahrbar geworden waren, um die Sommersaat noch in den frisch gebrochenen Acker des Neulandes zu bringen. Man darf unter Einrechnung der Schwerbeweglichkeit eines Bauernzugs immerhin eine Dauer von bis zu vier Wochen für die Entfernung aus den böhmischen Sitzen in die Donauebene ansetzen. Wenn wir versuchen wollen, uns solche Wanderungen wirklich vorzustellen, müssen wir uns von den Verkehrsbegriffen unserer Zeit loslösen. Die Überwindung großer Entfernungen mit Viehherden war noch bis in unsere

Zeit nichts Ungewöhnliches: Die süddeutschen Wanderschäfer weideten ihre Herden vom Inn bis an die Seine — ein Raum, der ihnen von Schafweide zu Schafweide ein vertrauter Begriff war. Oder noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde die Herde des königlichen Gutes Schleißheim, nördlich von München, über eine Entfernung von etwa 80 km Luftlinie zur Sommerweide an den Fuß des Gebirges getrieben; diese Entfernung entspricht etwa derjenigen von Klattau in Böhmen nach Passau, oder von Budweis nach Linz. Über die Art und Weise, wie die Landnahme geplant und vollzogen wurde, werden wir immer nur auf Vermutungen angewiesen sein. Jedenfalls ist kaum vorzustellen, daß sich ein schwerfälliger Siedlerzug ohne Vorbereitung und ins Ungefähre auf den Weg machte. Auch wenn den Herzögen und den Führergeschlechtern der Landnahmezeit keine Unterlagen in dem Sinn zur Verfügung standen, wie sie für das hochmittelalterliche deutsche Siedlungswerk nachgewiesen sind, muß man bei ihnen ein bis ins einzelne gehendes Bild der politischen und geographischen Lage dieses ihres Aktionsraumes voraussetzen, das sich auf den Nachrichtenmitteln der Zeit aufbaute. Die Sippen, welche Jahrhunderte vorher die Markomannenkriege führen konnten, mußten einer Siedlungsaufgabe wie derjenigen der Landnahme ganz selbstverständlich gewachsen sein.

Man hat die bayrische Landnahme manchmal so dargestellt, als ob die germanische Siedlung in Böhmen und Mähren durch den „Slawensturm aus dem Land gefegt" worden sei, und als ob die Bayern infolgedessen in Eile nicht nur den Böhmer Wald, sondern auch die Donau zwischen sich und die Slawen gebracht hätten. Diese Auffassung ist mit dem geschichtlichen Gesamtbild kaum in Einklang zu bringen: ihr widerspricht das langsame, fast vorsichtige Nachsickern der Slawen in die aufgegebenen Sitze ebenso wie die Stellung der Bayern gegenüber dem römischen Reich oder später gegenüber den Alpenslawen. Im Geschichtsbewußtsein des Stammes erhielt sich noch lange die Vorstellung eines Besitzrechtes in Böhmen und Mähren, wie in jenem Beschluß des Landtages von Reißbach, 900: „Das

Land der mährischen Slawen war unseren Königen und unserem Volke unterworfen..."

Es ist als sicher anzunehmen, daß die Bayern während der Landnahme einen ähnlichen Grundsatz angewendet haben, wie seinerzeit die Franken: herrenloses Land gehörte dem Staat, der König oder Herzog verfügte darüber als Verkörperung der Volkshoheit. So ist wohl der gesamte Grundbesitz des römischen Fiskus mit einem staatsrechtlichen Akt an die Herzogsgewalt übergeganen. Dieses Fiskalgut, das nach dem Sturz der Agilolfinger an die Reichsgewalt überging und von dieser später an die Wittelsbacher verliehen wurde, bildet heute noch den Grundstock der bayrischen Staatsgüter und Forste. Es ist also fast selbstverständlich, daß die Herzogsgewalt als der größte Landbesitzer aus der Landnahme hervorging. Und aus diesem Landvorrat wurde über die Zwischenstufe der weltlichen und später auch der geistlichen Hoheitsträger Siedlung nach Siedlung errichtet. Es leuchtet auch ein, daß eine direkte Vergebung vom Herzog an den Bauern schon aus zeitlichen und räumlichen Gründen nicht mehr möglich war, sobald der Stamm weitschichtig im Lande siedelte.

Man muß sich handgreiflich vorstellen, daß der bayrische Bauer das Saatgut seiner Getreidearten — seit jeher der wichtigste Besitz jedes Siedlers — aus seinen früheren Sitzen mitbrachte. Schon im böhmischen Becken, dessen Böden gerade den Ackerbau begünstigten, müssen die Markomannen im Besitz der Kulturpflanzen gewesen sein, die allgemein-germanisches und — aus dem Erbe der Boier — allgemein-keltisches Eigentum waren. Hierzu zählen in erster Linie die Hauptgetreidearten: Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und Hirse, dann hauptsächlich Hanf und Flachs, der mit seinem altbayrischen Namen „Haar" heißt, ferner Erbsen, Bohnen, Linsen, Lauch, Möhren und Rüben, Waid und Mohn. Die Gerste insbesondere war dem Bayern der Frühzeit vor den anderen Getreidearten wert, als die älteste steinzeitliche Ackerfrucht. Der Stamm hat die Erinnerung treu bewahrt: *noch heute wird der Ausdruck „das Gerstl" als Synonym für „Hab und Gut" überhaupt gebraucht!* Der Dinkel, und ähnlich Emmer und Einkorn, war ein Sondereigentum der Alemannen und ist von ihnen mit dem altbayrischen Namen „Vesen" in das westliche Oberbayern übernommen worden. Keltisches und später auch

germanisches Gemeineigentum war auch der Räderpflug mit dem Streichbrett, das die Erde wendet; eine der wichtigsten Erfindungen, die aus den Voraussetzungen des nördlichen Klimas und feuchter Böden gemacht wurde, im Gegensatz zu dem einfachen, wühlenden Hakenpflug der mittelmeerischen Kultur und ihrer trockenen Böden. Nach dem berühmten Bericht des Plinius, dessen technische Zuverlässigkeit keinen Anlaß zu Zweifeln gibt, ist Rhätien als die eigentliche Heimat des Räderpfluges mit Streichbrett zu betrachten. Das Geschichtsbild hat sich im Verlaufe der letzten Jahrzehnte eindeutig dahin geklärt, daß schon die Kelten im vorbayrischen Bayern einen Landbau besaßen, welcher der mittelmeerischen Kultur nicht nur nicht nachstand, sondern eben eigenständig aus den anderen Voraussetzungen Mitteleuropas entwickelt war. Die germanischen Bauernstämme und unter ihnen die Bayern sind ihnen darin nicht nachgestanden. Das schließt durchaus nicht aus, daß die schon zu dieser Zeit Jahrtausende alte Berührung mit der Mittelmeerkultur im Augenblick der Landnahme auf dem Boden des zerbrochenen Römerreichs plötzlich wieder viel enger wurde, und dem deutschen Landbau eine Reihe bisher unbekannter Kulturpflanzen hinzufügte. Daß zum Beispiel unser Obstbaumbestand — mit Ausnahme des Holzapfels, der Holzbirne und Wildkirsche — aus dem mittelmeerischen Kulturkreis stammt, ist leicht aus den Verhältnissen der Wanderzeit erklärlich: selbst wenn die klimatischen Voraussetzungen in den alten Sitzen der Markomannen günstig gewesen wären, konnte ein Stamm, der seine Heimat noch nicht gefunden hatte, nicht an Obstbaumzucht denken. Das Erbe, das der bayrische Bauer der Frühzeit in seinen neuen Acker brachte, ist heute nach den pflanzenzüchterischen Veränderungen von ein und einem halben Jahrtausend nicht mehr mit Sicherheit auszumachen. Doch ist in der Erscheinungsform der alten Landsorten noch undeutlich der Umriß dessen zu erkennen, was der bayrische Bauer der Landnahmezeit anbaute und noch vorhandene Erkennungsmerkmale der ehemaligen Wildpflanzen lassen sie ehrwürdig erscheinen.

Nicht umsonst stellen die alten alpinen Getreidesorten, die wir heute wieder aus den letzten Tälern sammeln, ein unersetzbares Gut für die heutige deutsche Getreidezüchtung dar.

Der Ackerbau der Landnahmezeit hat schon seit etwa fünf Men-

schenaltern die Aufmerksamkeit der bayrischen wissenschaftlichen Öffentlichkeit auf sich gezogen, seit der Kurfürstliche Akademiker Franz von Paula Schrank die Hochäcker 1786 zum ersten Male in der Literatur erwähnte:

„An einigen Orten sahen wir eine sonderbare Art von Äckern. Sie waren ganz flach, ohne Rücken und Furchen, dabei ungemein lang, aber äußerst schmal, oft kaum zwo Klaftern breit..." Von Gras und Bäumen überwachsen ziehen sich die längst verlassenen Ackerbeete in ungeheuerer Länge (die größte gemessene Länge eines Hochackers beträgt 1200 m) durch die schweigenden Heiden und Forste. Der Boden hat die Form der Ackerbeete getreulich durch die Jahrhunderte bewahrt. Trotz aller wissenschaftlicher Erklärungsversuche sind die Hochäcker noch heute von einem Rätsel umwittert; denn ihre Form widerspricht auf den ersten Blick allem, was wir vom germanischen Ackerbau wissen. Demzufolge sind sie allen denen zugeschrieben worden, die jemals diese Erde bebaut haben: den Kelten, den Römern, dann den Bayern der Landnahmezeit, den mittelalterlichen Bauern und den blühenden Dorffluren vor dem 30jährigen Krieg. Und tatsächlich scheint allen diesen Zuschreibungen etwas Richtiges zu entsprechen. Hat nicht der Münchner Anthropolog Ranke den Zusammenhang der Hochäcker mit dem römischem Straßensystem und der römischen Siedlung so klar nachgewiesen, daß eine Widerlegung kaum möglich scheint? Hat aber nicht auch der alte Franz von Paula Schrank in seinem ersten Bericht von 1786 geschrieben, daß das Rätsel der Hochäcker für ihn gelöst sei, und zwar deswegen gelöst, weil er auf seiner „Reise nach den südlichen Gebirgen von Bayern" im Chiemgau „wirklich bebaute Äcker vor Augen" hatte, welche genau den vom Alter überwachsenen Hochäckern entsprachen! Es scheint gar nicht notwendig, die Hochäcker einem bestimmten, kurzen Zeitabschnitt zuschreiben zu wollen: die Völker wandeln sich unter Umständen schneller auf dem Schauplatz der Bauernarbeit, als deren Voraussetzungen. Auf den offenen seichtgründigen Heiden der Frühzeit fand der bayrische Bauer die verlassenen Äcker der Vorbesitzer des Landes; dann wanderte der Ackerbau in einem jahrhundertelangen Vorgang auch auf die schwerer zu bearbeitenden, feuchten, von Natur waldbestandenen, aber fruchtbaren Böden; gleichzeitig wurde manches an



Alpengebiet: Voldertal



Die Königsee-Alm in Oberbayern

Tafel III



Fränkisch-bayrischer Jura (Arnsberg im Altmühltal)



Waldhügelland südlich der Donau (Kößlarn in Niederbayern)

Fläche aufgegeben, was dafür an Tiefe des Kulturbodens gewonnen wurde: und so sanken die Hochäcker in Vergessenheit, die in Hinsicht der Lage gleichzeitig aus der vorbayrischen und hinsichtlich ihrer letzten Gestalt aus bayrischer Zeit bis hinauf aus dem 18. u. 19. Jahrhundert stammen.

Auf den alten Kulturböden ist also eine gewisse Kontinuität des Kulturverfahrens selbstverständlich. Dagegen ist die Entwicklung des Ackerbaues in den Waldrodungen für die Wirtschaftsweise des bayrischen Bauern der Frühzeit eigentümlich. Die älteste und einfachste Wirtschaftsform, wo er auf jungfräulichem Boden zu bauen begann, ist der Waldfeldbau, der im ganzen Stammesgebiet verbreitet war, und den wir als ein Erbe aus den Sitzen vor der Völkerwanderung betrachten können. Diese „wahrscheinlich uralte nordische Betriebsweise des Ackerbaues" (Darré) hat sich in abgelegenen Gegenden bis heute erhalten können: in Gestalt der sog. „Birkenberge" im Bayrischen Wald und in den Alpenländern. Die Fruchtfolge ist seit Jahrtausenden die gleiche: Der Holzwuchs wird gerodet, nur einige Samenbäume bleiben stehen; Äste und Wurzeln werden verbrannt, die Asche zur Düngung ausgestreut; in die Asche wird Hafer oder Sommerroggen gebaut, bis die Erträge nachlassen; dann läßt man den Wald wieder aufliegen und benutzt das Stück als Weide, bis der junge Holzwuchs das Gras erst erstickt und endlich Wald wieder die Stelle des Ackers eingenommen hat. Dann beginnt der Kreislauf wieder von neuem. Die Bauernschaft hielt mit großer Zähigkeit am Waldfeldbau fest, trotzdem man alles getan hat, um ihn durch neuere und bessere Anbausysteme zu ersetzen — mit dem Aufgeben der „Birkenberge" wird ein lebendiger Zeuge unserer Vorzeit dahingegangen sein.

Es ist in der Geschichte des Landbaues nicht so, daß plötzlich Kulturverfahren, Kulturpflanzen oder Haustierrassen ohne zwingenden Grund aufgegeben werden. Das zeigt sich noch deutlicher als in der Geschichte des Ackerbaues in der Geschichte der Tierzucht. Wieder hilft uns in erster Linie nur die Vorstellungskraft, ein Bild von den Herden der Völkerwanderungszeit zu gewinnen: ist es anzunehmen, daß die unter Odoaker nach Italien zurückgerufenen römischen Reichs-

bürger ihren Herdenbesitz mitnahmen? Und in welchem zahlenmäßigen Verhältnis standen die mitgebrachten Herden der Bajuwaren zu dem Viehstand, den die keltoromanische Restbevölkerung Rhätiens und Noricums besaß? Die Verluste des Hunnensturmes hatten in bestimmten Gebieten die Viehbestände ebenso geschwächt wie die Bevölkerung. Trotzdem mußte noch eine bodenständige Viehzucht bestanden haben, der gegenüber das mitgebrachte Germanenrind zahlenmäßig zurücktrat. Das Bild dieser Lage wird durch einen Parallelfall erhellt, der uns aus dem Grenzgebiet von Rhätien, dem Gebiet der schwäbischen Landnahme, zur Verfügung steht. Cassiodor, der „letzte Römer", hat uns eine Anordnung des großen Ostgotenkönigs Theoderich vom Jahre 507 an die Bewohner der Provinz Noricum erhalten:

„Wir bestimmen also hiermit, daß ihr eure kleineren aber zur Arbeit sehr brauchbaren Rinder gegen die der Alemannen eintauscht, die zwar wegen ihrer Größe wertvoller erscheinen, aber durch die weite Wanderung sehr mitgenommen sind. Damit soll jenen durch die in besserem Zustand befindlichen Tiere geholfen werden, ihr aber werdet nun auf euren Höfen einen schwereren Schlag haben. So bekommen jene ein kräftiges, ihr ein stattliches Vieh. Beide Teile werden also — sicher ein seltener Fall — bei ein und demselben Handel alle ihre Wünsche erfüllt sehen."

Schon diese Verfügung legt die Vermutung nahe, daß ein Viehtausch wie dieser der Anfang einer bewußten Kreuzungszucht wurde. Die Geschichte der deutschen Rinderrassen lehrt uns, daß diese Kreuzung tatsächlich in weiten Gebieten stattgefunden hat. Welches Rind fand die germanische Landnahme vor? Das Rind der Kelten war grundsätzlich wildfarbig: schwarzgrau, silbergrau, bräunlich oder gelblich, von zartem, wildähnlichem Körperbau. Sein Stammbaum führt direkt auf die Pfahlbauern und ihr „Torfrind" zurück. Aus dem Torfrind stammen also die wildfarbigen Viehschläge der heutigen deutschen Schweiz, Montafons, des Allgäus, des oberen Lech- und Inntals, die in ihren zierlichen Gebirgsformen, wie dem Oberinntaler Schlag, noch heute das bronzezeitliche Rind annähernd verkörpern. Auf das Keltenvieh gehen auch die einfarbigen Schläge des Oberpfälzer und Kelheimer Rindes zurück, die sich im Norden Altbayerns mit Mühe bis heute erhalten haben. Zur Zeit der Völkerwanderung

sah dieses wildfarbene Rind auf eine ungestörte tausendjährige Entwicklung zurück, wie u. a. die in der Tischoferhöhle bei Kufstein gefundenen Rinderknochen der Frühbronzezeit erzählen. Erst mit der bayrischen Landnahme ändert sich sein Bestand. Die Bayern brachten einen einfarbig hellroten Viehschlag mit, wie er Eigentum einer ganzen Reihe germanischer Stämme war — und nun ergeben sich aus der Kreuzungszucht alle die vielfältigen Möglichkeiten neuer Variationen, die bis in das vorige Jahrhundert noch nicht ausgeschöpft waren. Vor allem erscheinen nun neben den früheren einfarbigen auch die gescheckten Schläge. Welche besondere Rolle das gescheckte Vieh im Volksbewußtsein spielte, geht aus folgendem hervor: Bei der gleichnishaften Herzogskrönung des Mittelalters auf dem Zollfeld in Kärnten (auf die später noch zurückzukommen ist) erkauft der Herzog seine Einsetzung durch Hingabe seines grauen Lodenrocks, einer Stute und eines „gescheckten" Rindes. Darüber hinaus hat sich die Wertung des Scheck-Viehs im Volksmund bis heute in dem Ausdruck erhalten für „nicht um Alles in der Welt": „...it um a g'scheckt's Küahla.."! Durch Kreuzung eines Grauviehs altnorischer oder alträthischer Abstammung mit dem rotbraunen angrenzender Täler entstand z. B. der Pinzgauer, eines der wertvollsten gemeinsamen Besitztümer des oberbayrischen und salzburgischen Bauern von heute! Die abgeschlossenen Täler der Alpen erhielten noch bis ins 19. Jahrhundert ungestört sich entwickelnde örtliche Schläge. So begleitet die Geschichte der Haustierrassen die Geschichte der Völker wie ein Schatten, als eine vertraute Parallele: Die Grundlage der Rassenzusammensetzung, wie sie vor ein und einem halben Jahrtausend bei der germanischen Landnahme geschaffen wurde, hat bis heute das Bild der Zuchten bestimmt und muß sie in Zukunft weiter bestimmen, wenn nur fremde Blutströme abgewehrt werden.

Neue Ausgrabungen aus den Alpenländern bestätigen den uralten Haustierbesitz, aber auch seine direkte Verwandtschaft mit heutigen Rassen. Im Schutt eines bronzezeitlichen Kupferbergbaues auf der Kelch-Alm bei Kitzbühl fand man die Reste eines denkbar vollkommenen Haustierbestandes, dessen Skelettsteile sich zwanglos in das Skelett unserer heutigen Rassen einfügen — über drei Jahrtausende hinweg.

Ähnlich schicksalhaft ist die Geschichte des bayrischen Pferdes, des Norikers. Das norische Pferd ist unbezweifelt das ursprüngliche Alpenpferd, das im römischen Reich den Hauptstamm des Legionspferdes darstellte. Es ist wahrscheinlich, daß es als eine der eigentlichen Stammformen der schweren Pferdeschläge des übrigen Europa zu gelten hat und auf das einheimische Waldpferd zurückgeht. Je höher das Gebirge, um so gedrungener und typischer sind heute seine Formen: der Mittelpunkt seiner Zucht sind die Almweiden der Tauern am First der Ostalpen, am Großglockner. Noricum reichte vom Inn bis an den Wiener Wald, von der Wasserscheide zwischen Eisack und Drau bis an das obere Raabtal, von der Donau bis zu den Karnischen Alpen. Noricum erscheint also als der Mittelpunkt der vorrömischen eisenzeitlichen Kultur, die von den südlichen Ostalpenländern, vom Küstenland, Krain, Kärnten, Steiermark, über Westungarn, Nieder- und Oberösterreich, Mähren, Böhmen, Schlesien und Posen, Süd- und Westdeutschland, die Nordschweiz bis nach Ostfrankreich reicht — und vom eigentlichen norischen Zuchtgebiet strahlt das alpenländische Blut in die genannten Gürtel aus. Dieses norische Blut hat der bayrische Bauer entschlossen weitergezüchtet, nachdem die ursprünglichen Zuchtgebiete in seinen Besitz gekommen waren und trotz vieler aufgezwungener Versuche weithergeholter Einkreuzungen rein erhalten. Die Landnahme hat also in der Pferdezucht keine entscheidende Veränderung gebracht, nachdem man annimmt, daß der Bayer der Landnahmezeit aus seinen böhmischen Sitzen ein Pferd mitbrachte, das verwandten Blutes mit dem bodenständigen Noriker war — nicht umsonst haben wir Böhmen als Ausstrahlungsgebiet der alpenländischen Eisenzeit genannt. Um die alpenländischen Stammzuchtgebiete des Norikers brandete jedenfalls während der Völkerwanderung ein Durcheinander von Pferdeschlägen, in welchem zu dem einheimischen Waldpferd ein starker Einschlag des östlichen Steppenpferdes hinzutrat.

Kennzeichnender für die Verhältnisse der Landnahmezeit ist die Geschichte des Hausschweines. Das deutsche Hausschwein besitzt zwei Stammformen: das großohrige, nordeuropäische Marschschwein und das kleinohrige, wildschweinähnliche Schwein, das in Gestalt des hannöverschen und bayrischen Landschweins bis auf unsere Tage ge-



Das altbayrische Landschwein. Stich von J. A. Klein (1817)

kommen ist. Manche Fragen der Abstammung sind noch nicht endgültig beantwortet: ob beiden Formen eine gemeinsame Urform vorausging, die Kelten und Germanen gemeinsam war; oder ob das kleinohrige süddeutsche Hausschwein direkt vom Wildschwein abstammt, oder ob seine direkten Vorfahren ausgestorben sind — sicher aber ist eine gemeinsame Wurzel des bayrischen Landschweins mit dem europäischen Wildschwein. Für uns, die wir einen regelmäßigen Zuchtbetrieb gewohnt sind, ist folgender Kreuzungsfall fesselnd: Um die Jahrhundertwende etwa paarte sich in der bayrischen Oberpfalz ein weißes Landschwein mit einem Wildeber — nachdem das Mutterschwein sich während der Rauschzeit tagelang in den Wäldern herumgetrieben hatte, kam es eines Tages von einem Wildeber begleitet, zurück. Nachkommen aus dieser Kreuzung wurden auf der Tierschau des Münchner Oktoberfestes ausgestellt: Temperament, Färbung und Körperbau des Wildschweins hatten sich deutlich vererbt —. Abkömmlinge aus dieser Kreuzung waren vom Bauern sehr begehrt, sie waren in den Schweineherden der ganzen Oberpfalz verbreitet, und haben

sich als Weidetiere bei rauher Haltung im Freien sehr bewährt! Derartige wilde Kreuzungen mochten früher bei ausschließlicher Waldweide der Schweine, an der Tagesordnung gewesen sein — kennzeichnend dafür, daß die Begriffe „Wild-“ und „Haus-“ im Landbau noch engere Berührungspunkt haben, als sonstwo! Neben der Ansicht von einer gemeinsamen Wurzel des bayrischen Landschweins mit dem hannöverschen, also von seinem germanischen Ursprung, besteht eine gleichfalls wohlbegründete, daß das bayrische Landschwein mit dem hannöverschen nichts zu tun habe, sondern mit den Kelten ostwärts gewandert ist und im Grunde eine keltiberische Züchtung darstellt. Als eigentliches Keltenschwein hätte es sich später über Altbayern, Ober- und Niederösterreich, die eigentlichen Alpenländer, Oberitalien und die Schweiz verbreitet. Das Zuchtgebiet dieses Keltenschweins würde sich also ungefähr mit dem des norischen Pferdes decken, und man hätte es als vom bayrischen Bauern vorgefunden und nicht als auf der Wanderung mitgebracht zu betrachten. Für die besondere Wertung des Schweines schon vor der bayrischen Landnahme sprechen die zahlreichen Eberskelette, die als Grabbeigaben in den Grabhügeln der bronze- und eisenzeitlichen Herren des Landes gefunden wurden. Gleich, wie man die Abstammung des Schweines der Landnahmezeit beantworten will: es steht im großen europäischen Rassezusammenhang und hat sich in seiner wildschweinähnlichen Gestalt bis vor dem Kriege erhalten: in einem kleinen Zuchtgebiet im Herzen Altbayerns, rund um Regensburg, um Straubing, Kelheim, Parsberg und Roding. Die bayrische Regierung hatte sich oft gegen die Stimmen der „fortschrittlichen“ Landwirte bemüht, die alte Rasse zu erhalten und sie hat, als die Zucht im Lande schon so gut wie aufgegeben war, die letzten reinen Zuchttiere in einem ihrer Institute weitergezüchtet. Der Krieg und die durch ihn bedingte Beschleunigung aller Wirtschaftsvorgänge hat das Ende dieser Rasse besiegelt; das langsam-wüchsige keltisch-germanische Schwein ist endgültig im neuen „veredelten“ europäisch-amerikanischen Schwein aufgegangen, dessen Veredlung in der Aufkreuzung mit dem Blut des schnellwüchsigen, jahrtausende in anderer Richtung durchgezüchteten chinesischen Schweines besteht, das über das England des 19. Jahrhunderts zu uns gekommen ist. Alle

diese Zusammenhänge sind uns wichtiger geworden als früher. Warum hängt das Herz des Bauern an seinen alten Haustierrassen? Warum spüren wir einen Schauer angesichts einer untergehenden Rasse? Alles ist wieder zu schaffen, aber ausgestorbenes Leben nicht mehr! Man vergegenwärtige sich, vor dem letzten Tier einer aussterbenden Rasse zu stehen und sich darüber klar zu sein, daß diese Form des Lebens nie mehr, nie mehr geboren werden kann! Auch mit dem alten bayrischen Landschwein ist ein Stück bayrischen Bauernlebens aus der Landnahmezeit dahingegangen.

Unser Schaf hat mit Sicherheit zwei verschiedene Ursprünge: während die Heidschnucken und Marschschafe (und mit ihnen das nordrussische, finnische, isländische Schaf) auf das europäische Mufflon zurückgehen, ist der transkaspische Arkal der Stammvater der übrigen deutschen Landschafe, darunter des bayrischen Bergschafes und der alpenländischen Schafrassen wie Kärntner und Bergamasker, ebenso auch der ungarischen Zackelschafe. Zwischen den Mufflon- und den Arkalabkömmlingen steht das Bronze- oder Kupferschaf, das deswegen wichtig ist, weil es in der Römerzeit nach Süddeutschland hineinwirkte. Wolle wurde bekanntlich in großem Umfang aus Germanien in den Wirtschaftskreislauf des römischen Reichs eingeführt. Daher kam es, daß Rom direkt Einfluß auf die Schafzucht unter dem Limes nahm und das Römerschaf nach Rhätien und Noricum brachte; dieses Römerschaf war eine Kreuzung aus dem Kupferschaf der alten Italiker, das wahrscheinlich mit ihnen aus dem Norden gekommen war, und afrikanischem Blut, das im Mittelmeerraum autochthon war. Zur Gruppe der Arkalnachkommen gehört auch das Torfschaf, das dem gleichen Kulturkreis angehört, wie das Torfrind: es ist gleich zierlich wie dieses und reine Nachkommen wurden noch zu unserer Zeit in den Bergen Graubündens nachgewiesen. Ähnlich wie in den wildfarbigen Rinderrassen fließt auch uraltes reines Blut in den alpenländischen Schafrassen. Auf der nordisch-afrikanischen Grundlage des Römerschafs entstand später in Spanien in jahrhundertelanger Zuchtarbeit das Merino, dessen Blut eines der größten Geschenke ist, das die spanische Kultur dem übrigen Europa machte: denn es fließt zum Halbteil in unseren durch Merinoblut veredelten Schafrassen. Es sind uralte und weitverzweigte Zusammenhänge, die das

heutige Erscheinungsbild irgendeines unserer Haustiere bestimmen. Wir führen sie hier an, um von vornherein den Eindruck auszuschalten, als ob das Erbe des bayrischen Bauern an Haustierrassen etwas selbstverständliches oder gar primitives darstellt.

Die bayrische Landnahme fand also eine Schafzucht vor, die ebenso intensiv war wie die Schweinezucht. Das Schaf der bayrischen Frühzeit zeigt sich uns heute in Gestalt des Stein- oder Zaupelschafs der bayrischen Alpen, das im Volksmund Gockelschaf heißt; dieses Wort stammt vom keltischen oder bajuwarischen Gigalschaf, von welchem eine Reihe von Ortsnamen abzuleiten ist, wie z. B. Geigelstein-Schafstein u. a. m. Die Erscheinung des bayrischen Steinschafs entspricht dem des Torfschafs. Hier, wie beim alten Landschwein verwischen sich auch die Grenzen zwischen Hausschaf und Wildschaf: „Dann und wann ereignet es sich, daß das eine oder andere Tier, wild geworden, sich nicht mehr abtreiben läßt und den Winter in den Bergen verbringt ... einige verhungern zwar, die meisten dieser Ausreißer überstehen den Winter und gesellen sich im folgenden Jahr wieder zur Herde, wieder andere müssen, um ihrer nicht ganz verlustig zu gehen, abgeschossen werden.“ Hier bestehen noch die alten unmittelbaren Beziehungen zwischen Alm und Wildbahn, wie wir sie uns für den bajuwarischen Bauern alltäglicher vorzustellen haben.

Von dem Haus, das die bayrische Landnahme vorfand, haben wir aus einigen wenigen Bodenfunden ein zureichendes Bild, das wir uns wohl verlebendigen können. Es sind zwei vorgeschichtliche Haustypen vorhanden, die auch das Bild des bayrischen Hauses bis heute bestimmt haben. Der erste Typ, eine Art Fachwerkbau, bei dem die Zwischenräume zwischen den Pfosten durch mit Lehm verschmiertes Flechtwerk ausgefüllt war. Die Funde solcher Häuser stammen aus Gebieten, in denen auch in vorgeschichtlicher Zeit Getreidebauern anzunehmen sind. Wir haben uns das Dach als ein steiles Strohdach vorzustellen. Diese Fachwerkhäuser entsprechen ziemlich genau den Bauten, wie sie für die Germanen während ihrer Wanderzeit nachgewiesen sind, und wie sie wohl für die relativ kurzen Lager unschwer zu errichten waren und auch wieder ohne weiteres preisgegeben wer-

den konnten. Vom Alpenrand selbst, also aus dem Gebiet keltischer Weidebauern, ist uns dagegen der zweite Haustyp erhalten, der genau dem alpenländischen Haus auch der Bayern entspricht: auf einem Unterbau von Trockenmauern erheben sich in Blockbau festgefügte Wände aus Holzstämmen, die wahrscheinlich regelrechte Fenster und Türen aufwiesen, und deren Dach wir uns, wie heute, sicherlich als ein flaches, mit Steinen beschwertes Schindeldach vorstellen dürfen. Dieser Haustyp entsprach einem holzreichen, niederschlagsreichen Land und setzte eine dauernde Besiedlung voraus: man errichtet auf der Wanderung keine gediegenen Blockbauten.

Schon der keltische Bauer hatte das Ein-Raum-Haus der Frühzeit überwunden; die Bodenfunde lassen neben dem Ein-Raum-Haus schon mehrräumige Grundrisse erkennen, wie sie sich ohnedies aus der bedeutenden Größe dieser Häuser ergeben würden: der größte ausgegrabene Hausgrundriß des Ackerbaugebietes umschließt 65 qm, des Voralpenlandes ebenfalls 65 qm: Maße, die durchaus an diejenigen des geschichtlichen Bauernhauses heranreichen. Neben diesen Wohngebäuden waren Scheunen und Ställe vorhanden. Wir haben dabei von einer Betrachtung der großzügigen, teilweise befestigten Gutshöfe der vorrömischen und römischen Zeit überhaupt abgesehen wie von jeder fremden Schicht, die sich über das alte bäuerliche Gesicht des Landes gelegt hatte.

Wenn die Bayern der Landnahmezeit den gleichen Haustyp mitbrachten wie die übrigen Germanenstämme der Wanderzeit, so fanden sie also in ihrer neuen Heimat einen sehr ähnlichen Haustyp vor. Man kann als Haus der Landnahmezeit auf den alten offenen Kulturlandschaften also den gleichen Fachwerkbau mit Lehmputz und steilem Strohdach annehmen, wie er sich in den Ackerbaugebieten Bayerns bis zum heutigen Tage zum weißgeputzten Ziegelbau weiterentwickelt hat. Später, nach dem Entschluß zur Seßhaftigkeit, ist allerdings vielfach auch hier der Lehmbau durch den Blockbau ersetzt worden, während die steilere Dachform sich weiter erhielt. D i e s i s t d a s H a u s, d a s s i c h a u s d e m S t a m m e s g e s e t z d e s 8. J a h r h u n d e r t s, d e r Lex Baiuvariorum, r e k o n s t r u i e r e n l ä ß t, u n d d a s i n s e i n e r ä u ß e r e n E r s c h e i n u n g s f o r m d e m n i e d e r d e u t s c h e n H a u s e ä h n e l t.

Eine ganz andere Entwicklung ging vom Blockbau der Wald- und Weidegebiete aus. Wie schon ausgeführt wurde, sind die später gerodeten Waldhügelgebiete mit ihren großen Einzelhöfen für das Bauernland Altbayerns ebenso charakteristisch geworden, wie der Bergbauernhof für die Alpenländer. In allen diesen Gebieten waren die Vorbedingungen für den Blockbau und das flache Legschindeldach ebenso gegeben, wie zum Beispiel in Skandinavien. Infolgedessen ist nicht der Lehm-Fachwerkbau des offenen Getreidelandes und der ersten Siedlungszeit zum eigentlichen bayrischen Haus geworden, sondern der Blockbau der Waldrodung, und nicht das steile, sondern das flachgeneigte Dach bestimmte seine charakteristischen Proportionen. Mit diesen Maßverhältnissen steht das bayrische Bauernhaus der Frühzeit ebenso wie das Bauernhaus von heute als Mittelglied in jenem vielbesprochenen Zusammenhang, der zwischen den Maßverhältnissen nordischer Holzbauten mit dem griechischen Tempel besteht.

Die besondere Wertschätzung des Hauses als eines für das ganze Stammesleben bestimmenden Begriffs kommt am deutlichsten in der Lex baiuvariorum zum Ausdruck, die geschichtlich den Schlußstrich unter die Völkerwanderungszeit in Bayern zieht. Diejenigen Teile des Gesetzeswerks, welche ganz eindeutig als altbayrisches Volksrecht angesprochen wurden, sind — neben den Bestimmungen über den Schutz der Haustiere — in erster Linie die scharfen Bestimmungen zum Schutz des Hauses. Diese Achtung des Hauses ist wiederum nur aus einer tiefeingewurzelten bäuerlichen Geschichte zu verstehen — und hier stoßen wir wiederum auf eines der Geheimnisse der bayrischen Stammesgeschichte: Die Jahrhunderte der Landsuche mußten mit kriegerischen Ereignissen erfüllt gewesen sein, die der Erinnerung wert waren, und die Markomannenkriege waren nicht der geringste Teil dieser Geschichte; trotzdem ist die Erinnerung an diese Zeit mit dem Augenblick der Landnahme wie weggewischt, und an ihre Stelle tritt die alte, selbstverständliche bäuerliche Stetigkeit, wie in den alten Sitzen der Herminonen.

Wir müssen uns bereits das vorrömische keltische Bauernhaus als

mit einem reichen Inventar ausgestattet vorstellen, zu dem Räderpflug, Egge und Mähwagen gehören. Neben dem südlichen zweirädrigen Karren wurde der nordische vierrädrige Erntewagen benutzt. Hierzu kommt das gesamte Gerät, wie Sense, Sichel, Mühle, Tröge, Kübel, Webstuhl, alles nicht viel anders als auch im deutschen Bauernhaus des Mittelalters. Durchaus ähnlich ist der Besitz des bayrischen Bauern zur Landnahmezeit, den er aus seinen böhmischen Sitzen mitbrachte und nach der Seßhaftigkeit von Generation zu Generation vermehren konnte. An Kulturverfahren hatte schon das Keltentum die Hangbewässerung, die Düngung und das Mergeln gepflegt. Schon der keltische Bauer „führte einen soliden ländlichen Haushalt, wie etwa heutige Kleinbauern" (Stanglmaier). Erst recht bestand im Vergleich von Keltentum und Germanentum für keinen vorurteilsfreien Beobachter ein Anlaß daran zu zweifeln, „daß die Bayern, die aus dem uralten Siedlungsgebiete des von Natur auf Landwirtschaft hinweisenden böhmischen Beckens kamen, bei ihrer Einwanderung in Räthien und Noricum eine geringere landwirtschaftliche Kultur besessen haben sollten". (Diener.)

Hinzu kommt, daß die suevischen Stämme schon im 1. Jahrhundert aus der reinen Tauschwirtschaft herausgewachsen waren. Dabei war es nicht nur so, daß sich das Wirtschaftsgebiet der einzelnen Stämme der römischen Geldwirtschaft erschloß. Im Gegenteil beginnen schon im ersten vorchristlichen Jahrhundert die selbständigen germanischen Prägungen als Nachbildungen der Denare der römischen Republik. Für die bayrische Stammesgeschichte ist wichtig, daß die ersten bekannten Prägungen der Markomannen nach der Mitte des 2. Jahrhunderts angesetzt werden; sie fallen also in die Zeit der Berührungen mit dem römischen Reich, die zu den Markomannenkriegen führten. Diese markomannischen Münzen sind Nachprägungen der Denare des Antoninus Pius und des Marcus Aurelius. *Die Bayern der Landnahmezeit kannten und beherrschten das Münzwesen also schon seit drei bis vier Jahrhunderten.* Das läßt einige Rückschlüsse auf das tägliche Leben des Stammes zu: denn das Bedürfnis nach Geld — und noch dazu nach *eigenem* Geld — hat Kauf und Verkauf zur selbstverständlichen Voraussetzung.

Ein solcher Stand der wirtschaftlichen Kultur bestätigt wieder ein ausgebildetes Sondereigentum an Haus, Hof, Acker und Vieh; jedenfalls treten die Bayern mit echt bäuerlichem Eigentum in die geschriebene Geschichte ein. Wieviel Mißverständnisse über die Ackerverfassung der Germanen sind nicht dadurch verursacht worden, daß sich die Berichte des Cäsar und Tacitus so völlig widersprachen, und daß man die geschilderte Ackerverfassung der seit jeher seßhaften oder seßhaft gewordenen Bauernstämme von der notwendig ganz anderen der Stämme auf der Landsuche nicht unterschied. Über die Ackerverfassung der Bayern vor der Landnahme haben wir keine Berichte, doch ist anzunehmen, daß sie die gleichen Grundzüge einer Art „Staatssozialismus auf militärischer Grundlage" (Heinrich v. Ranke) aufwies, wie sie die Wanderung gegen Wunsch und Willen des Bauernstammes erzwang. Es ist diese Wirtschaftsverfassung eines beweglichen, kriegsähnlichen Zustandes, die lange als Anhaltspunkt für den angeblichen „Agrarkommunismus" der Germanen gedient hat. In dem Augenblick, in dem die Bayern ihre Heimat gefunden hatten, ist nichts mehr davon zu merken. Jeder stellt, mit Tacitus, „sein Haus einzeln und umgibt es mit einem freien Anger. Auch baut er sich vereinzelt an, wie ihm eine Quelle, eine Flur oder ein Gehölz gefällt". Das Haus, der Hof, die Hofreite, der eingezäunte Anger, „die Point", Herden und Geräte waren echtes bäuerliches Eigentum — wie stand es aber mit dem Acker? Der Acker stand unter dem Gesetz der Feldgemeinschaft als dem Kern der Markverfassung. Aber wir müssen uns hüten, in dieser Feldgemeinschaft etwas Fremdes zu sehen: noch vor einem Jahrhundert war die allgemeine Brache und die allgemeine Weidegerechtigkeit auf dem gesamten Gemeindeland einschließlich der Äcker noch nicht ganz beseitigt! Solange der Bauer infolge der bald nachlassenden Erträge eines Ackers keinen Grund sah, ihn länger als bis zu drei Jahren „auf Reutrecht" zu bebauen, warum sollte der Acker nach seiner Nutzung nicht wieder der Gemeindeweide zufallen? Es war auf den riesigen Feldmarken der Urorte genug Raum, einen neuen Acker umzubrechen! Die geregelte Dreifelderwirtschaft, die ein Jahrtausend deutscher Bauerngeschichte bestimmen sollte, wuchs aus einer lockeren großflächigen Feldgras-

wirtschaft der Frühzeit, die sich in einzelnen Landschaften noch lange, ja noch bis in unsere Tage erhalten konnte. Ackerbau auf ständigem Ackerlande war z. B. in unseren Hochgebirgsländern noch während des ganzen Mittelalters nicht üblich — jeder Bauer konnte sich auf dem Gemeindeland seinen Acker „einfangen", der sofort gezäunt werden mußte, und, solange er gezäunt war, „Eigentum" war. Wurde die Nutzung als Acker aufgegeben, mußte der Zaun abgebrochen werden — daher die ungeheuere Bedeutung, welche dem mittelalterlichen Zaunrecht zukam. Wir sehen also, daß der Entwicklung der bayrischen Landwirtschaft keinerlei grundsätzliche Wandlung der Besitzverfassung zugrunde liegt; vielmehr arbeitet sich die wachsende Bauernschaft immer tiefer in die enger werdenden Dorfmarken hinein. Dieser echte Wachstumvorgang war möglich, weil die Bayern sich von vornherein eine gesunde Besitzverfassung gegeben hatten. Denn nichts ist auf die Dauer schwerer neuzuschaffen, als jenes geheimnisvolle Gleichgewicht der Besiedlung und des Besitzes, das vom Volke selbst als gerecht empfunden wird.

Der eiserne Grundsatz der bayrischen Siedlung der Landnahmezeit ist in dem einen Satze zusammenzufassen, den schon Heinrich von Ranke so ausgesprochen hat: ein Hof mußte für die genügende Lebenshaltung einer Familie eines freien Mannes ausreichen und mit der in dieser Familie samt ihren Dienstboten verfügbaren Arbeitskraft zu bewirtschaften sein. Eine Ausnahme von diesem Grundsatz machten lediglich die Herzogsfamilie der Agilolfinger selbst und die Familien der Gauführer, deren fünf vornehmste Namen uns die Lex baiuvariorum nennt: die Huosi, Fagana, Hahilinga, Anniona und Drozza. Der Herzog, wenn nicht auch in seinem Namen die Führerschicht, verfügte über dem Herzogtum zugefallene Ländereien des römischen Fiskus, und vergaben sie nach den Grundsätzen germanischer Bauernsiedlung an die einzelnen Begründer der Stammhöfe. Die Größe des Hofes der Landnahmezeit konnte je nach der Fruchtbarkeit der einzelnen Gaue und der Stellung der Familie verschieden sein: trotzdem hatte er in ganz Altbayern einen ähnlichen Umfang: die

Feldflur umfaßt bis gegen 100 Tagwerk, die Gesamtgröße des Hofs mit dem — später aus dem Gemeindeholz ausgeschiedenen Waldbesitz — ungefähr gegen 200 Tagwerk. Dieser Vollbauernhof der Landnahmezeit war mit vier Pferden zu bearbeiten und durch die Jahrhunderte hat sich „der Bauer auf vier Roß“ als Maß des bayrischen Bauerntums erhalten können. Dieser typische Bauernhof hat in der Folgezeit auch die stärkste Widerstandsfähigkeit gegen die Einwirkungen aller der gefährlichen Geschicke bewiesen, welche zur deutschen Geschichte gehören. Die Untersuchung der bäuerlichen Stammhöfe, die sich in mehrhundertjährigem Familienbesitz befinden, hat ergeben, daß diese Höfe den Kern des Altbesitzes bilden.

Zur Zeit der ersten Beurkundung der ältesten dieser Höfe und Weiler im 7. und 8. Jahrhundert waren die Namen derer noch bekannt, welche diese Siedlungen begründet hatten. Die Namen der heutigen Höfe stimmen vielfach mit denen der damaligen vollkommen überein. Hofgröße und Flurplan sind sich gleichfalls im großen ganzen gleichgeblieben. Und gleichgeblieben sind sich auch die Sippenverbände, welche auf den Höfen saßen! In späteren Weistümern erscheint es als selbstverständlich, daß der Nachbar zugleich ein Verwandter sei. (Riezler, a. a. O.) Für die guten bäuerlichen Gegenden mit ungestörten sozialen Verhältnissen gilt dies selbstverständlich heute genau so, nur daß die Verwandtschaft Jahrhunderte oder ein Jahrtausend zurückliegt und infolgedessen nicht mehr bewußt ist. Einen Rückschluß auf den Grad dieser Versippung lassen auch die Ahnengemeinschaften zu, die wir in fast allen guten bäuerlichen Stammtafeln in der dritten oder vierten Generation finden. Die Bearbeitung der bäuerlichen Sippengeschichte macht es heute noch möglich, das bayrische Bauernvolk auf seine einzelnen Wurzeln zurückzuführen! Diese Tatsache läßt die in letzter Zeit neu aufgetauchte Frage als nicht so wichtig erscheinen: ob die —ing-Orte der Landnahmezeit Sippensiedlungen oder Stammhofsiedlungen waren; im letzteren Fall hätten sich dann erst aus den Stammhöfen die Sippendörfer entwickelt. Am Gefüge des Bauernvolkes selbst wäre damit nichts ge-

ändert. Der Nachweis des ununterbrochenen Besitzes ist für die heutige Einzelfamilie kaum zu erbringen, nachdem Familiennamen und Kirchenbücher erst sehr viel später die Aufstellung von Ahnenreihen ermöglichen. Jedenfalls läßt noch heute die vielfache Namensgleichheit von Familien-, Hof- und Ortsname die Möglichkeit offen, daß Hof und Geschlecht seit der Landnahme eine Einheit bilden. Wenn der bayrische Bauernadel heute zu einem feststehenden Begriff geworden ist, so gebührt der Dank den Männern der Landnahmezeit, die ihre Höfe wie für die Ewigkeit begründeten, mit einem sicheren Instinkt für soziale Gerechtigkeit. Sofern nicht der Einödhof ohnehin herrisch in der Mitte seiner eigenen Flur errichtet wurde, erhielt jeder Bauer in jedem Flurteil der gemeinsamen Flur annähernd gleiche Ackerteile zugewiesen, so daß keiner benachteiligt wurde und zugleich die einzelnen Höfe annähernd gleiche Größe bekamen.

Diese Einheit von Blut und Boden wurde zunächst nicht durch ein Erbrecht geschützt, das die Anerbensitte zugrunde legte. Im Gegenteil stellte die Lex Baiuvariorum im 7. Jahrhundert ausdrücklich das gleiche Erbrecht der Söhne am Gesamterbe des Vaters fest. Wie ist es zu erklären, daß aus diesem Zustand dennoch eine Anerbensitte erwuchs, welche sogar die spätere Rezeption des Römischen Rechts zu überdauern vermochte? Die Erklärung ist einfach, wenn die Siedlungsgeschichte zugrunde gelegt wird: Die Fluren der Urorte und Urhöfe waren, nachdem wir den Bayernstamm der Landnahmezeit zahlenmäßig nicht allzu volkreich annehmen dürfen, außerordentlich groß. Hätte der bayrische Bauer der Frühzeit das Gesetz der Unteilbarkeit der Höfe und ihres Anteils am Gemeindeland zugrunde gelegt, wie es für die Höfe des urgermanischen Volksbodens im Norden galt, so wäre es nie zu einem Ausbau der Urorte und damit niemals zu einer Verdichtung der Siedlung gekommen. *Das gleiche Erbrecht der bayrischen Frühzeit ist also als das Erbrecht eines starken, wachsenden Stammes zu verstehen, der durch eine Reihe von Geschlechterfolgen genügend Boden zur Verfügung hatte, um jedem Jungbauern seinen Anteil aus den weiten Gewannen herauszuschneiden. Das gleiche Erbrecht hatte also auch in der Frühzeit niemals zur Folge, daß bestehende Höfe geteilt wur-*

den — sondern es enthielt die Verpflichtung zur Gründung neuer Höfe! Wenn wir dieses Erbrecht entwicklungsgeschichtlich verstehen, dann erklärt sich auch, warum sich aus ihm die Anerbensitte entwickeln konnte — in dem Augenblick, in welchem nach dem Ende der großen Rodungsperiode des Hochmittelalters das heutige bäuerliche Siedlungsbild in seinen Grundzügen vollendet war und damit die Voraussetzungen des alten gleichen Erbrechts hinfällig werden. Das bayrische Bauernland hat damit eine ganz andere Entwicklung hinter sich, als die Höfefluren der altgermanischen Landschaften Norddeutschlands — und trotzdem kam es zu einem Siedlungsbild, dessen Verwandtschaft mit dem niederdeutschen von jeher die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Diese Verwandtschaft ist durch nichts anderes zu erklären, als daß der bayrische Bauer sich durch die Jahrhunderte der Wanderzeit das Bild des germanischen Hofs bewahrt hatte, wie er nach seinem Herzen ausschauen sollte, wie er ihn sich schaffen wollte, sobald er die Heimat gefunden hatte, und wie er ihn in den Jahrhunderten nach der Landnahme auch wirklich geschaffen hat.

Der bayrische Bauer und das fränkische Reich

Vier Volksgruppen, nur zum Teil staatlich geformt, waren es, mit denen die Bayern im Laufe ihrer Landnahme und in der darauffolgenden Periode der Ansiedlung zusammenstießen. Im Osten sickerten auf der ganzen Front ihres Siedlungsraumes slawische Stämme nach, teils selbständig, zum größeren Teil unter der Herrschaft der ural-altaischen Awaren. 567 war das Gepidenreich in Siebenbürgen und Ostungarn niedergebrochen, 568 die Awaren in der ungarischen Tiefebene erschienen. Diese drängten slawische Völker und Völkersplitter in das heutige Kärnten und in die Steiermark hinein. Die letzten Trümmer römischer Siedlungen, die armseligen Reste von Virunum und der Bischofssitz Teurnia (der 591 zum letzten Male erwähnt wird), gingen dabei unter. Die Slowenen kamen etwa bis an die Hohen Tauern und mit einzelnen Gruppen bis an das Pustertal. Hier muß schon damals die bayrische Siedlung so stark gewesen sein, traf sich außerdem mit langobardischen Machtstellungen, daß jene nicht weiter kamen.

Die Langobarden waren 568 auf der noch im Mittelalter benutzten Paßstraße über den Birnbaumer Wald nach Italien gezogen, — vom Monte San Michele soll ihr Heerkönig Alboin die Schönheiten der italischen Landschaft bewundert haben. 569 zogen sie in Mailand ein.

Eine wirkliche Gefahr tauchte für das bayrische Bauerntum an dieser Grenze im Osten seines Siedlungsraumes erst mit dem Herankommen der Awaren auf. Dieses den Hunnen nahe verwandte kriegerische Reitervolk konnte als Nachbar lästig werden, — da die Awaren aber doch mehr auf Raub als auf Unterwerfung ausgingen, mehr die siedelnden Bauernvölker durch Raubzüge in Atem

hielten, und tief in den bayrischen Raum nie hineingekommen sind, so waren sie mindestens als Nachbarn nicht lebensgefährlich.

Der Böhmer Wald war fast menschenleer; jenseits von ihm müssen in Böhmen, wie die Ortsnamenforschung zeigt, immer noch gewisse markomannische, germanische Reste gesessen haben. Die slawischen Stämme, unter denen die Tschechen nur einen, wenn auch bald den mächtigsten darstellten, erfüllten stärker die böhmische Tiefebene und drängten kaum nach.

Nur nördlich über das Fichtelgebirge zum Main schoben sich dünne slawische Siedlungen vor. Nördlicher Nachbar der Bayern war das Reich der Thüringer, das gerade in jener Zeit blühte und sich noch lange gegen einen mächtigen westlichen Gegner wehrte. Auch hier bestand offenbar kein irgendwie ernsthafter Gegensatz. Der Lech bildete die wohl vereinbarte Grenze gegen die Schwaben; in Tirol berührte sich langobardisches und bayrisches Siedlungsgebiet, wobei man nicht genau zu sagen vermag, wo die Grenzen hier eigentlich liefen.

Innerhalb dieses einheitlichen Siedlungsraumes, der außer nach Westen, wo die Schwabengrenze völlig fest lag, überall bis zu gewissem Grade ausdehnungsfähig war, hatten sich die Bayern ausgedehnt. Passau und Regensburg, dieses wahrscheinlich sogar als Residenz der Herzöge aus dem Agilolfinger Haus, werden schon damals, wenn auch nicht mehr als Städte im römischen Sinne, so doch als größere Ansiedlungen bestanden haben.

Merkwürdig früh muß der bayrische Stamm in eine gewisse Verbindung mit dem Reiche der Franken gekommen sein. Der Frankenkönig Theudebert (534—48) schreibt dem Kaiser Justinian, „unter dem Schutze Gottes erstrecke sich seine Herrschaft die Donau und die Grenzen Pannoniens entlang bis zur Meeresküste“. Man kann diese Äußerung nicht als bloße Großsprecherei abtun, denn ein fränkisches Heer unter diesem König marschiert in der Tat 539 von Norden her, also offenbar auf der Brennerstraße, in Italien ein. Dazu mußte es aber den freien Durchgang durch Bayern besessen haben und wohl richtig nimmt Doeberl („Entwicklungsgeschichte Bayern“, 1906, Seite 20) an, daß dies „auf friedlichem, vertragsmäßigem Wege geschehen sei“.

Welche Gründe für eine solche Verbindung, bei der doch offenbar das fränkische Reich der vorherrschende Teil war, einst vorgewaltet haben mögen, läßt sich nicht mehr sagen. Doeberl nimmt an, daß es gemeinsames Interesse der Abwehr von Awaren und Slawen gewesen sei, — aber daran war dem fränkischen Reiche von damals eigentlich wenig gelegen, da es mit diesen gar keine gemeinsame Grenze hatte. Die Lage des Jahres 539 war auch eine durchaus andere. König Theudebert war von den Ostgoten gegen die Byzantiner in Italien zu Hilfe gerufen, enttäuschte aber seine ostgotischen Bundesgenossen, deren Heer er am Po schlug, durchaus, vertrieb dann die römischen Truppen, und scheint die Absicht gehabt zu haben, sich selbst in Oberitalien einzunisten. Eine Seuche machte diesen Plänen ein Ende. Es wäre denkbar, daß er dabei den Bayern für die Duldung, vielleicht Unterstützung seines Durchmarsches eine Ausdehnung ihres Siedlungsraumes bis an den Fuß der Alpen, etwa bis zum Gardasee und Cividale, versprochen haben mag, so daß sie in dieses etwas unklare Hilfsverhältnis zu ihm traten. Tribut haben sie jedenfalls nicht gezahlt, so daß man auch nicht anzunehmen braucht, ihr Herzogshaus sei etwa von den Franken eingesetzt.

Dann hören wir eine lange Zeit von den Bayern wieder gar nichts.

Wir erfahren nur von dem Langobarden Paulus Diaconus, daß 595 n. Chr. ein Herzog Tassilo von dem Merowinger Childebert als Herzog eingesetzt worden sei. Dieser Einsetzung soll eine Vertreibung des bisherigen Herzogs Garibald durch die Franken vorhergegangen sein, weil Garibald sich allzu stark mit den frankenfeindlichen Langobarden in Oberitalien eingelassen habe. Wenn dies zutrifft, muß also den bayrischen Herzögen das Bundesverhältnis zum fränkischen Reiche bedenklich erschienen sein und sie wieder den Versuch gemacht haben, sich mit den Langobarden zu einigen. Da sie an sich nicht von den Franken, sondern nur von den Langobarden neues Land bekommen konnten, so muß der fränkische Druck schon ziemlich stark gewesen sein, um sie zu diesem Wechsel der Politik zu veranlassen.

Doeberl nimmt an, daß Tassilo ein Sohn Garibalds gewesen sei. Genau ist dies nicht mehr festzustellen.

Dann setzen im fränkischen Reich wieder ziemlich starke Wirren ein, und erst unter Dagobert I. (gest. 638) scheint dies anders zu werden.

Der fränkische Geschichtsschreiber Fredegar will wissen, daß die Bayern dem Frankenkönig Dagobert I. in einem Feldzug gegen den Wendenkönig Samo Hilfe geleistet haben. Samos Slawenreich — er selbst soll nach Fredegars Angabe ein fränkischer Kaufmann gewesen sein — bestand zwischen 623 und 658. Sein Schwergewicht lag in Böhmen und im östlichen Thüringen, es bedrohte gleichmäßig den nördlichen Teil des bayrischen Herzogtums, wie er den Franken durch Vorstöße am Main lästig werden konnte. Wie weit dies Slawenreich nach Süden sich ausgedehnt hatte, vermag man nicht zu sagen, „Samos Reich hatte mit Karantanien kaum etwas zu tun". (Jaksch, „Geschichte Kärntens", Klagenfurt 1928, Seite 51.)

Die Langobarden konnten also hier dem bayrischen Herzogshaus als Bundesgenossen nicht helfen, während die Franken in diesem Augenblick die natürlichen und gegebenen Verbündeten waren.

Ganz sonderbar ist eine weitere Mitteilung Fredegars: König Dagobert habe befohlen, einen Haufen von Bulgaren, die sich nach Bayern geflüchtet hätten, in einer Nacht umzubringen. Damals seien 9000 Bulgaren erschlagen worden. Die damaligen Bulgaren waren noch nicht slawisiert, sondern ein finnisch-uralisches Volk, das aber erst 679 die Donau überschritt und sich im heutigen Bulgarien niederließ. Die Nachricht Fredegars betrifft nicht die einzige Berührung, die zwischen dem karolingischen Reich und den Bulgaren stattfand. Die Bulgaren wurden auch schon früher erwähnt, so ba Jordanes um 550 und dem Comes Marcellinus, der sie für 535 angibt, — aber es ist eine Frage, ob man nicht vielleicht bei späteren Abschreibern den Namen der Bulgaren hier eingesetzt hat.

Da es sich bei den Bulgaren Fredegars um Schutzsuchende gehandelt hat, wobei eigentlich gar nicht klar ist, vor wem sie Schutz suchen sollten, so müßte die Macht der Franken in Bayern sehr stark gewesen sein, daß es ihr gelang, den bayrischen Herzog und sein Volk zu einem solchen Bruch des Gastrechtes zu zwingen. Aber die ganze Sache ist so unglaubhaft und unwahrscheinlich, daß man sich fragen darf, ob überhaupt ein echter Kern an dem Bericht Fredegars ist. Als König Dagobert 638 starb, geriet das Frankenreich in schwere innere Wirren. Diese Wirren waren so stark, daß offenbar die Außenbesitzungen und „Einflußsphären" zum großen Teile verlorengingen.

Das merowingische Königshaus selbst verwilderte, 656 machte der Majordomus Grimwald bereits den Versuch, seinen eigenen Sohn an die Stelle des ihm anvertrauten Königsknaben Dagobert III. zu setzen. Er war ein Vorfahr der Karolinger. Die wirren Kämpfe im fränkischen Reich gehen über ein halbes Jahrhundert, bis der östliche, überwiegend germanische Teil obsiegt. Die Schlacht von Testri (687) macht Pipin zum alleinigen Majordomus des fränkischen Gesamtreiches, — bis dahin aber scheint die fränkische Macht auch über die Bayern so gut wie verschwunden gewesen zu sein, wahrscheinlich auch über die Thüringer.

Nun aber ändert sich das Bild. Pipin beginnt, die anderen deutschen Stämme in das fränkische Reich gewaltsam einzugliedern, unterwirft 689 die Friesen und beginnt, sich auf die Schwaben zu stürzen. Zugleich hat er offenbar versucht, auf dem Wege über fränkische Missionare in Bayern Einfluß zu gewinnen. Gewiß waren im damaligen Bayern schon christliche Gruppen vorhanden. Die römische Bevölkerung, deren Restbestände ja noch fortlebten, war bei der Landnahme bereits rein christlich. Unter den Bayern selber wird es einzelne christliche Gruppen gegeben haben, wobei von einer streng im Sinne des römischen Papstes geführten Kirchenorganisation noch keine Rede war. Iro-schottische Missionare haben in gewissem Umfange auch in Bayern eine Wirksamkeit ausgeübt, die aber wohl kaum mehr als kleine Gemeinden bilden konnte.

Als einziger der germanischen Staaten war das fränkische Reich eine enge Verbindung mit der römischen Kirche eingegangen. Während die anderen germanischen Reiche auf deutschem Boden entweder betont heidnisch wie die Sachsen oder offenbar religiös weitgehend duldsam wie die Thüringer und Bayern waren, stellt das fränkische Reich eine erste enge Verbindung kirchlicher und weltlicher Macht dar. In ihm war der alte Glaube verschwunden oder jedenfalls in unbeachtliche Restgruppen zurückgedrängt. Die romanische und die germanische Bevölkerung war durch die Glaubensgleichheit einander weitestgehend angeglichen. Die Kirche bediente sich des Königtums, das Königtum der Kirche zur Ausdehnung der beiderseitigen Macht.

Die kirchliche Mission machte zugleich die Nachbarstämme für die

Unterwerfung durch das Frankenreich innerlich reif, bildete in ihnen christliche, fränkisch gesonnene Parteien, wie umgekehrt das Königtum alle jene Rechtshindernisse aus dem Wege räumte, die aus dem germanischen Volksrecht den Bereicherungswünschen der Kirche entgegenstanden. Es war ein Verhältnis auf Gegenseitigkeit. Die Kirche predigte dem Volke den Gehorsam gegenüber dem König und vor allem seinem Hausmeier und drang missionierend in die heidnischen germanischen Nachbarländer ein. Die Gesetzgebung des Königtums bzw. der Hausmeier aber verschaffte der Kirche den Anspruch auf den Zehnten, d. h. den zehnten Teil vom Gesamtertrag der Landwirtschaft. Diese Gesetzgebung gab der Kirche ferner das Recht auf das „Seelteil“. Der fränkische Bauernhof war entsprechend dem germanischen Odalsrecht eine unteilbare Einheit, die vom Vater auf einen Sohn verstammte. Er konnte weder geteilt noch verkauft noch belastet werden. Das germanische und auch das fränkische Recht kannte mindestens über den Odalshof keine Testierfreiheit. Man „hatte“ Erben, aber man konnte keine „Erben machen“. Der Sohn folgte dem Vater im Besitz des Hofes nach. Hier nun bedrängte die Kirche den alten Bauern mit der Forderung nach „einem letzten guten Werk“. Wo sie nicht den ganzen Hof verschrieben bekommen konnte, verlangte sie, daß ihr mindestens ein Teil des Hofes übertragen wurde. Sie setzte schließlich mit königlicher Hilfe durch, daß der Vater den Hof unter seinen Söhnen teilte und sich selber einen Sohnesanteil vorbehielt. Diesen Sohnesanteil konnte er „zum Heil seiner Seele“ der Kirche übertragen. Die Söhne aber behielten lebensunfähige Parzellen in der Hand, und soweit sie nicht durch Rodung ihren Besitz wieder aufrunden konnten, waren sie gezwungen, sich an die Kirche oder an den König oder an einen der großen Vasallen des Königs mit der Bitte um Gewährung von Land zu wenden. Nach kanonischem Recht konnte damals die Kirche kein Stück Land veräußern, wenn sie nicht ein gleichwertiges dafür bekam, — so verkaufte sie die zahlreichen in ihre Hände gefallenen Parzellen nicht, sondern gab sie als „Bittbesitz“ (Prekarium) gegen Scharwerke und Fronen aus. Die Kirche war so auch rein wirtschaftlich am Fortschreiten der fränkischen Macht und des christlichen Glaubens interessiert, — wo immer diese beiden eingezogen waren, eröffnete ihr

jeder Erbfall reiche Einnahmen, brachte ihr jede Ernte die Zehntenerträge ganzer Landschaften.

Der König hatte bei der Ausdehnung des fränkischen Reiches über einst römische Gebiete die großen Kaiserdomänen, römisches steuerfreies Fiskalgut, an sich gezogen. Hier handelte es sich um großen Grundbesitz, der nur von einer ziemlich kleinen Zahl romanischer Halbpachtbauern bewirtschaftet war, z. T. um Gebiete, die recht menschenleer und verödet lagen. Solche Landschaften gab der König mit allen Rechten an seine persönlichen Gefolgsleute aus, — aber nicht in der Form des alten, unentziehbaren, freivererblichen Odal, sondern in der Form des jederzeit widerruflichen, als „Wohltat" (Benefizium) gegebenen Lehnsbesitzes. Von einer Erblichkeit dieser Lehen war noch gar keine Rede. Diesen großen königlichen Lehnsmännern lag die Pflicht ob, die Verwaltung und das Heeresaufgebot in ihrer Landschaft zu leiten. Es war so verständlich, daß gerade in den wirren Zeiten der Bürgerkriege viele Freibauern sich in den Schutz eines solchen mächtigen Mannes flüchteten, ihm ihr Gut auftrugen und von ihm in Abhängigkeit wieder zurücknahmen. Dies hatte für sie vor allem den Vorteil, daß sie damit auch dem Heeresaufgebot entgingen. Jeder freie Mann war wehrpflichtig, — wer sich einem anderen „ergeben" hatte, für den mußte der Herr den Kriegsdienst bestreiten. So nahm das alte Freibauerntum im fränkischen Reich ab, und neben der Kirche kam eine breite Schicht von großen und kleineren königlichen Vasallen hoch, die als Grundherren über zahlreiche abhängige Bauern zugleich auch Inhaber der öffentlichen Gewalt als königliche Grafen und Vizegrafen waren.

Diese großen Vasallen wiederum waren nicht ohne Einfluß auf die Kirche, — die Kirche und Vasallität arbeiteten zusammen. Jeder erfolgreiche Feldzug brachte dieser neuen Feudalschicht neben Beute und Ruhm bei glücklichem Ausgang auch neue politische Posten im eroberten Lande, — wie er der Kirche neue Reichtümer und neuen Landbesitz verschaffte; persönlich waren die Bande oft eng; ein nicht geringer Teil der Bischofssitze war brauchgemäß von den Angehörigen bestimmter großer Familien besetzt; so etwa Metz von Angehörigen des pipinidisch-karolingischen Hauses.

Diese große Vasallenschicht, mit ihrem stärksten Vertreter, dem ge-

samtfränkischen Hausmeier, ursprünglich auch nur einem Vasallen, waren militärisch Volksaufgeboten alter Art überlegen. Jeder einzelne dieser Vasallen hielt eine größere oder geringere Anzahl von berittenen, gut bewaffneten Berufskriegern und Fußgängern. Diese Truppen waren nicht nur kriegsgeübt, sondern auch beweglicher als ein sonstiges germanisches Volksaufgebot, schon durch die Massen ihrer Reiterei, auch wohl durch eine den Erfordernissen der Praxis angepaßte Bewaffnung. Römisches Belagerungswesen und eine wenn auch primitive Art des Nachschubes standen ihnen mehr zur Verfügung als einem sonstigen germanischen Heerbann. Dazu waren, mochten auch die Einzelheiten der christlichen Lehre nicht sehr tief gedrungen sein, im Gegensatz zu den anderen Stämmen und der Duldsamkeit des germanischen Heidentums, die Franken wirklich davon überzeugt, den allein richtigen Gott zu haben und im „Namen Christi, der die Franken liebt", zur Unterwerfung der anderen moralisch berechtigt zu sein. Daß sich einzelne germanische Stämme einem der Götter besonders eng verbunden fühlten, war auch früher bekannt, — bei den Franken aber kam hinzu, daß sie Christus wirklich als ihren alleinigen Herrn und alle anderen Gottesvorstellungen als des Teufels Blendwerke ansahen. Sie waren — auch im Unterschied zu den zwar christlichen, aber arianischen Westgoten und Ostgoten, auch zu den zwar gleichfalls arianischen Langobarden — die einzigen, die die Mission auf der Spitze des Schwertes trieben, die sich der christlichen Propaganda zur Erreichung ihrer politischen Ziele bedienten und wiederum die von ihnen eroberten Länder mit Energie und Zwang christianisierten.

Im Unterschied zu den anderen deutschen Stämmen hatten die Franken so — mochte auch der einzelne Freibauer wirtschaftlich und politisch herabsinken — eine ganze Anzahl dynamischer Elemente in sich: der Ausbreitungs- und Bereicherungswille der Kirche, die Überzeugung von der alleinigen Berechtigung ihres Glaubens, die Kriegsübung und Kriegslust ihrer Vasallenschicht mit den in Friedenszeiten unbeschäftigten Berufskriegermassen, dazu eine gewisse Raumenge ihres Siedlungslandes am Nieder- und Mittelrhein und eine diesem deutschen Stamm unbestreitbar innewohnende Begabung zu herrschen und zu führen. Das waren Elemente, die bei den anderen germanischen Stämmen in diesem Umfange entweder ganz fehlten oder we-

sentlich anders gelagert waren. Die rassisch viel mehr nordischen Sachsen hatten sich durch den großen Englandzug, hinter dem immer noch sächsische Neukömmlinge nach der britannischen Insel zogen, von drängendem Volksdruck entlastet. Das auf seinen breiten Höfen gesichert siedelnde Sachsentum hatte zwar seine Reibereien an der Westgrenze mit den Franken, aber etwa der Gedanke, einen Missionskrieg für die alten Götter zu führen, lag ihm weltenfern, seine wenigen Herzöge stellten keinen kriegslustigen Vasallenadel dar, sondern waren Gaufürsten, deren Stellung durch das Übergewicht der Freibauern eingeschränkt war, — die ganze Veranlagung des niedersächsischen Stammes, auf den wie auf keinen anderen Bismarcks Wort paßt, daß er „keinen Wert darauf lege, anderen zu befehlen, aber sehr viel, möglichst niemandem gehorchen zu müssen", — versagte sich einer neuen gewaltsamen Ausdehnung, wenn sie nicht durch dringenden Raummangel erzwungen war, überhaupt. Die Thüringer hatten ihre Dreifrontenkämpfe mit Sachsen, Wenden und Franken, die sie genügend in Atem hielten, so daß sie nicht stärkere Ausdehnungstendenzen entwickeln konnten. In der ganzen Zeit, seitdem nach König Dagoberts Tod die fränkische „Bundesvormacht" über Bayern verschwunden war, hören wir auch nichts von einer bayrischen, in großem Stil ausgreifenden Politik. Das ist verständlich aus der Siedlungsgeschichte, — man hatte in der Tat alle Hände voll zu tun, die Ansiedlung im Alpenraum und im Alpenvorland vorwärtszutreiben, die Täler aufzuschließen, soweit es mit den damaligen Mitteln möglich war, wehrte die Awaren und von ihnen abhängige Slawenvölkchen in Kärnten und Steiermark ab, kreuzte hier und da mit größeren und kleineren slawischen Wanderscharen, die den Main abwärts zogen und den Bayern in die Quere kamen, die Klingen, — aber im allgemeinen müssen es Jahre der stillen Entwicklung gewesen sein, bis die fränkische Macht aufs neue an die Tore des bayrischen Herzogtums klopfte. In diesem Augenblick erst geht auch wieder der Vorhang über der Geschichte Bayerns auf.

Er erscheint der Bischof Emmeram, von dem sein Chronist angibt, er sei Bischof in Poitiers gewesen, wo sich aber sein Name nirgendwo findet. Wahrscheinlich war er ein von der Mission mit Bischofsrang ausgesandter höherer Geistlicher des fränkischen Reiches, ein sogenann-

ter Chor- oder Regionalbischof. Es ist schwer zu sagen, in welchem Jahr er nach Bayern kam; ein alter Grabstein von ihm in Regensburg gibt 652 als Todesjahr an, — aber da der Stein aus dem hohen Mittelalter stammt, ist er nicht sehr beweiskräftig.

Mit diesem heiligen Emmeram ereignet sich nun eine merkwürdige Geschichte. Der Chronist erzählt uns, Emmeram habe drei Jahre bei dem bayrischen Herzog Theodo sich aufgehalten und die Bayern zu bekehren versucht. Dabei habe ihn eines Tages die Tochter des Herzogs, namens Ota, in das Vertrauen gezogen und ihm erzählt, sie sei durch verbotenen Umgang mit einem anderen angesehenen Bayern schwanger geworden. Aus Mitleid habe Emmeram sich selbst als der Verführer der Herzogstochter bekannt und sei nach Süden entflohen, um nach Rom zu wallfahrten. Als der Herzog Theodo diesen Zusammenhang erfahren habe, und seine Tochter ihm angab, sie trage ein Kind vom Bischof Emmeram, setzte nach der Erzählung Otas Bruder Landpert dem Bischof nach, holte ihn bei Klein-Helfendorf, nahe Rosenheim, ein, — also auf dem Wege nach Italien; die Diener des Herzogssohnes verstümmelten den Bischof greulich, und dieser verstarb. Später — so erzählt die Legende — soll Herzog Theodo die Unschuld des Emmeram erfahren haben, den Mörder Landpert verbannt und die Leiche Emmerams nach Regensburg gebracht haben. Ausdrücklich wird uns vom Mönch Arnold berichtet, daß dem Theodo „seine Söhne nicht in der Herrschaft folgten". Der gleiche Mönch sagt nun, daß damals in Bayern manche Ketzereien vorgeherrscht hätten unter Herzögen, „deren Namen wir teils nicht wissen, teils aus gebotener Vorsicht übergehen".

Daß hier etwas hinter der Legende steckt, was nicht ausgesprochen ist, wurde schon früh bemerkt. Daß ein Bischof, der drei Jahre in einem Lande wirkt, aus lauter Freundlichkeit und Milde einer Herzogstochter erlaubt, ihn selber als ihren Verführer zu bezeichnen, und dann flieht — sein ganzes Werk im Stiche lassend —, ist mindestens sehr unwahrscheinlich. Der Herzog und des Herzogs Sohn müssen ihn vielmehr aus voller Überzeugung für den Verführer gehalten haben, — sonst wäre ein solches Vorgehen, wie die sofortige Tötung des Emmeram, gar nicht verständlich. Hier ist zur Verbesserung des Andenkens des Emmeram schöngefärbt worden. Aber das ist schließ-

lich nicht entscheidend, — viel interessanter ist, warum der Herzogs- sohn, der im schlimmsten Falle gutgläubig Geschlechtsrache für seine Familie übt, verbannt wird, Emmeram ein feierliches Begräbnis in Regensburg bekommt, — „und die Söhne des Theodo ihm in der Herrschaft nicht nachfolgen". Hier muß eine Macht eingegriffen haben, — und diese Macht war das fränkische Reich. 687 berichten die Metzer Annalen: „Im Jahre 687 von der Fleischwerdung unseres Herrn Jesus Christus hat Pippin mit glücklichen Erfolgen die Herrschaft der Franken übernommen. Von hier aus hat er die Schwaben und Bayern, Thüringer und Sachsen, die durch häufige Einfälle und zahlreiche Treffen zerrieben waren, seiner Oberherrschaft unterjocht. Diese Völker waren nämlich einst und viele andere mit vieler Mühe erworben und gehorchten dem fränkischen Reiche; aber wegen der Unfähigkeit der Könige und der häufigen Streitigkeiten und Bürgerkriege, die in vielen Teilen des geteilten Reiches vorkamen, ... hatten sie sich los- gerissen. Diesen Widerstand bändigte der unbesiegliche Fürst Pipin durch zahlreiche Feldzüge und geschickteste Maßnahmen und zahlreiche Ansiedlungen mit Hilfe des Herrn."

Sicher übertreibt der Metzer Berichterstatte die Macht und den Einfluß, den das fränkische Reich zur Zeit Dagoberts gehabt hat, — er mag sich in der Erinnerung der Nachfahren vergrößert haben. Aber über diese Stelle als solche ist nicht hinwegzukommen, — Pipin muß gleich in den ersten Jahren seiner Regierung eine fränkische Vormacht wiederhergestellt haben und zugleich auch Ansiedlungen von Franken in bestimmten Gebieten durchgeführt, „sehr nützliche Maßnahmen" getroffen haben, um seine politischen Zwecke zu erreichen. Zu diesen „nützlichen Maßnahmen" wird auch die Einsetzung von Emmeram in Bayern gehört haben. Dieser bewährte sich nicht oder konnte sich nicht halten, verführte die Herzogstochter oder wurde dieser Verfüh- rung beschuldigt, — in jedem Falle wurde er vom bayrischen Her- zogshaus vernichtet. Daß alles ist einleuchtend und verständlich. Nun muß Pipin wieder eingegriffen haben, Landpert wurde verbannt (er ging zu den Langobarden, und aus seinem Stamm sollen die Frei- herren von Gundelfingen stammen), und die Söhne des Herzogs folgten ihrem Vater in der Führung nicht nach. Als Nachfolger Em- merams erscheint nun ein Seitenverwandter des karolingischen Hau-

ses, der Bischof Rupert von Worms. Der Herzog Theodo schenkt diesem gleich soviel Land in der Umgegend von Salzburg, neben den Ruinen einer alten Römerstadt, die ganze Gegend auf drei Stunden im Umkreis mit Salzpfannen, Alpenmatten und dergleichen, daß es mindestens auffällig ist. Entweder muß der Herzog in seinem Alter ganz besonders kirchenfromm gewesen sein, — oder aber er mußte unter dem Druck des fränkischen Reiches diese Schenkungen vollziehen. Daneben finden wir urkundlich, daß Rupert auch noch Land kauft. Ganz sonderbar aber ist, daß der Herzog Theodo um 700 plötzlich auf den Gedanken kommt, sein Land in vier Teile zu teilen und jedem seiner drei Söhne ein Viertel zu geben, sich selbst ein Viertel vorzubehalten. Eine solche Teilung des einheitlichen bayrischen Stammesgebietes konnte vernünftigerweise nur im Interesse derjenigen liegen, die Bayern beherrschen wollten, — also der fränkischen Hausmeier und des von ihnen gestützten Bischofs Rupert. Also spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß entweder Pipin den Herzog zu dieser Landesteilung zwang, oder Rupert den alten Mann dazu beredete, oder gar die Söhne gegen ihn aufhetzte, so daß er diese Teilung, bei der offenbar der bayrische Stamm als solcher gar nicht gefragt wurde, ganz nach dem Muster fränkischer Reichsteilungen vornahm. Die fränkische Politik hat ja auch bei den Schwaben etwas ganz ähnliches versucht.

714 stirbt Pipin. Damals gibt es wieder eine Kette von Verwicklungen und Wirren im fränkischen Reich und prompt wird uns berichtet, Rupert sei in seine Heimat Worms zurückgekehrt, wo er auch gestorben sei. Das kann man doch verständigerweise nur so auffassen, daß man in Bayern die Wirren im fränkischen Reiche benutzte, um dem Bischof den Stuhl vor die Tür zu setzen. Dieser Schluß wird zur fast überzeugenden Wahrscheinlichkeit, wenn wir bei dem Langobarden Paulus Diaconus lesen, daß 716 Herzog Theodo plötzlich in Rom ist, daß er mit dem Papst verhandelte und eine päpstliche Kommission mit genauer Anweisung für ihr Verhalten in Bayern, die uns erhalten und vom 15. März 716 datiert ist, nach Bayern geschickt wird. Hier hat der bayrische Herzog die Gelegenheit benutzt, durch den Papst selber den kirchenpolitischen Beherrschungsversuchen der fränkischen Hausmeier einen Riegel vorzuschieben. Er will also entweder

unpolitische Priester oder rein bayrisch gesonnene, — will aber jedenfalls den Anhang von Rupert aus dem Lande loswerden. Das geht auch aus der päpstlichen Anweisung an die Kommission vollkommen klar hervor. In ihr ist vom fränkischen Reich gar keine Rede, sondern es heißt: „Ihr sollt im Einverständnis mit dem Herzog des Landes eine Versammlung der Priester, Richter und der allgemein angesehendsten Männer machen, und vor dieser Versammlung den Kirchendienern, deren kanonische Einsetzung und Rechtgläubigkeit außer Zweifel steht, geistliche Gewalt nach römischem Brauch verleihen, aber allen, deren rechtmäßige Einsetzung sich nicht nach vorgenommener Prüfung bewährt, sollt Ihr die geistliche Gewalt entziehen und andere an ihre Stelle erheben."

Eine solche Versammlung der angesehendsten Männer Bayerns war selbstverständlich die geeignete Gelegenheit, sämtliche Klagen über Rupert und seinen Anhang auszubreiten, und wenn man schon eine christliche Kirche hatte, dann diese jedenfalls von der fränkischen Beherrschung loszulösen. Es wird ferner darin freigestellt, einen geeigneten Mann als Erzbischof in Bayern zu suchen. Falls kein solcher vorhanden sei, erklärte sich der Papst bereit, einen Erzbischof von sich aus zu ernennen. Sonst enthält diese Anweisung wesentlich Vorschriften für die sittliche Hebung der Geistlichkeit, und setzt sich mit allerlei Auffassungen, die vom kirchlichen Gesichtspunkte aus als Ketzereien galten, auseinander.

Auffällig ist nur, daß der päpstliche Hof in solch weitgehendem Maße, obwohl er sonst in durchaus guten Beziehungen zum fränkischen Reiche stand, dem bayrischen Herzog dieses Vorgehen ermöglicht hat. Aber gerade im Frühjahr 716 tobt ein wüster Bürgerkrieg im fränkischen Reich, Pipins Nachfolger, Karl Martel, ist durch den Hausmeier des westlichen Frankenreiches (Neustrien) namens Ragenfried, völlig in die Enge getrieben, — und man mochte am päpstlichen Hofe glauben, daß das Frankenreich die Katastrophe nicht überdauern und auseinanderfallen würde, war so vielleicht sogar froh, sich einen direkten Einfluß im bayrischen Lande zu sichern.

Aber schon im nächsten Jahr schlägt die Lage um. Karl Martel, der Sohn Pipins, siegt am 21. März 717 bei Vinci nahe Kemmerik (Cambrai) über seine Gegner, setzt einen Scheinkönig ein, und kann

nun die fränkische Macht wieder nach außen wenden. Und schon erscheint er 722 und dann 725 in Bayern. Wahrscheinlich 722 — im einzelnen ist die Frage umstritten — erscheint auch ein neuer fränkischer Bischof in Bayern, der später heiliggesprochene Corbinian.

722 wird Corbinian mit den siegreichen fränkischen Waffen nach Bayern gekommen sein, 723 sehen wir ihn schon wieder auf dem Wege nach Rom, um wohl hier sich eine päpstliche Bestätigung für seine Tätigkeit in Bayern zu holen, ohne die ihm der Herzog offenbar nach dem Abzug der Franken Schwierigkeiten gemacht hat. Die Lebensbeschreibung Corbinians schildert dann auch, wie er bis an die bayrisch-langobardische Grenze von bayrischen Kriegsleuten, dann bis nach Rom von langobardischen Kriegern begleitet wurde, — da Bayern und Langobarden in jener Zeit gegen die Franken zusammenhielten, so scheint man den Bischof unter einer gewissen Aufsicht nach Rom transportiert zu haben. Außerdem wird diese Reise ein wenig sonderbar geschildert, — dem Bischof werden nicht nur zwei seiner besten Pferde gestohlen, sondern so ganz nebenbei wird bemerkt, der bayrische Herzog Grimwald habe in Tirol Befehl gegeben, den Bischof, falls er wieder einreise, festzunehmen, und an den herzoglichen Hof nach Freising einzuliefern. Aus allen diesen Dingen wird man schließen können, daß Corbinian damals aus Bayern abgeschoben wurde, und niemand damit rechnete, er würde etwa mit päpstlicher Genehmigung wiederkommen.

Aber wieder schlägt die politische Lage um. Die Langobarden treten auf die fränkische Seite, Corbinian wird jetzt bei der Rückreise aus Rom bei den Langobarden sehr höflich behandelt. Aber als Corbinian in Bayern einreist, wird er bei Schloß Mais in Tirol, nahe Meran, — die bayrische Grenze ging im Süden bis Trient hinab — auf herzoglichen Befehl festgenommen und nach Freising gebracht. In Freising aber tritt er bereits als Sieger auf. Er kennt das erdrückende Bündnis zwischen Franken und Langobarden und erklärt dem Herzog grob, er werde ihn nicht segnen, wenn er nicht die Witwe seines Bruders, die er gegen das Kirchengesetz geheiratet habe, aus der Ehe entlasse. Warum? Die während Ruperts Anwesenheit in Bayern durchgeführte Landesteilung war wieder weitgehend rückgängig gemacht. Von den drei Brüdern war der eine ganz kinderlos ver-

storben, und hatte nur seine Witwe Pilitrud hinterlassen, der zweite Bruder war ebenfalls verstorben, und hinterließ nur einen Sohn Hukbert, der dritte Bruder Grimwald heiratete die Pilitrud, — und damit war nach des alten Theodos Tode Bayern glücklich wieder vereinigt. Es ist bezeichnend, daß Corbinians erste Forderung die Auflösung dieser Ehe war, denn auf diese Weise konnte er hoffen, die wiederhergestellte Einheit des bayrischen Stammesgebietes wieder auseinanderzutreiben.

Das ist ihm auch in der Tat gelungen. Nach schweren inneren Kämpfen gab das Herzogspaar nach, offenbar unter fränkischem Druck. Aber die beiden hielten zusammen, — bewohnten ein Haus, aßen an einem Tisch, und Pilitrud verfolgte, — was man verstehen kann, — Corbinian mit einem tiefen Haß. Dieser ließ es nicht an offenen Provokationen fehlen. Er war, höflich ausgedrückt, — ein Flegel. Als er einmal beim Herzog zu Tisch saß und dieser, den wir uns ruhig wie einen großen Hofbauern vorstellen können, seinen Hunden etwas Brot hinwarf, sprang der Bischof auf, stieß den mit silbernen Geräten bedeckten Tisch brüllend um und schrie, daß der seines Segens nicht wert sei, der ihn den Hunden vorwerfe. Er hatte nämlich vorher das Essen gesegnet. Ein andermal traf er eine alte Kräuterfrau, die das kranke Kind der Pilitrud geheilt hatte, und dafür von dieser eine Kuh und Fleisch als Belohnung bekommen hatte. Corbinian sprang von seinem Pferd herab, beschimpfte sie als Hexenmeisterin und verprügelte die arme, alte Frau. Das alles waren ganz offenbar Provokationen, — das Herzogspaar sollte sich an ihm vergreifen, damit die fränkische Macht ins Land gerufen werden konnte. Die Herzogin Pilitrud beauftragte ihren Geheimschreiber heimlich, den unruhestiftenden Bischof aus dem Wege zu räumen, — aber Corbinian erfuhr davon und floh eiligst über die Langobardengrenze, die damals nördlich von Mais lag. In der Zwischenzeit muß also diese Burg und das umliegende Land, sowie alles, was südlich davon gelegen war, aus der bayrischen Hand in die langobardische übergegangen sein, — offenbar als Gewinn der Langobarden aus der gemeinsamen Bedrohung und Niederhaltung Bayerns.

Die Flucht Corbinians war das Signal zum Ausbruch eines gemeinsamen fränkisch-langobardischen Krieges, von dem uns der

Chronist Ado erzählt: „Karl (Martel) marschierte nach Bayern und zwang die Bayern mit größter Mühe zur Unterwerfung." Der fränkische Chronist Fredegard sagt: „Nach Unterwerfung dieser Gegend zog er mit vielen Schätzen und einer angesehenen Frau, namens Pilitrud, und ihrer Nichte, Sunichildis, heim." Diese Sunichildis, oder Sunnehild, hat dann Karl Martel geheiratet, aus ihr stammt der später bekannte Grifo. Herzog Grimwald muß damals also eine verzweifelte Niederlage erlitten haben, sah, wie seine Frau weggeführt wurde, — aber erst vier Jahre später, 729, fiel er durch Mord. Vielleicht hat der unglückliche Herzog noch mit einem Rest der Getreuen den Kampf fortgesetzt und dabei sein Ende gefunden. Sein Nachfolger wurde sein Neffe Hukbert, ein ergebenes Werkzeug der fränkischen Gewalt.

Hukbert ruft sofort „mit aller Süßigkeit und höchster Ehre den Mann Gottes, Bischof Corbinian, zu sich zurück".

Dieser stirbt allerdings bald darauf.

Hier liegt eigentlich im Jahre 729/30 der wirkliche Untergang der schon lange gefährdeten bayrischen Selbständigkeit. Um diese allein wäre nicht zu klagen. Anderen Stämmen ging es nicht besser und das Ergebnis dieser Zusammenfassung war schließlich doch das Deutsche Reich. Die Methoden aber, mit denen diese Selbständigkeit beseitigt wurde, diese Mischung von Gewalt und frömmelnder Heuchelei, haben noch lange als tiefe Entfremdung zwischen dem Reichsgedanken und dem Bewußtsein der einzelnen Stämme weitergewirkt. Und nicht nur das, — innerhalb des bayrischen Stammestums erfolgt eine soziale Umwälzung ungeheuerlichster Art, die größte, die es überhaupt in seiner Geschichte bis in die moderne Zeit durchgemacht hat. Wie überall dort, wo das fränkische Reich eindringt und das Kreuz von der fränkischen Reichskirche gepredigt wird, erscheint auch hier die Unfreiheit, — der einstige Freibauer wird abhängig. Das ist die Rechtslage, wie sie in der „Lex Bajuvarorum" niedergelegt wird. Damit jedermann weiß, worum es hier geht, und sich niemand über die Bedeutung dieses Gesetzes täuschen kann, beginnt die „Lex Bajuvarorum" mit der Bestimmung: „Wenn eine freie Person das will und ihr Vermögen der Kirche zum Heile ihrer Seele gibt, habe sie die Erlaubnis hinsichtlich ihres Anteils, sobald



Zwiehof. Die Scheune mit steilem Strohdach zeigt die Urform des bayrischen Hauses



400jähriges Bauernhaus aus Waldhäuser im Böhmerwald

Tafel VI



Bauernhof in der Jachenau (Oberbayern)



Eging, ing=Ort mit Gewannfluren

sie sich mit ihren Kindern auseinandergesetzt hat. Niemand hindere ihn; weder König noch Herzog noch irgendeine Person habe die Macht, ihn zu hindern, und was er schenkt, Höfe, Grundstücke, Unfreie oder irgendein Gut, alles, was er zum Heile seiner Seele schenkt, das bestätige er selbst mit seiner eigenen Hand durch einen Brief und ziehe sechs Zeugen hinzu oder mehr, wenn sie wollen; sie sollen ihre Hände auf den Brief legen und ihre Namen setzen dort hinein, wenn jener darum bat. Und dann lege er diesen Brief auf den Altar und übergebe so dieses Gut vor dem Geistlichen, der dort dient. Und hiernach habe er keine Gewalt darüber, weder er selbst noch seine Nachkommen, außer wenn der Vogt dieser Kirche es ihm als Leihgut einräumen will, sondern vom Bischof werde alles Kirchengut verteidigt, das von den Christen der Kirche Gottes gegeben wird.

Wenn irgendeine Person gegen Kirchengut zu Unrecht klagen oder vom Kirchengut etwas entziehen will, sei es jener, der es gab, oder einer von seinen Erben, oder was für ein Mann sich unterfängt, vor allem verfalle er dem Urteil Gottes und der Strafe der heiligen Kirche und zahle dem weltlichen Richter 3 Unzen Gold und gebe jenes Kirchengut zurück und füge ein gleichwertiges anderes hinzu auf Geheiß des Königs oder des Fürsten, der in jenem Gebiet Richter ist."

In Übereinstimmung mit dem fränkischen Recht muß hier der Vater mit den Söhnen teilen, und zwar zu gleichen Teilen. Wir besitzen Urkunden, nach denen der Vater neben einem Sohn über die Hälfte, neben zwei Söhnen über ein Drittel zugunsten der Kirche testiert hat. Wenn die Mutter lebt, so wird auch die Mutter berücksichtigt. Ursprünglich war dieser Freititel des Vaters nur zum Zwecke der Schenkung an die Kirche vorgesehen, später hat er auch für andere Zwecke sich durchgesetzt.

Die Wirkung war eine doppelte. Auf der einen Seite tritt sehr rasch eine starke Verarmung ein, von der sowohl das altfreie Bauerntum des bayrischen Stammes wie auch die Edelingsgeschlechter ergriffen werden. Bereits die „Lex Bajuvarorum" fordert, daß ein Zeuge vor Gericht in einer Grenzstreitfrage mindestens ein Grundstück von der Größe des strittigen und sechs Schillinge bar besitzen müsse. Es gab also offenbar schon freie Männer, die dies nicht ein-

mal mehr hatten. Verarmte Freie, die weder einen Sklaven noch den Wert eines Sklaven besitzen, werden ebenfalls in der „Lex Bajuvarorum" (8, 23) vorausgesetzt. Vor allem aber gerät ein großer Teil der so landlos gewordenen, bzw. auf wirtschaftlich lebensunfähigem Grundbesitz sitzenden Bauern, die von der Kirche Land — oft ihres eigenen Vaters Land — nehmen müssen, in harte Abhängigkeit.

Wie im einzelnen diese Belastung des Bauern zugunsten der Klöster damals ausgesehen hat, zeigt uns eine ganze Anzahl Urkunden, die wir zum guten Teil der Herausgabe der Freisinger Urkundensammlung durch Meichelbeck verdanken. Eine solche Freisinger Urkunde gibt etwa an: „Freie Männer, welche Barschalken heißen, haben mit dem Capellan Wago vor mehreren Zeugen einen Vertrag geschlossen, daß sie Kirchengut zu Lehen empfangen, aber dafür Dienste leisten. Fünf von ihnen pflügen, drei Tage zu verschiedenen Zeiten, im Jahr und haben weitere drei Tage zu schneiden, zu binden und einzufahren. Drei andere müssen 15 Scheffel, darunter drei Scheffel Gerste und einen Frischling liefern. Einer pflügt vollständig (soll heißen ohne zeitliche Beschränkung) und zahlt 10 Scheffel und einen Frischling." Wir sehen hier einen gewissen Unterschied. Während ein Teil dieser abhängig gewordenen Bauern nur zu zeitlich begrenzten Scharwerken verpflichtet ist, gibt es auch bereits solche, die völlig wie ein Knecht jederzeit zur Arbeit anzutreten haben. Die Urkunde sagt hier auch in ihrem lateinischen Text: „sicut alii servi", d. h. „wie die andern Sklaven". Der Bauer einer Hufe des Klosters Staffelsee muß jährlich 14 Scheffel Getreide, 4 Frischlinge, Flachs für die Klosterspinnerei, Hühner, Eier, Leinsamen und Linsen liefern, arbeitet fünf Wochen für das Kloster, pflügt drei Tagwerke, bringt auf der Klosterwiese einen Wagen Heu ein und verrichtet noch andere Scharwerke. Das ist eine außerordentlich hohe Belastung.

So versteht man, daß diese in Abhängigkeit geratenen freien Bauern in der Rechtssprache jener Zeit als „Barschalken" bezeichnet werden, d. h. sie sind zum Teil noch „bar", d. h. frei, zum Teil bereits „Schalken", d. h. Knechte, nach damaligem Sprachgebrauch. Der Unterschied von den eigentlichen Sklaven besteht lediglich darin, daß sie nicht geprügelt werden können. Aber auch dieses Recht hat

sich die Geistlichkeit in der „Lex Bajuvarorum“ bereits einräumen lassen, und zwar für den Fall, daß jemand, — am Sonntag arbeitet! Hier bestimmt die „Lex Bajuvarorum“ (VII. 3, a): „Wenn jemand am Sonntag Knechtsarbeit tut, verliere der freie Mann, der einen Ochsen anspannt und mit dem Wagen fährt, den rechten Ochsen; wenn er aber das Gras mäht oder sammelt oder irgendeine Knechtsarbeit am Sonntag tut, werde er ein- oder zweimal verwarnt; und wenn er sich nicht bessert, werde sein Rücken mit 50 Schlägen gegerbt; und wenn er sich wiederum unterfängt, am Sonntag zu arbeiten, werde von seinem Vermögen der dritte Teil genommen; und wenn er noch nicht aufhört, dann verliere er seine Freiheit und sei Knecht, weil er am heiligen Tage nicht frei sein wollte. Wenn einer aber Knecht, werde er für ein solches Verbrechen geprügelt; und wenn er sich nicht bessert, verliere er die rechte Hand. Deshalb ist eine solche Handlung zu verbieten, weil sie Gott zum Zorne reizt und wir infolgedessen in der Ernte gegeißelt werden und Not leiden.

Auch dies ist am Sonntag zu verbieten. Wenn sich jemand auf der Reise zu Wagen oder zu Schiff befindet, verhalte er vom Sonntag bis zum Montag. Und wenn er die Vorschrift des Herrn nicht beachten will, da der Herr spricht: ‚Keine Arbeit tue am heiligen Tage, weder Du, noch Dein Knecht, noch Deine Magd, noch Dein Ochse, noch Dein Esel, noch irgendwelcher Deiner Machtbefohlenen,‘ und wer dies auf der Reise oder sonstwie irgendwo zu beachten verschmäht, werde er zu 12 Schillingen verurteilt; und wenn er dies häufig tut, verfalle er der obengenannten Strafe.“ Auch diese Bestimmung dient dazu, das Selbstbewußtsein der einst freien Bauernschaft gründlich zu brechen. Zugleich aber tritt eine weitgehende Verelendung dieser so abhängig gewordenen Barschalke ein. In jener Zeit konnte nur Kriegsdienst leisten, wer in der Lage war, mindestens einige Wochen sich im Felde selber zu erhalten. Ein großer Teil der Barschalke hat bald nicht mehr die hierzu nötigen Mittel. Das zwischen 728 und 741 erlassene Zusatzedikt zur „Lex Bajuvarorum“ bestimmt dann auch, daß, während bisher alle Freien, falls sie getötet wurden, mit einem Friedensgeld von 40 Schillingen gebüßt werden mußten, nunmehr nur noch für diejenigen Barschalke, die noch ins Feld ziehen können, dieses Friedensgeld gilt. Wer nicht mehr ins

Feld ziehen kann, weil ihm die nötigen Mittel dazu fehlen, bekommt nur noch ein Friedensgeld von 6 Schillingen. Deutlich zeigt sich hier das Herabsinken der altfreien Bauernschaft zum mindesten mit großen Teilen auch in ihrer standesmäßigen Geltung.

Das Bistum Augsburg hatte in der kurzen Zeit vom Erlaß der „Lex Bajuvarorum" bis zum Jahre 812, aus dem uns ein Inventarium vorliegt, erworben: 1006 besetzte und 35 unbesetzte Freihufen, 412 besetzte und 45 unbesetzte Diensthufen, 1427 besetzte und 80 unbesetzte Hörigenhufen. Kloster Staffelsee besaß im gleichen Jahre 740 Tagwerk Ackerland, Wiesen zu 610 Karren Heu, hatte im Mägdehaus 24 Frauen arbeiten und verfügte über 23 Barschalkenhufen, deren Inhaber Korn, Vieh, Eier, Lein, Linsen liefern und Scharwerke leisten mußten, dazu über 19 Knechtshufen. Aber auch sonst waren die Klöster ungeheuer reich geworden. Staffelsee wieder hatte 812 einen aus Gold und Silber gebauten Altar, mehrere goldene und silberne Kreuze, mit Edelsteinen besetzte Reliquienkästen; die Kirche von Solnhofen hatte 4 goldene Kelche, 7 silberne Kelche, 3 mit Gold und Edelsteinen geschmückte Bibelbücher. Der Luxus war so groß, daß Kaiser Karl 805 die Errichtung neuer Altäre in den Kirchen verbot. Dazu war ein erheblicher Teil der Klöster völlig lastenfrei. Steuerfrei waren sie alle, aber immerhin mußte eine Anzahl von ihnen (so Benediktbeuren, Kremsmünster, Niederaltaich und andere) Kriegsleute stellen. Aber auch von dieser Last waren in Bayern die Klöster Wessobrunn, Metten, Landau, Moosburg und seit Kaiser Otto I. auch Ottobeuern frei. Sie „dienten nur durch Gebet". —

Die gewaltigen Scharwerke und Frohnen zu Bauzwecken, die schon in der „Lex Bajuvarorum" bestimmt waren, dienten der außerordentlich gesteigerten Bautätigkeit dieser neuen und machtvollen Schicht. Die Bautätigkeit muß vielfach in den Klosterverwaltungen beinahe als Hauptsache angesehen worden sein, denn selbst Kaiser Karl mahnt in einem Edikt von 811 mit mildem Vorwurf: „Obwohl es gut ist, daß die Kirchen schöne Gebäude sind, so muß dennoch den Gebäuden die Zierde guter Sitten vorgezogen werden, weil, wie es uns scheint, die Sorge für Erbauung schöner Kirchen gewissermaßen dem Stand-

punkt des Alten Testaments angehört, die Besserung der Sitten aber eigentlich dem Standpunkt des Neuen Testaments entspricht."

Der spätere Widerstand der bayrischen Herzöge ist vergeblich gewesen. Wir wissen aus der „Lex Bajuvarorum", daß neben den herzoglichen Lehnsleuten königliche Lehnsleute im Lande waren, dazu war ein immer größerer Teil der einst freien Männer in Abhängigkeit von der Kirche geraten, — und diese war ganz wesentlich fränkisch. 738/39 entstanden die vier bischöflichen Sprengel von Salzburg, Freising, Passau und Regensburg; außerdem bestand offenbar seit alters her das alte Bistum Seben, das später nach Brixen ins Tal hinab verlegt worden ist. Vor allem aber nahmen die Klostergründungen ungeheuer zu. Salzburg hatte sein großes Bischofskloster St. Peter, dazu die Filialklöster Bischofshofen und Ötting, Gars, Au am Inn, Raitenhaßlach und Zell am See. Der Bischöfliche Sitz St. Emeram zu Regensburg hatte die Filialklöster Cham, Martinszell und Englbrechtsmünster, der Bischofssitz Freising hatte sein eigenes St. Marienkloster, zu dem außerdem die Filialklöster Scharnitz, Schliersee, Schlehdorf, Schäftlarn gehörten. Passau hatte sein Kloster St. Stephan, in Eichstätt bestand das Kloster von St. Willibald, — und hierzu kam nun noch die Menge der von den Herzögen und den großen bayrischen Familien gestifteten Klöster. Das Herzoghaus gründete so Niederaltaich, Osterhofen, Kloster Chiemsee, Kloster Staffelsee, die Klöster Mondsee und Mattsee, Kloster Weltenburg, Kloster Münchsmünster, Polling, Tierhaupten und Wessobrunn, Innichen und Kremsmünster; das große Geschlecht der Huosi stiftete Land zum Kloster Benediktbeuern, und uns ist noch ein Prozeß bekannt, bei dem des Geschlecht sich dagegen verwahrte, daß das Kloster immer mehr Land in diese Schenkung einbezog.

Der Nachfolger Hukberts war 735 Oatilo (Odilo), der noch einmal den Versuch machte, sich der fränkischen Herrschaft zu entziehen. 743 unterliegt er Karl und Karlmann, und muß sich unterwerfen. 744 bekommt er gegen ausdrückliche Anerkennung der fränkischen Oberhoheit sein Herzogtum wieder. Damals wird der selbständige Bischoffitz Eichstätt gegründet, und mit Recht schließt Döberl daraus, daß diese Lostrennung eines recht erheblichen Gebietes vom Bistum Regensburg kaum verständlich ist, ohne daß hier auch politische

Grenzänderungen eintraten, also daß Bayern einen Teil des Nordgaues abgeben mußte. Nach Oatilos Tode 748 kommt es zu einer neuen Erhebung gegen das fränkische Reich. Es ist der Sohn der erwähnten Sunnehild und Karl Martels, also abstammungsmäßig nur ein halber Bayer, Grifo, der mit der Hilfe der Witwe Hiltrude des verstorbenen Oatilo Bayern wieder loszureißen versucht. Aber sein Stiefbruder, der Hausmeier Pipin, wirft ihn nieder. Als Pipin 751 das vielhundertjährige Ziel seines Hauses erreicht und die Merowinger entfernt, sich selber zum König der Franken macht, bleibt alles in Bayern ruhig. Als die Herzoginwitwe Hiltrude stirbt, übernimmt Pipin für den minderjährigen bayrischen Herzog Tassilo die Vormundschaft dieser Verwaltung. Tassilo sollte der letzte selbständige agilolfingische Herzog Bayerns sein, soweit man unter diesen Umständen überhaupt noch von einer Selbständigkeit Bayerns sprechen konnte. 756 zieht er mit einem fränkischen Heer gegen die Langobarden mit, 757 wird er wehrhaft gemacht und bekommt die Regierung Bayerns, aber nur, nachdem er sich ausdrücklich als fränkischer Vasall bekannt und den Treueid geleistet hat. Er war damals fränkischer Lehnsmann. Er hat später einmal versucht, sich loszumachen, als er zu einem Feldzug fern im Südwesten des heutigen Frankreich, in Aquitanien, aufgeboten, nach Hause zurückkehrte. Vielleicht waren es auch beunruhigende Nachrichten über Schwierigkeiten an der Grenze gegen die Awaren und Slawen, die ihn heimriefen. Jedenfalls hatte er noch einmal Glück — nach König Pipins Tode hatten Karl und sein Bruder Karlmann, die sich nicht vertrugen, alle Hände voll zu tun. So konnte der bayrische Herzog sich wieder einer gewissen Selbständigkeit erfreuen. Unzweifelhaft ist unter seiner Herrschaft die bayrische Grenze gegen die Langobarden im Süden wieder ausgedehnt, der Vintschgau wieder zu Bayern gezogen worden. Bedeutsam wurde aber vor allem sein Kampf um Kärnten. Hier war ein von den Bayern eingesetzter Unterherzog gestorben und es ging wieder einmal im Lande drunter und drüber, die Slowenen wehrten sich gegen die deutsche Herrschaft und die damit verbundene Einführung des Christentums, und die Kämpfe gingen hin und her. 769 gründete Tassilo das Kloster Innichen, 763 wurde das Kloster Scharnitz in die Freisinger Diözese aufgenommen, „um das ungläubige Ge-

schlecht der Slawen auf den Weg der Wahrheit zu führen". 772 gelang Tassilo ein entscheidender Sieg in Kärnten, er konnte hier einen Unterherzog Waltunc, aller Wahrscheinlichkeit nach einen Bayern, einsetzen, und die Gründung von Kirchen und Klöstern vorwärtstreiben. Sein Verhältnis zu Pipins Nachfolger, dem fränkischen



Der sogenannte Tassilokelch, von Herzog Tassilo III. um 777 dem von Tassilo II. gegründeten Kloster Kremsmünster gestiftet

König Karl, war gut, er bediente sich jetzt selber der Kirche und der Klostergründung, um sich machtpolitisch auszudehnen. 778 zogen bayrische Heerhaufen König Karl zu Hilfe, — alle Gegnerschaft schien vergessen, der plötzliche Abmarsch aus dem fränkischen Lager im Jahre 763 verziehen zu sein. 781 erschien Tassilo vor einer Reichsversammlung in Worms, erneuerte die Eide, die er König Pipin geschworen hatte und stellte 12 Geiseln.

Aber auf die Dauer war ein neuer Konflikt kaum vermeidbar. Mit bayrischer Hilfe hatte König Karl die Langobarden unterworfen. 776 waren diese zum ersten Male aufgestanden und geschlagen worden. Seitdem wurde das Langobardenland in Oberitalien als erobertes Gebiet behandelt, in dem fränkische Truppen standen. Damit hatte sich die ganze geopolitische Lage für Bayern geändert. Vom Norden, Westen und Süden umklammerte die fränkische Macht das bayrische Herzogtum. An Stelle der schwachen Langobarden trat jetzt an den Alpenpässen die fränkische Macht auf. 784 kommt es zu einem Zusammenstoß bayrischer und fränkischer Kriegsleute um Bozen, — damals müssen also die Franken bereits versucht haben, den Bayern diese Stadt abzunehmen. Dazu war Tassilo nahe verwandt mit dem letzten selbständigen Langobardenherzog Arichis von Benevent, der mit Karl im Kampfe lag. Als dieser unterlegen war, ging Karl zusammen mit dem Papst gegen Tassilo vor, lud ihn vor seinen Thron, ließ ihn vom Papst bannen und besetzte Bayern mit einem fränkischen Heer. Tassilo unterwarf sich, das ganze bayrische Volk mußte König Karl den Treueid leisten.

Man kann Tassilos Verzweiflung verstehen, die durch den Haß seiner Frau Liudberga, einer langobardischen Prinzessin, gegen Karl noch verstärkt wurde. So soll Tassilo — jedenfalls nach fränkischen Quellen — auf den Gedanken gekommen sein, die Awaren zum Einfall in das Land zu verlocken, während er selber noch den Schein einer gewissen Ergebenheit aufrecht erhielt. Aber er hatte kein Glück. Als er im Sommer 788 vor der Reichsversammlung in Ingelheim erschien, wurde er entwaffnet und verhaftet. Man holte jetzt den alten Vorwurf der Heeresflucht heraus und „dem König treue Bayern“, d. h. die fränkischen Lehnsleute in Bayern klagten ihn hier an. Auf Grund der längst verjährten und vergessenen Schuld wird Tassilo verurteilt, in St. Goar zum Mönch geschoren und ins Kloster gesperrt. Seine Familie wird eiligst aufgehoben und erlebt das gleiche Schicksal. Sehr viel später, 794, wird Tassilo noch einmal auf der Reichsversammlung zu Frankfurt am Main vorgeführt, muß ein Bekenntnis aller seiner Schuld „gegen den König und das Volk der Franken“ ablegen und vor allem für sich und sein Haus auf die Herzogswürde verzichten. Damit war die Selbständigkeit das bay-

rischen Stammes endgültig zu Ende, das Land wurde eine fränkische Provinz. Die innere Auflösung der Widerstandskraft, der Grund, „warum nur einige wenige“ noch für Tassilo die Waffen ergriffen hatten, liegt aber tiefer, — mit der Zerstörung des altfreien Bauerntums und seiner Umwandlung in Abhängige der Klöster und der großen fränkischen Herren, die im Lande hochkamen, verschwand jene Schicht, die für die Selbständigkeit die Waffen geführt hatte. Wenn etwa bei dem Prozeß der Huosi gegen das Kloster Benediktbeuren es sich um nicht weniger als 6700 abhängige Bauernwirtschaften handelte, wenn im Salzburger Güterbuch ein riesiger Besitz des Salzburger Bistums erwähnt wird, so zeigt dies nur die außerordentlich starke Feudalisierung des Landes. Der altfreie Bauer der Landnahmezeit war verarmt und zum größten Teile abhängig geworden. Er sinkt auch im Wergeld. Die Synode von Dingolfing, deren Beschlüsse uns erhalten sind, spricht bereits von den unter den herzoglichen Wehrleuten stehenden „geringen Freien“, und auf einem Landtag in Neuching wird das Wergeld dieser geringen Freien dem Wergeld der Freigelassenen der Kirche gleichgestellt, — also einer Schicht, die der vollen Freiheit darbte. Man sieht hier deutlich, wie eine große Anzahl von Männern wirtschaftlich und sozial so weit abgesunken war, daß sie als nicht mehr über den Freigelassenen, also einstigen Unfreien, stehend, angesehen wurde. Der altfreie Mann war weitgehend verschwunden, seitdem er der Kirche und den großen Vasallen, die beide ihren Besitz und ihren gewaltigen Aufstieg dem Königtum verdankten, hörig geworden war. Seitdem damit auch die alten Gerichte und Volksversammlungen im Staate abgekommen waren, fehlte die Schicht, die Tassilos letzte Versuche, die Selbständigkeit des Landes zu erhalten, noch hätte stützen können. So finden wir es denn auch, daß vielfach Tassilo und die Seinen sich damit behelfen, sich auf die Klöster gegen die Bischöfe zu stützen.

Unter der karolingischen Herrschaft finden wir „Capitularien, die zur Lex Bajuvarorum Herr Karl hinzuzufügen befohlen hat“, und ein „Capitulare Bajuvarorum“. Beide haben die Stärkung der Gewalt der fränkischen Grafen und Bischöfe zum Zweck.

Und trotzdem brachte diese Periode einen unbestreitbaren Fortschritt der Entwicklung des bayrischen Stammes, der seine ganze spätere

Siedlungsrichtung aufs stärkste beeinflußt hat: Die Besiegung der Awaren. 781 versuchte Karl zum ersten Male konzentrisch mit drei Heeren die Awaren niederzuwerfen, — aber es gelang diesen, sich in die unzulänglichen Sumpfstrecken der ungarischen Tiefebene zu flüchten. 793 erfolgte der zweite Vorstoß, auf Grund dessen sich ein Teil der Awaren unter ihrem Chan Tudum unterwirft, allerdings bald wieder abfällt. 796 zieht auch ein bayrischer Heerbann aufs neue mit gegen die Awaren, 797 finden weitere Kämpfe statt, bei denen ein Teil der Slawenvölker auf Karls Seite, ein Teil auf seiten der Awaren steht. 802 fallen zwei bayrische Grafen bei Güns in Ungarn gegen die Awaren, dann aber scheint es mit den Awaren rasch bergab gegangen zu sein, — das einstige gefährliche und stolze Reitervolk verschwindet völlig, — und es gibt noch heute ein tschechisches Sprichwort zur Kennzeichnung eines Unheils, das plötzlich verschwunden ist: „Es ist dahingegangen, wie die Obry (Awaren)!" 805 weist ihnen Kaiser Karl, da sie von den Slawen hart bedrängt seien, Wohnsitze bei Steinamanger an, 822 werden sie zum letzten Male urkundlich erwähnt; vielleicht hängt der Name Heunburg (slow. Vobre) noch mit einer letzten geschlossenen Ansiedlung der Awaren zusammen. Kärnten und Steiermark, Niederösterreich und das heutige Burgenland aber füllen sich mit neuen bayrischen Siedlern. Eine neue Landnahme setzt ein, und der bayrische Stamm bekommt jetzt die große Zugrichtung nach Südosten, — die ihm diesmal nicht möglich gewesen wäre, wenn er nicht trotz allen Unglücks den Rückhalt am karolingischen Gesamtreich gehabt hätte, das ihm schließlich die Awarengefahr vom Halse schaffte. Wie tief diese bayrische Siedlung des karolingischen Reiches in das spätere Ungarn hineinging, läßt sich heute natürlich nicht mehr sagen. Gran, Ofen, Raab und Stuhlweißenburg, „scheinen außerhalb des Karolingerreiches gelegen zu haben, das im Süden bis an die Fruška Gora, das Frankengebirge nahe Belgrad, und nach Vukovar in Slawonien reichte". (Waldemar Wucher: „Die südostdeutsche Volksgrenze", Volk und Reich-Verlag, Berlin 1934, Seite 38.) Am Plattensee und an der Pinka dagegen scheint diese deutsche Siedlung bayrischen Stammes ziemlich dicht gewesen zu sein. Im Osten des bayrischen Siedlungsgebietes vollzog sich eine wesentlich durch Klöster durchgeführte Rodung im wilden

Waldgebiet. 805 wird uns eine Handelsgrenze angegeben, die während eines Krieges mit den Tschechen Sperrgrenze für die Ausfuhr von Waffen aus dem karolingischen Reich waren. Diese ging über Forchheim, Premberg, Burglengenfeld nach Regensburg, lag aber wohl etwas hinter der vorhandenen Siedlungsgrenze. Es ist nicht uninteressant, im einzelnen die Ausdehnung der bayrischen Siedlung zu untersuchen, — dabei stehen uns allerdings in erster Linie die Klosterangaben zur Verfügung. Was königliche Grafen oder die alten Adelsfamilien an Bauern ansetzten, ist uns zum großen Teil nicht erhalten. Dadurch wird das Bild dieser frühen bayrischen Kolonisation unter Tassilo und Kaiser Karl „mönchischer" als es wirklich war. Eines der wenigen Beispiele, für welches uns die Erschließungsarbeit einer weltlichen Grundherrschaft schon umfassend dargestellt ist, bietet das Siedlungswerk der Familie Preysing im Isen-Gau Oberbayerns. Ein gewisser Zusammenhang zwischen weltlicher und geistlicher Siedlungstätigkeit ist anzunehmen, z. B. gründen die Huosi und Fagana die Klöster Tegernsee und Benediktbeuren; mit dem letzteren spielt dann jener schwere Prozeß, der uns auch einigermaßen aktenmäßig erhalten ist und zeigt, mit welcher Rücksichtslosigkeit er weiteres Land der Stifterfamilie an sich riß. Immerhin hat Benediktbeuren sehr weitgehend die Besiedlung der Jachenau zwischen Walchensee und Isar durchgeführt; auch andere Familien haben mit der Klostergründung zugleich Siedlung verbunden; so gründeten die Kuenringe im heutigen Oberösterreich das Kloster Zwettl in das Waldviertel hinein.

Es kann auch wohl kaum bestritten werden, so sehr wir heute mit Recht von einer Überschätzung der klösterlichen Rodungstätigkeit zurückkommen, daß gerade in Bayern ein großer Teil der Männer, die die neugegründeten Klöster bevölkerten, auch als Mönche die Freude an der Landarbeit und am Waffendienst nicht verloren. Von dem 760 unter Tassilo gegründeten Kloster Zell am See wird uns ausdrücklich berichtet, daß „die Mönche von ihrer Hände Arbeit lebten". Das können wir wohl auch für andere Klöster annehmen, denn die zahlreichen Gründungen lassen sich gar nicht anders erklären, als daß mindestens ein Teil der Mönche mit Hand angelegt hat. So gründete Kloster Niederaltaich das Kloster Spitz in der Wachau; das

später so berühmte Kloster St. Pölten war eine Gründung von Tegernsee, das bayrische Kloster Mondsee schuf sich ein Tochterkloster in Steinakirchen an der Erlaf, St. Emmeram legte wohl die Grundlage zu Kloster Pöchlarn und Tulln. Von Freising aus waren in Kärnten zahlreiche Klostergründungen durchgeführt worden, die auch Herzog Tassilo begonnen und Kaiser Karl fortgeführt hatte. Das Bistum Passau schuf Klöster in Linz, Lorch, Amstetten, St. Michael in der Wachau, Petzenkirchen und hat außerdem Kirchgründungen in Mödling, Prellenkirchen und Lanzenkirchen durchgeführt.

In den Böhmer Wald hinein arbeiteten sich die Klöster Pfaffenmünster, Cham und Altaich vor. Hier handelt es sich wesentlich um Aufsiedlung fast menschenleerer Landschaften, die wenigen Slawengruppen hier waren zahlenmäßig viel zu gering, um diese Arbeit aufzuhalten.

Damals ist trotz aller Schwierigkeiten eine Aufschließung des Landes erfolgt, die zum größten Teil nie wieder rückgängig zu machen war. Anderseits war sie aber auch nur möglich im Schutze eines großen Reiches, wie das Karolingische Reich es darstellte, ohne dessen Eingreifen man die Awarengefahr ebensowenig wie alle späteren Bedrohungen kaum hätte beseitigen können.

Der bayrische Siedlungsraum bis zum Madjarensturm

Wir stehen, wenn wir die Geschichte der ersten Jahrhunderte nach der Landnahme betrachten, vor einem scheinbaren Widerspruch: Noch im Besitze einer altgermanischen Königsverfassung scheinen die Bayern in ihre neue Heimat einzurücken; die Vollfreiheit eines wesentlichen Teiles des Stammes geht in einer jahrhundertelangen Entwicklung zwar verloren — aber durch diese Entwicklung entsteht gleichzeitig in einer großartigen Neubildung das deutsche Bauerntum; in dieser Zeit entsteht der Begriff des „deutschen" überhaupt. Es ist unnötig den Zeitpunkt genau bestimmen zu wollen, wann aus dem fränkischen Reich das Deutsche Reich wurde; aber man wird mit der Annahme nicht fehl gehen, daß die fast gleichzeitigen Reichskriege gegen die fremdrassigen und fremdgläubigen Feinde des Abendlandes, Awaren und Mauren, bei der Bildung eines Gemeinsamkeitsgefühls ausschlaggebend waren: während die Friesen als der seefahrende deutsche Stamm eine Donauflotte gegen die Awaren erbauen, reiten bayrische Reiter zur Zeit der Entstehung des Rolandsliedes über die Pyrenäenpässe.

Wenn wir von nun an ein deutsches Reich voraussetzen, so müssen wir eine Reihe von Fragen aus der vorhergegangenen Zeit unbeantwortet zurücklassen, weil uns jegliche Unterlagen darüber fehlen. Es sind gerade die Fragen, die uns heute besonders berühren:

Wie verhielt sich Freiheit und Gebundenheit des „Bauern" in der markomannischen Königsverfassung der Wanderzeit, zu der Höfeverfassung der seßhaft gebliebenen germanischen Stämme? Und wie verhielt sich dementsprechend die frühmittelalterliche Herzogsverfassung Bayerns zu den vorhergegangenen? Welche Bindungen waren aufgelöst worden, um die neuen Bindungen zu schaffen? Alle diese

Fragen, die zum Teil unbequem, zum Teil quälend sind, sind nicht nur letzten Endes Fragen der geschichtlichen Gesamtauffassung, d. h. der Bejahung oder Verneinung; sondern auch Fragen der Vergleichbarkeit unseres Wissens: denn nun treten wir in das Zeitalter einer beurkundeten Geschichte ein.

Unsere Geschichte beginnt nicht erst mit dem Zeitpunkt ihrer Niederschrift. Trotzdem bedeutet die Beurkundung einen völlig neuen Abschnitt. Von nun an ist das gesamte Leben des Stammes schriftlich gefaßt: Großtaten und Verbrechen, Gesundheit und Verderbtheit, Geburt und Tod, Erbschaft und Kauf, Tausch und Preis — alles das finden wir vom 7. und 8. Jahrhundert an in zunehmendem Maß verzeichnet, und bei näherer Beschäftigung damit leuchtet durch die ungewohnten Formen der Beurkundung bald das tägliche Leben eines Stammes, wie wir es aus der Gegenwart kennen. Mit der Beurkundung besitzen wir also ein Bild unserer Vorfahren mit ihren ganzen Stärken und Schwächen, wie wir es für die Zeit vor der Beurkundung, d.h. vor und noch während der Landnahme nicht haben. Und hierher rührt der Zweifel an der Vergleichbarkeit, auch in der Beurteilung der Entscheidungen unserer Vorfahren: sollen wir annehmen, daß sich ihr Leben auf ihren Höfen, ihr Besitzgefühl, ihre Einstellung zur staatlichen Oberhoheit, d. h. zur Herzogs- oder Reichsgewalt grundsätzlich geändert hat; oder sollen wir annehmen, daß ihr Leben, solange es noch nicht in den Pergamenten verzeichnet wurde, dem ihrer Nachkommen ähnlicher war?

Diese Fragen sind nicht der Ausfluß eines geschichtlichen Relativismus, sondern die notwendige Vorbemerkung vor dem Übergang aus einer Zeit, die der Vorstellungskraft mehr Raum läßt, in eine Zeit nachgewiesener soldatischer und bäuerlicher Nüchternheit. Mit dem Ausbau der bayrischen Siedlung im Rahmen eines deutschen Reichs stehen wir unmittelbar in dem geschichtlichen Zusammenhang, der zu uns führt: von nun an decken sich die Burgen von einst mit den Garnisonen von heute; das Problem der „fossa carolina“, des Karlsgrabens, deckt sich mit dem späteren des Donau-Main-Kanals; von nun an decken sich die Zehnten von einst mit den Steuern von heute. In dieser geschichtlichen Zäsur liegt

einerseits eine Stärke, anderseits eine Gefahr für unser Geschichtsbild. Eine Gefahr: denn es liegt die Versuchung nahe, in den markomanischen Bund vor der Landnahme alles das hineinzusehen, was wir uns als Erbe des bajuwarischen Bauern wünschen — und ein solches Wunschbild würde niemals durch Urkunden Lügen gestraft werden! Und eine Stärke: denn von nun an handelt es sich nicht nur um unser Blut, nicht nur um Boden, sondern um die Einheit von Blut und Boden: die Heimat. Und damit tritt ein ganz neues Element in die Geschichte des bayrischen Bauerntums ein; ein Gefühl, welches dem berühmten Ausspruch der Engländer „right or wrong, my country" nahe verwandt ist: Bejahung dieser eigenen Geschichte, auch wenn wir ihre Mühsal, ihre Gefährdung und ihre Versager erkennen und — bessern wollen.

Das politische Eigengewicht der Gemeinfreien hat sich während des auf die Landnahme folgenden Ausbaues des Siedlungsraumes verändert; es ist deutlich überbaut worden, und zwar durch die Träger der neuen staatlichen und kirchlichen Aufgaben, die Burgen und Klöster. Die inneren Gründe dieser Entwicklung waren zwingend genug: man kann sich die bayrische Landnahme als letztes Teilstück der Völkerwanderung wie einen Bauernzug vorstellen; aber der neuerworbene Siedlungsraum erforderte eine andere, festere Gliederung, als sie der germanische Einödhof bieten konnte. Gerade die eingeborene Vorliebe des germanischen Siedlers für den Einödhof ist wohl der stärkste Beweis für seinen friedliebenden, bäuerlichen Charakter. In grobem Schlüssel ist die Siedlungsform in Altbayern folgendermaßen aufzuteilen: die Hälfte der Siedlungen sind Einöden, ein Drittel sind Weiler und das verbleibende Sechstel Dörfer — wobei die Weiler zumeist, die Dörfer zum großen Teil aus Einödhöfen der Landnahmezeit entstanden sind. Denn keine Siedlungsform der Welt ist so wenig auf dauernde Raubkriege, ja überhaupt auf Verteidigung einzurichten, wie die Flur von Einzelhöfen. Schon das umwallte Dorf stellt einen ganz anderen Verteidigungsblock dar. Mit dem Abschluß der Völkerwanderung war kein politisches Niemandsland mehr ohne Blutopfer zu besetzen. Die heutigen europäischen Völker beginnen sich in ihrem Grundbestand auszubilden und es gibt wieder, wie vor der Völker-

wanderung, umkämpfte Grenzen. Niemandem würde es heute in den Sinn kommen, ein gefährdetes Siedlungsland anders als durch einen gewissen Stamm von Berufssoldaten, durch Befestigungen, kurz: durch Rüstung im weitesten Sinne zu sichern. Jede Rüstung solcher Art bedingt Befehlsgewalt, d. h. gewisse Abhängigkeitsverhältnisse und wirtschaftliche Leistungen, d. h. Steuern in allen ihren geschichtlichen Formen.

Die Herausbildung dieser „modernen" Gesellschaftsverfassung hatte die Schattenseite: fehlte einmal der Rückhalt des Reiches, so war bei einem kräftigen Angriff kaum zu erwarten, daß das abhängige, weit im Lande siedelnde Bauerntum einen ernsthaften Widerstand leisten konnte. Selbst Kaiser Karl hat diese Gefahr gesehen, als er in den letzten Jahren seiner Regierung sich gegen die zahlreichen Methoden wandte, mit denen weltliche und geistliche Machthaber den Bauern in die Hörigkeit hinabdrückten. Trotzdem war der gesellschaftliche Gliederungsvorgang nicht aufzuhalten. Alle kommenden feindlichen Einbrüche haben diese Grunderkenntnis zwar bestätigt, die Entwicklung aber in der bekannten Richtung weitergetrieben; gerade der Madjarensturm hat entscheidend auf die Ausbildung des deutschen Burgen- und Ritterwesens gewirkt. Den kommenden Herren des Landes bleibt von nun an die schwierige und undankbare Aufgabe, für den Ausgleich zu sorgen, um die bäuerliche Kraft des Landes als jederzeit zu mobilisierende Reserve hinter seine aktive Kampfkraft stellen zu können. Wieweit diese Aufgabe gemeistert wurde, davon wird noch zu reden sein.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß das bayrische Bauerntum sich seit der Landnahme in einer ständigen Aufwärtsentwicklung befindet, die wohl durch Rückschläge unterbrochen wird, im großen aber unverkennbar ist. Zunächst kann kein Zweifel daran bestehen, daß das Leben eines Bauernstammes unter einer jahrhundertelangen Unstetigkeit inmitten der Völkerwanderung gerade vom bäuerlichen Standpunkt aus alles andere als erfreulich war. Die Behauptung einer ständigen Aufwärtsentwicklung seit eineinhalb Jahrtausenden ist durch viele handgreifliche Zeugnisse zu belegen: es ist nicht nur die Entwicklung der Landwirtschaft selbst, also der Äcker und der Herden — denn man

könnte einwenden, daß der Arbeitsertrag des Bauern vom Grundherren weggesteuert worden sei; das war wohl zum Teil der Fall; darüber hinaus aber bestätigt die Entwicklung des eigentlichen bäuerlichen Wohlstandes, des Bauernhauses, der Inneneinrichtung, der Ernährung, der Tracht diese Aufwärtsentwicklung. Zu Vergleichen stehen uns nicht nur die Grundrisse des germanischen Bauernhauses aus der Völkerwanderungszeit, und des bayrischen aus dem frühen und späteren Mittelalter zur Verfügung, sondern auch unzählige schriftliche Quellen, wie besonders Besitzaufnahmen im Erbfall u. a. m. Der stärkste Beweis für diese Aufwärtsentwicklung des bayrischen Bauerntums ist aber die Erweiterung des Siedlungsraumes selbst. Wenn es etwas gibt, wozu kein Volk auch durch die strengste kirchliche und weltliche Herrschaft wider seinen Willen gezwungen werden kann, dann ist es das eine: freudig und mit äußerster Anspannung aller Kräfte zu siedeln, wie es der bayrische Stamm in diesen entscheidenden Jahrhunderten deutscher Geschichte getan hat. Erleichtert wurde die Ausdehnung des Siedlungsraumes dadurch, daß der — nun christliche — bayrische Stamm von nun an den ganzen östlichen Völkern gegenüber mit dem selbstverständlichen Anspruch einer überlegenen sittlichen Idee auftrat. Die Einheit des rassischen und religiösen Selbstgefühls, die sich schon den Awaren gegenüber ausgebildet hatte, bewährte sich später gegenüber den Slawen ebenso wie den Madjaren und war noch während der endgültigen Abwehr der Türkengefahr lebendig. Die Stärke, welche den Franken ihre Reichsgründung auch gegen den Willen der übrigen Stämme ermöglicht hatte, ermöglicht nun dem Reich den Ausbau seiner Marken auch gegen den Widerstand fremder Völker. Die Zusammenarbeit zwischen Reich und Kirche zeigte sich beim Ausbau des bayrischen Siedlungsraumes besonders in ihrem gemeinsamen Kampf gegen die Slawenapostel in Mähren, Pannonien und Slowenien. Wo es in den Alpenländern im 8. und 9. Jahrhundert zu einer heidnischen oder später kirchenfeindlichen Reaktion kommt, handelt es sich regelmäßig zugleich um einen Aufstand gegen die deutsche Herrschaft. Die weltliche und kirchliche Herrschaft mußte dem deutschen Siedler Bedingungen ge-

schaffen haben, unter denen er seine mühevolle und in den Grenzgebieten auch gefahrvolle Arbeit beginnen konnte.

Auch hier hilft uns nur der unmittelbare Vergleich mit dem uns vertrauten Leben: zu den ersten Fragen, welche der Siedler oder der Käufer eines Hofes heute bei dessen Beurteilung für seine Familie stellen muß, gehört nach wie vor die nach der nächsten Kirche, der nächsten Schule, dem nächsten Markt und nach dem Stand der öffentlichen Sicherheit. Ähnlich mochten die Fragen des bayrischen Siedlers sein, der nach dem Siedlungsland in den Grenzmarken fragte: zunächst danach, ob der Talausgang oder das Joch gegen Awaren, Slawen oder Wallische durch eine starke Burg gesperrt sei; dann nach dem Markte, der unter der Hoheit des Grafen stehen mochte, der für Marktordnung und Gerechtigkeit verantwortlich war; dann nach der Kirche, die zugleich Schule war. Anschauung ist das erste Erfordernis, wenn man die deutsche Siedlungsarbeit vom Bauern her begreifen will. Auch frühere Generationen haben das erkannt; wir führen als Beispiel einen Satz von Peetz (1869) an, der für die wirtschaftlichen Verhältnisse dieser Übergangszeit kennzeichnend ist: „Die Langobarden von Trident kauften den Pusterthaler Wenden auf dem Botzener Wochenmarkt noch ihre Kälber ab, während ein herzoglich bajuvarischer Marktaufseher Ordnung hielt.“ (Kulturhistorische Einblicke in die Alpenwirtschaft des Chiemgaues.) Es handelt sich dabei um eine Ordnung der Märkte, die den heutigen Aufgaben durchaus verwandt ist: Erhalten sind uns u. a. Karolingische Höchstpreisverordnungen für Getreide (Becker, Quellen und Urkunden, S. 731) u. ä. m.

Im Laufe weniger Geschlechterfolgen scheint sich das Verhältnis der Bayern zu ihrem Boden äußerlich gesehen völlig verändert zu haben: sie kamen in ihre neue Heimat als ein Stamm, dem Beilwurf und Umreiten noch geläufige Formen der Landmessung waren. Und sie bekommen mit der gleichen Lex Bajuvariorum, welche den Beilwurf noch erwähnt, Generationen später ein Gesetz, das die eingehendsten Vorschriften über die Setzung von Grenzzeichen, über Feldgeschworene usw. enthält. Es ist kein Zufall, daß diese, wie viele andere Teile des Stammesgesetzes, auf die Vorbilder der alemannischen, salischen und sogar westgotischen Gesetze zurückgehen: denn

nachdem die Bayern als letztes Glied der deutschen Stämme landfest wurden, hatten die schon länger landfesten Stämme bereits Erfahrung, sich in der neuen Heimat eine Verwaltung einzurichten, wie sie alteuropäischer Kulturboden in einem enger werdenden Raum notwendig machte.

Nicht nur die Landnahme, auch der weitere Ausbau des bayrischen Stammesgebiets bis zum Madjarensturm ist in der Substanz bäuerlich: Dabei handelt es sich bei dem Wort „bäuerlich" nicht um die Feststellung etwa einer allgemeinen Grundhaltung, sondern um Tatsachen der täglichen Arbeit. Denn die gewerblichen Berufe in den noch vorhandenen größeren Städten und Märkten wurden noch lange Zeit nach der Landnahme von Romanen ausgeübt: romanische Handwerkernamen werden uns aus Salzburg noch aus dem 10. Jahrhundert überliefert. Noch lange während der Erschließung des Alpenraumes bleiben die arbeitsteiligen Berufe des Handwerks und Handels fast ausschließlich an die Nachbarschaft der Burgen und Klöster gebunden. Dieser Zusammenhang wirkt noch sehr lange, ja nach der Klosteraufhebung noch bis in das 19. Jahrhundert nach. So z. B., wenn wir 1792 als Sitze der berühmten oberbayrischen Möbelkistler neben den Städten in erster Linie klösterlich bestimmte Orte antreffen (T. Gebhard, Die volkstümliche Möbelmalerei in Altbayern, S. 67).

Das reine Bauerndorf mit den nichtbäuerlichen Berufen wird erst später möglich. Neben die romanischen Orte setzen sich die bayrischen Bauernsiedlungen. So setzt sich neben das romanische Straßendorf Partanum (Partenkirchen) das lockere bajuwarische Haufendorf Germarsgau (Garmisch). Typisch für die Entstehung eines germanischen ing-Ortes ist ferner die Geschichte von Sterzing: Die Brennerstraße hatte den romanischen Ort Vipitenum entstehen lassen. Mit der bayrischen Landnahme kam aus dem Pitschertal eine Siedlerschar oder -familie, die nach ihrem Führer Starzo „Die Starzinger" = starzinga, mit dem späteren Umlaut sterzinga genannt wurde. Neben Vipitenum entstand so der Ort „zi den sterzingun", neben dem das alte Vipitenum — wohl durch mangelnde Kinderzahl — nach und nach verblaßte. Nur im Begriff des Wipptales lebte der Name fort.

Die bayrische Mundart hat, wie im Beispiel der Sterzinger, den

Klang der ersten Siedlungszeit ziemlich getreu bewahrt. Die Schreibweise der alten Urkunden entspricht noch genau der heutigen Mundart. Die Ortschaft Föhring an der Isar, die als Ort aus der ersten Landnahmezeit später bei der Gründung Münchens als Stadt eine Rolle spielt, wird in den ersten Urkunden als Ort der „feringa" (Betonung auf dem e!), d. h. der Fergen, geschrieben. Und heute werden die Bewohner dieses Ortes genau der Schreibung der Landnahmezeit entsprechend „d' Féringa" genannt.

Die angeführte Entstehungsgeschichte Sterzings ist kennzeichnend für die Stellung der sog. „ing-Orte" als Anzeiger der Landnahmezeit im bayrischen Siedlungsbereich. Diese Ortsnamen sind direkte Entsprechungen zu den skandinavischen ing-Orten und allen sonstigen ingen im germanischen Siedlungsraum. Die südlichsten Pfeiler der ingen-Orte sind die langobardischen; im Namen des berühmten Schlachtortes Marengo verbirgt sich ein gut deutsches Maring, in Rodengo ein Roding usw. (Für dieses und das Folgende siehe u. a. Eberl, a. a. O.) Weit in Südfrankreich, ja in Spanien erscheinen ingen-Orte, während sie in Nordfrankreich eine starke Schicht bilden: in einem Namen wie Ottignies und Wattigny sind die Ottingen und Wattingen noch deutlich zu erkennen. Ob es sich bei den ing-Orten um Sippensiedlungen (wie man früher allgemein annahm) oder um Einzelhofsiedlungen handelt, ist grundsätzlich nicht wichtig. Die Entscheidung für oder gegen eine der beiden Theorien bedeutet nur eine Verschiebung in der Auffassung der Geschlechterfolgen bzw. ihrer Siedlungsarbeit. In Altbayern besitzt Oberbayern etwa 950 gezählte ing-Orte, Niederbayern etwa 1090. Selbst wenn davon eine Reihe späterer, „falsche" ing-Bildungen noch abzuziehen ist, gibt diese Zahl von über 2000 Siedlungen doch einen ungefähren Anhaltspunkt für die schlagartige Leistung der Landnahme. Zur Beurteilung der Gesamtleistung wären die im heutigen Österreich gelegenen noch hinzuzuzählen! Außer den ing-Orten gehören noch eine Reihe anderer Ortsnamen in die Landnahmezeit: Namen, die aus reinen Männernamen ohne die Endung ing gebildet sind; ferner zahlreiche Namen mit der Endung statt, burg, straß, mauer, weil und weiler, die z. T. auf die Übernahme römischer Siedlungseinrichtungen zurückzuführen sind.



Die Verteilung der ing=Orte im bayrischen Siedlungsgebiet.
Die deutsch=österreichische Staatsgrenze führte mitten durch das Kerngebiet des bayrischen Stammes

Der Umfang des bayrischen Stammesbodens läßt sich durch seine ing-Orte bezeichnen. So z. B. die Grenze gegen die Alemannen am Lech (und in einem kleinen Zwickel westlich des Lech) durch eine ganze Reihe: Gempfing, Aindling, Rehling, Stätzling, Kissing, Mering, Prittiching, Egling, Scheuring, Igling, Kaufering, Pöring, Reichling, Peiting usw. — auf der alemannischen Seite entspricht eine gleiche Reihe von ingen. Während weiter nördlich der fruchtbare Kessel des Ries von schwäbischen ingen erfüllt ist, gehört der östliche Jurarand deutlich zum nach Nordosten abschwingenden Bogen der bayrischen Stammesgrenze: Mündling, Wemding, Otting, Rögling, Nensling, Mäßing, Möning, Pölling bezeichnen bayrischen Stammesboden. Es sind Namen, deren Stamm im Herzen des heutigen Altbayern wiederkehren: dem Otting entspricht dort ein Ötting, dem Pölling ein Polling. Im Herzen Altbayerns, dem Gebiet der ersten Landnahme, auf der offenen Lößebene des Donaugaues, gibt es außergewöhnliche Verdichtungen der ing-Orte: Von 45 Ortschaften des Bezirksamts Straubing sind es 18!

In der eigentlichen Oberpfalz, als späterem Rodungsgebiet, werden die ing seltener. Immerhin ist z. B. gerade das aus Böhmen nach Bayern führende Einfallstor der Further Senke und des Regentales durch eine Reihe ausgezeichnet: Rothmaißling, Pösing, Pempfling, Roding, Stefling auf der bayrischen, Metzling auf der böhmischen Seite. Im heutigen Oberösterreich setzen sich die ing-Orte der Landnahmezeit ebenso dicht fort: Leonding, Pasching, Hörsching, Haiding sind Teile eines Kranzes um die Welser Heide, genau so wie in Oberbayern die ing-Orte einen Kranz um das siedlungsfeindliche Erdinger Moos bilden: Englschalking, Föhring, Ismaning, Erching, Attaching, Langenpreising, Appolding, Langengeisling, Erding, Notzing und Neuching. Dem Hörsching in Oberösterreich entspricht ein Herrsching in Oberbayern. Dann setzen sie sich donauabwärts nach Niederösterreich fort: Wölbling, Perschling, Stößing und endigen in den Namen der Dörfer um Wien: Ottakring, Sievering, Grinzing, Hietzing, Penzing, Liesing. Wenn Niederösterreich also auch erst nach der Niederwerfung des awarischen Reiches als bayrische Mark erscheint, so war es doch schon zur Landnahmezeit in das Siedlungsvorfeld einbezogen worden. Dieser erste Vorstoß donauabwärts

ist für die ganze weitere europäische Geschichte von der größten Bedeutung gewesen: Vor ihm fühlte sich das Slawentum als eine von der Nordsee bis zur Adria geschlossene Einheit gegen den deutschen Volksboden heran; durch den bayrischen Vorstoß wurden schon im 7. Jahrhundert Westslawen und Südslawen getrennt! Daß nach 1918 ein „slawischer Korridor" von der Tschechoslowakei nach Jugoslawien, zwischen dem damaligen Deutsch-Österreich und Ungarn hindurch, ernsthaft erwogen werden konnte, beweist die Wichtigkeit der vor 1200 Jahren erreichten Stellung. Der gleiche Ortsname Liesing begegnet uns wieder im oberen Gailtal in Kärnten; die Grenzen der Almen von Liesing bezeichnen hier die Grenze deutschen Volksbodens am Kamm der Karnischen Alpen.

Überhaupt kehrt die Mehrzahl der Namen der ing-Orte im bayrischen Siedlungsgebiet mehrfach wieder, was auf Grund der Art ihrer Entstehung aus den Namen der Sippenhäupter oder der Gründer der Stammhöfe nur selbstverständlich ist. Man darf nicht aus dieser Namengleichheit auf einen direkten Zusammenhang der Sippen schließen; es ist vielmehr selbstverständlich, daß in einem Stamm wie dem bayrischen der Landnahmezeit eine ganze Reihe von Namen als Bauernname sehr oft vorkam, und daß dieser Name ebenso oft als Hofname erschien. Diese Art der Namengebung nach dem Gründer der Siedlung wurde während des späteren Ausbaues der Siedlung weiter beibehalten, besonders in der großen Rodungszeit, nur unter Verlust der alten Nachsilbe ing. Diese wurde in dem Augenblick aufgegeben, in welchem der Entschluß feststand, das gewonnene Land nicht mehr wie in den früheren Jahrhunderten zu verlassen. Das Aufhören der ing-Orte und der Beginn der späteren Namenformen bezeichnet also das Ende der Völkerwanderung.

Die nächste Namenschicht ist die der —heim, —hausen, —hofen und —dorf. Auch in diesen Namen ist der Name des Gründers enthalten: in Edelshausen steckt der Name eines Zetil, in Adelshausen eines Adalhelm usw. In all diesen Ortsnamen ist nunmehr mit dem Namen des Gründers, d. h. der Bezeichnung des Blutes, auch ein Kennzeichen der Bodenständigkeit unlösbar verbunden. Sie halten

also die vollzogene Entstehung einer Heimat fest, als der Synthese von Blut und Boden. In Altbayern sind etwa 1000 heim-Orte gezählt worden, deren Namen später zum großen Teil in das charakteristische ham verschliffen worden sind, und mit dem 12. Jahrhundert auch in den Urkunden so genannt werden. Parzham, Karpfham, Egglham sind typisch solche Ortsnamen. Diese Endsilbe ham des altbayrischen entspricht vollständig dem altangelsächsischen ham, wie es z. B. in den englischen Ortsnamen Horsham, Waltham erscheint. Sein eigentliches Stammwort hat sich im bayrischen zu „hoam", im englischen zu „home" entwickelt. Die —hofen der älteren Ausbausiedlung haben mit der Bezeichnung —hof, wie sie die Mehrzahl der Einödhöfe heute trägt, nichts zu tun. Die alten —hofen sind heute meist zu großen Orten erwachsen, wie z. B. Vilshofen, Bischofshofen usw. Diese Namen reichen in ihren späteren Formen bereits in das eigentliche Rodungszeitalter hinein, zumindest stehen sie noch in flächenmäßigem Zusammenhang mit den Ackerfluren der Ursiedlungen, vielfach liegen sie kranzförmig um diese herum.

Man hat in dem Auftreten der —heim, —hausen und —hofen vielfach eine fränkische Namenschicht vermutet, hat besonders die —hofen in einen direkten Zusammenhang mit karolingischen Herrenhöfen gebracht, genau so wie man in der Ausbildung des Vierecks- und Vierkanthofs im bayrischen Stammesgebiet fränkischen Einfluß vermutet hat. Beides ist offenbar unbegründet. Die ausgesprochenen Herrenschaftshöfe verraten sich meist durch kennzeichnende Namen.

Mit den Namen auf dorf tritt ein neuer Siedlungstyp auf, der von den Ursiedlungen abweicht. Während es sich bei der Ursiedlung regelmäßig um Stammhöfe handelt, besitzen die späteren dorf-Siedlungen von vornherein dörflichen Charakter in unserem heutigen Sinne. Besonders bestätigt wird dies durch die Entstehung der großen Dorfsiedlung in den karolingischen Marken, wo die Einzelhofsiedlung in der ersten Zeit nicht ratsam sein mochte, soweit sie nicht, wie z. B. in den Alpen selbst, aus Gründen der Geländegestaltung unumgänglich war.

In den Urkunden wird dieser erste Ausbau des Stammesbodens hin und wieder voll Stolz „sessio more bajoariorum", Siedlung nach bayrischer Art genannt. Für die Bayern des Mittelalters schien sich der

Wahrspruch zu bewähren, den die Kaiserchronik um 1160 den Führer der Bayern am Haselbrunnen im Eisacktal sprechen läßt:

daz lant han ich gwunnen den Beiern zu eren
die marke diene in immer mere.

„Das Land hab' ich gewonnen den Bayern zu ehren, die Mark diene ihnen immer mehr."

Es ist auch fesselnd, daß die Geschichte der Landnahme um die Mitte des 12. Jahrhunderts, also 600 Jahre später, so ernst und lebendig im Bewußtsein des führenden Zeitgenossen stand. Man muß sich vergegenwärtigen, daß etwa um die gleiche Zeit, als die Kaiserchronik geschrieben wurde, 1155, der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach dem Kaiser die Veroneser Klause erstürmte — es ist als sicher anzunehmen, daß der innere Zusammenhang zwischen den 600 Jahre auseinanderliegenden Ereignissen bewußt war! Haben die späteren Jahrhunderte immer das gleiche geschichtliche Bewußtsein aufzuweisen?

Der Umfang des bayrischen Stammesgebietes zur Landnahmezeit ist im 3. Abschnitt ungefähr beschrieben. Wirklich deutlich erscheinen die Grenzen nur in den wenigen Fällen, in denen uns Flußgrenzen sicher überliefert sind, wie die Lechgrenze gegen die Alemannen, oder später die Ennsgrenze gegen die Madjaren. Die Grenzen sind im übrigen in dauerndem Fließen. Es ist infolgedessen schwer, zwischen der ersten Landnahme und dem dauernden Ausbau des Siedlungsraumes nach Südosten zeitliche Grenzen zu setzen. Die Besitzergreifung auf vorhandenem Kulturland wallischer oder windischer Vorbesitzer und die Rodung angrenzenden Waldlandes gehen dauernd ineinander über: Vorgänge dieser Art sind am besten aus dem Leben des einzelnen Hofs verständlich. Siedlungsspitzen gehen immer wieder verloren — nicht nur damals! Tatsächlich wird die Südostsiedlung ja auch nach dem größten erfolgten Rückschlag, nach den Madjareneinfällen, in eine erste und zweite Siedlungsperiode eingeteilt, die sich aber in ihren Grundzügen nicht wesentlich voneinander unterscheiden.

Versucht man, die Grundzüge herauszustellen, nach denen die Erweiterung des Siedlungsraumes erfolgt ist, so finden wir nur zwei Tatsachen, die in ihrem Zusammenwirken seine Form wesentlich bestimmt haben: Die Donau und die Alpen. Es ist selbstverständlich, daß der Siedlungsvorstoß dem Donaulauf folgte. Die Donau war schon in der Vorgeschichte von ihren Quellen bis zur Mündung ein einheitlicher verkehrspolitischer Begriff: wieviel Erfahrung vieler Völker und vieler Geschlechter mußte zusammenkommen, bis man im Schwäbischen Jura wie am Schwarzen Meer gleichzeitig wußte, daß eben dies Wasser „die Donau" sei! Von ihrem Ursprung bis zu ihrem Eintritt in die Ungarische Tiefebene, bis nach dem endgültigen Zurücktreten der Kleinen Karpathen und des Leithagebirges, fließt die Donau durch Gaue ausgesprochen „deutschen" Landschaftstyps: erst Preßburg, die natürliche Hauptstadt des Burgenlandes, d. h. des deutschen Grenzburgengürtels gegen Osten, entläßt die Donau in einen fremden Landschaftstyp. Freilich fand der deutsche Siedler in dem verheerten Südosten auch weiter donauabwärts noch lange genug Kulturaufgaben; aber die zielbewußte Führung der großen ersten Siedlungszeit kannte die Grenzen, die der Art ihres Bauerntums entsprachen. Ödenburg und Steinamanger sind typisch für die letzten größeren Mittelpunkte, welche sich die bayrische Siedlungswelle der Karolingerzeit mit dem Gesicht gegen die große Tiefebene schuf; sie lehnen sich noch mit dem Rücken gegen das vertraute, bewaldete Bergland an. Die spätere endgültige Grenze des bayrischen Stammesbodens läßt überall erkennen, daß dieser Bauer aus dem mitteleuropäischen Waldbauerntum kam, dessen Wesen R. W. Darré in seinem Bauerntumswerk klar umrissen hat. So einfach es klingen mag: es ist der grüne Wald und die grüne Weide, d. h. eine ganz bestimmte Frische des Landschaftstyps, die mit Niederschlagsdichte und Bodenart — als wesentlichsten Faktoren — zusammenhängt. Wer sich den bayrischen Bauernhof der Frühzeit vorstellen kann, der fahre mit dieser Vorstellung auf einer beliebigen Strecke, die von der Alpenfestung aus ostwärts oder südwärts führt: sei es von Laibach nach St. Veit am Flaum (Fiume), oder von Marburg nach Warasdin — die geschlossene deutsche Siedlung der ersten Siedlungswellen geht ziemlich gleichzeitig auf jener

Strecke zu Ende, wo sich der geschlossene Wald in das lichte Gesträuch, oder das saftige Grünland in die falbe Steppe verliert. Die Grenze der bayrischen Siedlung gegen Madjaren, Slawen oder Romanen entfernt sich nirgends sehr weit vom Rückhalt der ursprünglichen mitteleuropäischen Heimatlandschaft. Die Siedlungsvorstöße versuchten infolgedessen als erstes Ziel, den geschlossenen Bereich im ehemals windischen oder wallischen Gebiet soweit vorzutragen, als sich Slawen und Romanen überhaupt aus den Alpen zurückzogen oder ihnen nur jener Saum verblieb, der anderen Klimaprovinzen angehörte. „Soweit die Almen leuchteten, lockte die Wanderung, und da, wo Alm und Wald vom Vegetationstyp des heißeren südlichen Alpenrandes abgelöst wurde, erlosch der Wille zur Siedlung.“ Demgegenüber sind Nachrichten, z. B. über einen schon so frühzeitigen Vorstoß fränkischer Siedler bis nach Syrmien, d. h. in den Winkel zwischen Drau und Sau gegenüber Belgrad, mit Vorsicht aufzunehmen. *Kein Umstand beweist deutlicher den bäuerlichen Charakter der bayrischen Siedlung, als dieses Hängen am heimatlichen Landschaftstyp, der allein die eingeborene Vorstellung des germanischen Hofs zu verwirklichen versprach.*

Es ist wichtig, daß der bayrische Siedlungsvorstoß am Südostrand der Alpen bereits auf Spuren altgermanischer Siedlung aus der Zeit vor der Völkerwanderung gestoßen ist. Verschiedene Kennzeichen des altgermanischen Bauernhofs finden sich gleichzeitig in Skandinavien und in den Alpenländern: man hat daraus geschlossen, daß ostgermanische Stämme in der Völkerwanderungszeit, von Südosten kommend, dort seßhaft gewesen seien. Diese Siedlungen, die im weiteren Verlauf der Völkerwanderung verfielen, wurden dann erst im 6. Jahrhundert von den einwandernden Slawen überdeckt.

Es wird aus dem Folgenden noch deutlicher werden, daß es bei einer Geschichtsbetrachtung vom bäuerlichen Standpunkt aus „Prioritätsrechte“ an den Boden nicht gibt. Es gilt nur das Recht der Bebauung. Wenn aber im Kampf um die deutsche Südostgrenze auf Prioritätsrechte gepocht wird, so steht fest, *daß die bayrische Siedlung an die noch vorhandenen Spuren frühgermanischer Besiedlung anknüpfen konnte, die nur so weit*

zurücklagen, daß bestimmte Hof- und Bauformen über die Zwischenzeit übernommen werden konnten.

So wenig wir die Leistung der militärischen und politischen Organisation beim Aufbau der karolingischen Ostmarken verkennen, so bleibt das Wichtigste doch die Einzelleistung des Bauern: die entscheidende Wahl des Standorts für seinen Hof. Wir können uns den Vorgang praktisch so vorstellen, daß die Besitzrechte der einzelnen Fluren, Täler oder Berge in den Burgen oder Klöstern gesammelt und später ja auch verzeichnet waren. Freies Land wurde an die neuen Bauern wohl ausgegeben, aber niemand konnte daran denken, ihm die Stelle seines Hofs vorzuschreiben. Für diese blieb allein sein bäuerliches Wissen verantwortlich. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Wahl des Standorts gerade bei der Erschließung des Alpenraums — rein landwirtschaftlich gesehen — ganz andere Fragen stellte, als in der Ebene oder noch im Hügelland. Das Schicksal vieler alpenländischer Siedlungen mit ihrer Wegbarkeit, ihren Hochwassern, Murbrüchen, Lawinen hängt bis heute von den Überlegungen ab, die der Gründer der Siedlung im frühen Mittelalter anstellte.

Geht man an die Gründung der bayrischen Bauernhöfe vom Standpunkt der Standortwahl heran, so ist man überrascht von der Zweckmäßigkeit: Nähe zur Ackerflur, trockener Baugrund, leichte Wasserbeschaffung, sonnseitige Lage, Schutz gegen kalte Winde, Abfließen der Fröste, — das sind die Hauptfragen, die der Bauer stellen mußte, und nach denen die Höfe angelegt wurden. Völlig im Gegensatz dazu steht der Begriff jeder Herrensiedlung einer kriegerischen Oberschicht, die vom Boden ihrer Herkunft — im handgreiflichen Sinn des Begriffs Boden — unabhängig ist. Denn der Begriff des Kulturbodens ist keine Selbstverständlichkeit: unsere seit Jahrtausenden entwickelte europäische Landwirtschaft stellt ein kunstvolles Ineinandergreifen von Maßnahmen dar, die nur dem Zweck dienen, die Kulturböden zu erhalten. Der Boden gehört infolgedessen dem Volk zu Recht, das ihn sich jährlich neu erschafft. Dies gilt schon für die Böden des Alt-Siedelgebietes der Landnahmezeit. Wieviel mehr muß es für die späteren Erweiterungen gelten! Daraus stammt das heilige Anrecht, das der bayrische Bauer von heute auf dieses Land hat, das seine Ahnen erst aus Wildnis

zu Bauernland gemacht haben; eigenes Land, das außer den Gesetzen des eigenen Blutes nur den göttlichen Rechten unterworfen war. Als z. B. Siedler aus dem Pustertal nach Krain hinunterziehen, um dem Deutschen Reich das helle Tor zur Adria aufzustoßen, wird ihnen die Freiheit von jeglichem Robot oder Scharwerk

> „aufrichtiglich zugesagt, da sie von Innichen her eingepflanzt und sie in der Wildnis den Grund gereuttet und zu Frucht gebracht haben."

Die Voraussetzung jedes politischen Anspruchs war und blieb, „aus der Wildnis den Grund gereuttet und zur Frucht gebracht zu haben." Welcher Stolz spricht aus der Urkunde von 788, in der ein Bauer seinen Hof folgendermaßen beschreibt: „unum villare, quod meis propriis adqueri manibus aut quidquid ibi deinceps elaborare potuero" — „einen Hof, den ich mit meinen eigenen Händen gerodet habe und was ich dort noch erarbeiten werde können." Dieser Grundsatz war nicht im mindesten ein bayrisches Sondereigentum, sondern germanisches Gemeinbewußtsein. Kennzeichnend dafür ist das folgende Gegenstück vom eng benachbarten schwäbischen Boden. Das Urbarium von Pfronten im Allgäu verkündet 1403 die alte bäuerliche Freiheit mit folgenden großartigen Worten:

> „Es ist ze wissen, daß onsere, der von Pfronten Vordern und Aeltern onsere Guett uss den Welden errutt haben, und daß sye onsere fry eygene guett und von nymands lehen sint."

Aus dem vorigen Beispiel der Siedlung aus Innichen nach Krain geht etwas hervor, was für das Gesamtbewußtsein der bayrischen Bauernschaft dieser Tage wichtig ist: die bäuerliche Freiheit, und zwar praktisch wirksam für die Besteuerung usw., war in dem Stammesbereich wohl lebendig, wurde sie doch sogar in neue Siedlungsgebiete weiter übertragen — Siedlungsgebiete noch dazu, die wie in Krain, von vornherein durch grundherrschaftliche Organisation erschlossen wurden! Noch dazu handelt es sich dabei um eine doppelte Übertragung: Aus dem Gebiete der ersten Landnahme, und zwar dem Gebiet des Erzbistums Freising an das Bistum Innichen, und von Innichen nach Krain.

Die spätere Entwicklung dieser Neusiedlungen und ihrer bäuerlichen Freiheit, wie auch jedes Beispiel bis zu unseren Tagen zeigt die alte Ungerechtigkeit: den Neusiedlern wird — unter dem zwingenden Eindruck ihres moralischen Rechtes — eine Begünstigung gegenüber den Besitzern alten Kulturbodens oder verliehenen Landes zugestanden. Tatsächlich wird die Rodung, d. h. das Ergebnis freiwilliger Arbeit auch von den Grundherrschaften als echtes Eigentum des Rodenden anerkannt. Wir besitzen Urkunden, welche den regelrechten Ankauf von Rodungsflächen z. B. durch ein Kloster von einigen seiner Grundholden bestätigen. Als Kaufpreis erlegt das Kloster u. a. Waffen, und zwar Schwerter — ein Umstand u. a., der die Annahme der Waffenlosigkeit der Grundholden hinfällig macht. Neue Umbrüche bleiben auch noch bis zu den letzten Diskussionen, welche der Aufhebung der Zehnten vorangingen, zehntfrei: die Steuerfreiheit war bewußt als „Kulturprämie" gedacht. Aber es dauert regelmäßig nur eine gemessene Zeit, bis das Besitzrecht auf der ehemaligen Rodung sich an dasjenige der alten Besitzer angeglichen hat.

Die angedeutete Übertragung des Rechtsbewußtseins hatte seinen Hintergrund in der tatsächlichen Übertragung der Lex baiuvarioum auf die ganzen Alpenländer; nur in manchen Teilen Rhätiens und in Friaul galt langobardisches Recht. Wichtige Urkunden aus den Alpenländern werden „secundum legem Longobardorum et Bajoariorum" aufgefertigt. In diesem Zusammenklang des bayrischen mit dem langobardischen kommt schon zum Ausdruck, daß die Langobarden ihrerseits vom Süden her den Alpenraum zu bewältigen versuchten. So begann seit 630 langobardische Siedlungsarbeit im Gailtal in Kärnten, die ein Jahrhundert später von Bayern weitergeführt wurde.

Aber es hätte nicht genügt, wenn nur Gesetze oder Einrichtungen aus dem alten Boden auf das neue Land übertragen worden wären; wichtiger war, daß die Menschen übertragen wurden, von den Führergeschlechtern und den „Ordensfamilien" bis einschließlich der Bauernsippen, so daß Stammland und Marken blutmäßig aus einem Guß sind. Für die Führergeschlechter zwei Beispiele:

Eines der ältesten Gaugrafengeschlechter Bayerns waren die Gra-

fen von Ortenburg in Niederbayern. Der älteste uns überlieferte Ortenburg soll um die Mitte des 8. Jahrhunderts in der Reihe des bayrischen Stammesadels gegen Karl Martell oder dessen Söhne Pippin und Karlmann gestritten und mit einhundertachtzehn Herren am Feilenforst gefallen sein. Während das Geschlecht seinen Stammsitz beibehält, schieben sich seine Lehen immer mehr in den Alpenraum hinein. Um das Jahr 1000 entsteht über der Drau eine neue Ortenburg als Sitz des kärntnerischen Zweiges. Als Markgrafen von Istrien werden die Ortenburge endlich für die Stellung des Reiches an der Adria verantwortlich — eine Stellung, die in gewissem Sinne den Schlußstein im Gewölbe der deutschen Südostgrenze bildete und dem Reich den 500jährigen Besitz von Triest verbürgte. Daß diese Stellung nicht nur machtpolitisch, sondern auch volkspolitisch verstanden wurde, beweist die Rodung der Gottschee in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die von den Ortenburgen unternommen wurde.

Ähnlich ist auch das Schicksal der Grafen von Diessen und Andechs in Oberbayern, aus dem Gau und vielleicht auch dem Blut der Huosi der Lex Baiuvariorum. Auch sie werden vom Reich in den Bau der Südgrenze eingefügt, während sie die alten Stammsitze an den Ufern des Ammersees beibehalten. Ihre Lehen am Südrand der Alpen werden unter dem Namen Meranien zusammengefaßt und das Geschlecht verkörpert im Namen der Grafen von Diessen-Andechs-Meranien das gleiche Raumbewußtsein, wie derjenige der Ortenburge. Die Einheit des Ostalpenraumes wird von jedem dieser Geschlechter so erlebt, wie sie nur durch den bewaffneten Ritt von der einen Ortenburg an der Donau bis zur anderen Ortenburg an der Donau und an die Adria erlebt werden konnte.

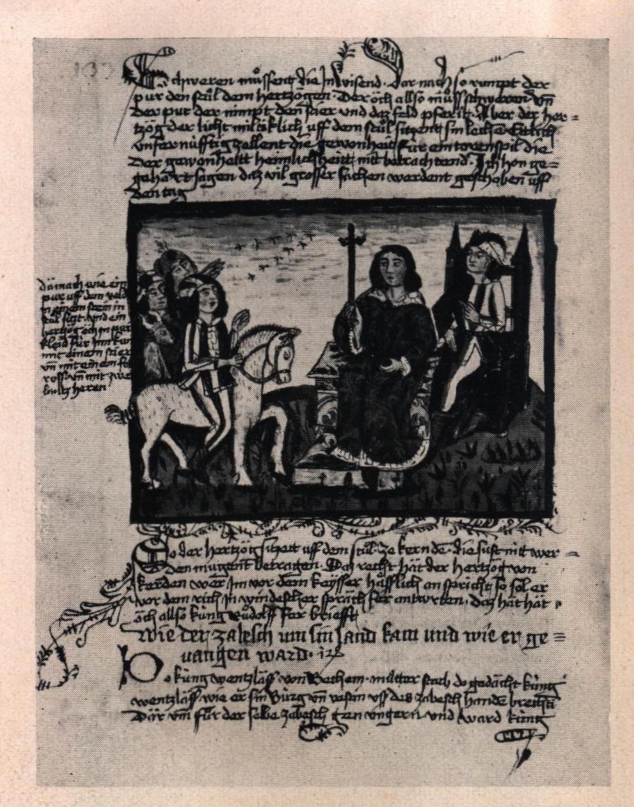
Weniger bekannt ist, daß auch die Hohenzollern, als sie noch Burggrafen von Nürnberg waren, ebenfalls Lehen in Friaul besaßen.

Man darf nicht glauben, daß die Erinnerung an die eigene Herkunft aus dem bayrischen Stammland nur in der weltlichen und geistlichen Führerschicht lebendig blieb. Im Gegenteil: Gerade der Bauer in den Marken bewahrte die Geschichte seiner Herkunft durch mündliche Überlieferung — man muß nur die Formen richtig erkennen können, in denen sie sich ausdrückte. Eine dieser Formen ist die Wallfahrt. Noch 1856 machen alle drei Jahre zwei Bauern aus Zarz in Krain

als Abordnung ihrer Gemeinde eine Wallfahrt nach Innichen im Pustertal — weil um 1283 ihre Vorfahren von Innichen aus angesiedelt worden waren! Was sind 600 Jahre für ein Bauernvolk, wenn es seiner Überlieferung bewußt ist — und es ist oft kein Zufall, daß im 19. Jahrhundert solcher Brauch gleichzeitig mit dem deutschen Volksbewußtsein abreißt. Im Jahre 1291 wird diese deutsche Sprachinsel im Krain in den Urkunden zum „officium bavarorum" d. h. zum Amt der Bayern gerechnet.

Was für die Führer- und Bauerngeschlechter galt, galt ebenso für die Kirche. Man muß sich vergegenwärtigen, daß der Menschenbestand in den Burgen, Klöstern und Bauernhöfen gleichen Blutes war. Während des Aufbaues des Reiches erscheinen zwar fränkische und sogar westgotische Namen unter dem Bestand der bayrischen Klöster. Später aber wird der Bestand der Klöster fast ganz einheitlich bayrisch: die führenden Geschlechter stellen gleichzeitig die weltlichen Lehensträger, wie auch die Träger geistlicher Würden, während der Bestand an Mönchen sich aus dem Bauernvolk ergänzt. Genau so, wie die Burgen donauabwärts und alpeneinwärts als Tochterburgen entstehen, entstehen aus den Mutterklöstern Tochterklöster. Die Richtung dieser Gründungen ist nicht planlos, sondern folgt genau den natürlichen Kraftlinien: der Ausbau aus dem Bistum Passau richtet sich donauabwärts über Ober- und Niederösterreich; aus Salzburg nach Steiermark und Kärnten, aus Freising nach Tirol und Krain. Die Verbindungsstraßen zwischen den Neugründungen und den Mutterklöstern im Stammland werden planmäßig durch Ausspannherbergen und Höfe ausgebaut. Grundsätzlich ist es mit der Überlassung des Landes aus dem Reichs- oder Herzogsbesitz an ein Kloster nicht getan. Die Geschichte der Klostergründungen ist reich an Beispielen, in denen bereits errichtete Gründungen wegen der Härte der Natur wieder aufgegeben werden mußten.

Von den weltlichen und geistlichen Herrschaften werden die Siedler aus dem Stammland nachgezogen. Jahrhundertelang fließt der Siedlerstrom in den Richtungen, welche durch die Organisation dieser Herrschaften vorgezeichnet sind, ja ohne welche er nicht möglich gewesen wäre! Genaue Anhaltspunkte über die Herkunft der Siedler besitzen wir erst aus späteren Jahrhunderten, doch ist anzunehmen,

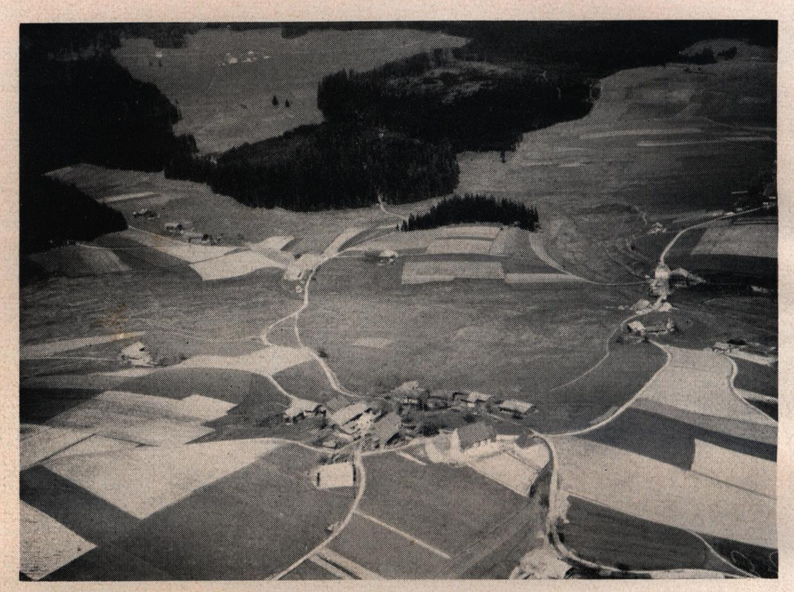


Mittelalterliche Miniatur, die Einsetzung des Kärntner Herzogs durch den Herzogbauern darstellend



Der steinerne Herzogstuhl auf dem Zollfeld in Kärnten

Tafel VII



Weiler (Neu-Schönau) mit Einöden



Das Drautal bei Lienz

daß die Organisation der Siedlung auch bei der Begründung der karolingischen Ostmark die gleiche war. Denn in den späteren Urkunden verraten uns die Bezeichnungen der Siedler — die später vielfach zu den heutigen Namen werden — ihre Heimat. Als das Waldviertel vom Zisterzienserkloster Zwettl aus besiedelt wird, finden wir in einem der neugegründeten Dörfer des Stifts folgende „Namen" der Siedler: Osterhofer, Mondseer, Lambacher, Reichensberger, Berchtesgadner, Altaicher und Alderspacher (Reich a. a. O.), in einer anderen gleichzeitigen Dorfgründung sind die ersten Siedler ein Chiemseer, ein Eggelseer und ein Freisinger. Diese Namen, die heute zum großen Teil als Bauernnamen noch lebendig sind, beweisen, daß der Siedlernachschub für die Volksgrenze in den Mutterklöstern im Stammland gesammelt und mit ihrer Unterstützung den Tochterklöstern weitergeleitet wurde, die ihrerseits die Siedlungen anzulegen hatten, eine Unmenge von Verwaltungsarbeit, die man sich nur praktisch vorzustellen hat. Ein Beispiel: Wer heute von München aus in das Werdenfelser Landl fährt, kommt vor Eschenlohe an dem „Weghaus" vorbei, wo schon die von Partenkirchen kommende Römerstraße vorüberführte. Dieses „Weghaus" war zugleich herzoglicher Kammerhof, Sitz eines Wegmachers, auch eines Zolleinnehmers und — als vielleicht wichtigste Aufgabe — Pilgerhaus. Zu seinem Unterhalt hatte es den Zins mehrerer dem Herzog grundbarer Bauernhöfe in der Umgegend. Man sieht: in einem reinen Bauernland dienten die bäuerlichen Lasten selbstverständlich auch zur Finanzierung manchen nicht notwendigen Aufwandes — aber die ganzen öffentlichen Aufgaben, wie sie die Ausweitung des Siedlungsraumes mit sich brachten, beruhten letzten Endes auf der Steuerkraft des Stammlandes, die in irgendeiner Form herangezogen werden mußte. Denn man zog ja nicht in ein Land, in welchem man auf vorhandene Reichtümer irgendwelcher Art rechnen konnte, aus der man den Bau von Burgen und Saumwegen oder den Unterhalt von Reitern bestreiten konnte, sondern es mußte „Kapital", d. h. vorgetane und nicht verbrauchte Arbeit mitgebracht werden. In einer Zeit, die überwiegend auf Naturalwirtschaft eingestellt war, konnte dieses „Kapital", diese Wirtschaftskraft nur durch Überschreibung von

Grund und Boden oder von menschlicher Leistung irgendeiner Form räumlich übertragen werden. Wir haben also einen grundsätzlichen Unterschied gegenüber der Landnahme zu verzeichnen. Der Siedler der Landnahmezeit mußte die Voraussetzungen für seinen Bauernhof in Naturalien mitbringen, und zwar in ein Land, das völlig ausgesogen aus dem Zusammenhang einer zerrütteten großräumigen Wirtschaft herausgefallen war. Es war also z. B. keine Währung vorhanden, welche die nicht-naturale Übertragung von Leistungen möglich machte. Mit dem Aufbau des Karolingischen Reiches erweitern sich die Möglichkeiten der Siedlung. Wenn die Karolingische Verwaltung es auch noch nicht zu einem einheitlichen deutschen Münzfuß gebracht hatte, so waren doch Leistungen im Rahmen des Reiches ohne weiteres geldmäßig zu übertragen, d. h. im Stammland vorgetane Arbeit konnte in den Marken eingesetzt oder zukünftige Leistung bevorschußt werden. Das praktische Ergebnis dieser Veränderung ist die Wandlung vom schwerfälligen, mit Saatgut und Gerät beladenen Wagenzug der Landnahmezeit zur Ausstattung des Neubauens aus arbeitsteiligen Burg- oder Klostersiedlungen in den Marken selbst. Man gehe zum Verständnis der wirtschaftlichen und verwaltungsmäßigen Vorgänge der Landnahme nicht den Weg, sich durch den befremdenden Klang der Terminologie der Urkunden den Vergleich mit den heute lebendigen Begriffen verbauen zu lassen; sondern man versuche sich selbst die Aufgaben vorzustellen, wie sie uns erwachsen würden, wenn wir einen neuen Raum mit unseren heutigen Mitteln neu zu besiedeln hätten! Dann steht eine der Forderungen nach der anderen vor uns auf: militärische Sicherung, Verwaltung, Verkehrserschließung, staatliches und privates Kapital, Siedler, Arbeitskräfte — und hinter jeder derartigen Forderung die Frage ihrer Deckung. Kurz gesprochen: wir wollen einen Vorgang wie die bayrische Südostsiedlung wirklich verstehen — dann dürfen wir ihn nicht „historisch" werden lassen. Wir haben schon an anderer Stelle angegeben („Wir Bayern", 1936, S. 166), daß es zur Verlebendigung der Geschichte kein besseres Mittel gibt, als sich die Siedlungsgeschichte seit der Bayrischen Landnahme in Ge-

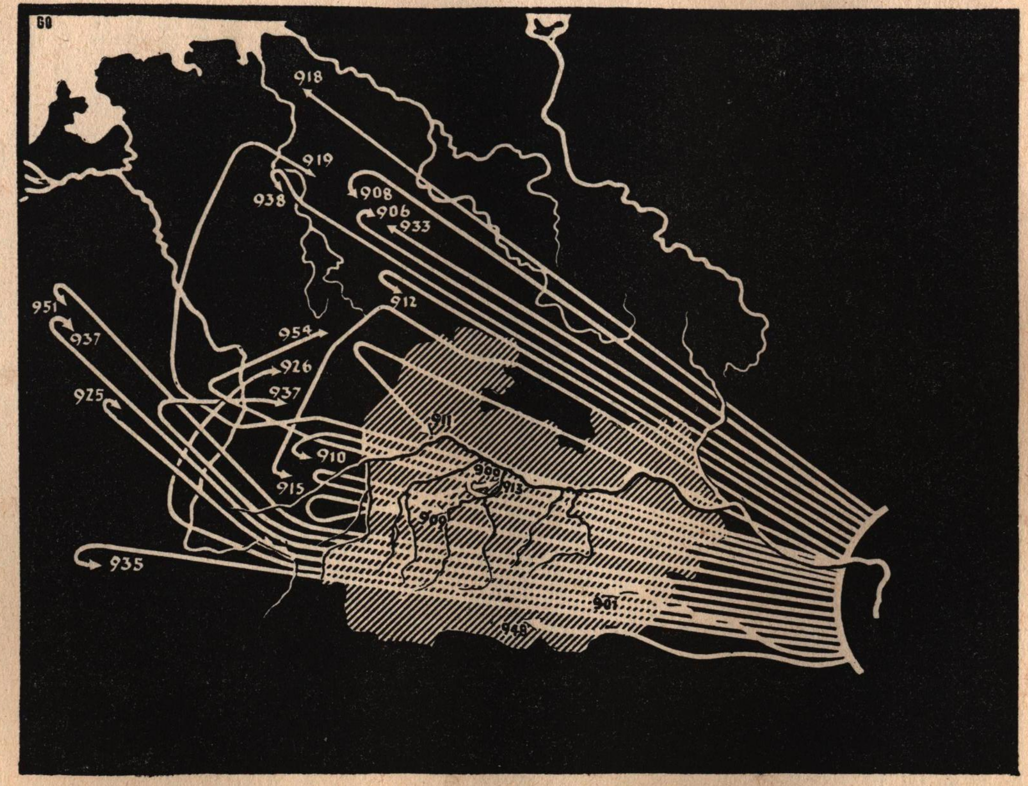
schlechterfolgen umzurechnen. Dabei wird der Bayer zu der einfachen, aber doch überraschenden Feststellung kommen, daß seit der Landnahme nur fünfundvierzig bis fünfzig Vorfahren in aufsteigender Linie in seiner Heimat gelebt haben. Was sind fünfzig Menschen, wenn sie beisammenstehen — „eine Menschenzahl, die bei einer Taufe oder einem Leichenbegängnis in der großen Stube eines bayrischen Bauernhofs wohl zusammenkommen könnte." Wir sind zu sehr gewohnt, Menschenmengen als gleichzeitig, und damit sozusagen die Geschichte als waagerecht gegliedert anzunehmen. Versuchen wir sie in ihrem zeitlichen Ablauf, also sozusagen senkrecht gegliedert zu sehen: was sind fünfzig Menschenleben, wenn wir sie gleichzeitig sehen! Und in ihrem zeitlichen Ablauf stellen sie eine „Geschichte" dar, die den meisten unter uns, von irgendeinem der vergangenen Jahrhunderte an, doch anfängt fremd zu werden. Die Geschichte der bayrischen Südostsiedlung kann als ein Beispiel für diese Entfremdung von der eigenen Geschichte des deutschen Volkes dienen. Denn ihre Konsequenzen sind dem deutschen Volke durch das Unglück des Reichsgedankens zumindest im vergangenen Jahrhundert vergessen worden: so sind die Schüsse von Sarajevo wohl gehört, aber nicht verstanden worden.

Es gibt kaum einen umkämpften Ort der damaligen deutschen Marken, der nicht heute eine ähnliche Bedeutung im Kampf um die Behauptung der deutschen Volksgrenze hätte. Die karolingische Ostmark und die Mark Friaul entspricht — mit Ausnahme von Landesteilen, welche für die deutschen Gebiete die Rolle eines Glacis spielten — dem heutigen deutschen Volksboden. Der wirtschaftliche und politische Schwerpunkt der Ostmark lag durchaus richtig, noch auf altbajuwarischem Boden der Landnahmezeit, im heutigen Oberösterreich zwischen Passau und Enns, der Sitz des Markgrafen war Lorch (das frühere römische Lauriacum) an der Donau. Östlich der Enns lag die eigentliche Mark, welche die Pannonische, Awarische oder auch Heunische, meist aber einfach die Östliche genannt wurde. Dieses „östlich" ist die Wurzel des späteren Begriffs „Öster"-Reich. Die Mark Friaul umfaßte das Alpenland einschließlich Karantaniens, wobei das heutige Kärnten nur einen Teil des damaligen Karantanien umfaßt.

Tirol gehörte nicht zu den Marken, sondern zum Herzogtum Bayern, nachdem es kein Neuland der Karolingerzeit, sondern alter Besitz unmittelbar aus der Landnahmezeit war; es ist erst später vom Stammland abgetrennt worden.

Es ist nicht anzunehmen, daß die inneren Grenzen dieser Marken gegeneinander oder gegen das übrige Reich unbestimmte waren — sie sind uns nur nicht im einzelnen bekannt. Vom Volke selbst wurde die germanische Gaueinteilung, wie sie schon nach der Landnahme in das Stammland mitgebracht worden war, in die neuen Siedlungsgebiete übertragen. Einzelne der alten Gaunamen haben sich in Altbayern erhalten können, trotz der neueren Kreiseinteilungen: am gebräuchlichsten ist noch der Name des bayrischen Urgaues, des Dungaus, d. h. Donaugaues; es ist bemerkenswert, daß das Wort Donau in diesem Zusammenhang noch in seiner alten Form von vor der Germanisierung ausgesprochen wird, als die Duna, wie sie heute von der Porta Hungarica bis zum Delta heißt. Erhalten hat sich außerdem der Name eines der fünf Uradelsgeschlechter im Namen des Huosigaues, der Chiemgau und noch mancher andere. Diesen Namen entsprechen im Alpenland: Pinzgau, Pongau, Lungau, Vintschgau und viele andere, wobei der Gau meist einer Talschaft entspricht. Dieser Umstand ist kennzeichnend für das Wesen der germanischen Gaueinteilung: **Der Gau ist nicht eine staatliche Verwaltungs-, sondern eine bäuerliche Lebenseinheit.** Man hat sogar mit guten Gründen vermutet, daß sich hinter der ältesten bayrischen Gaueinteilung noch Spuren einer alten, vorbayrischen Landeinteilung verbergen, welche z. T. bei der Landnahme übernommen wurde. Das wirkt in vielen mundartlichen Ausdrücken fort. Der Hengsthalter, der von Hof zu Hof reitet, „übt den Gauritt aus"; der leichte Wagen des Bauern heißt „das Gäuwagerl" und dem Störenfried ruft man zu: „kimm mir fei net ins Gäu". Erst später und über den Gauen wurden die Grafschaften und über diesen die Markgrafschaften errichtet.

Es war im großen ganzen ein wohlangelegter Gesamtplan, der den Aufbau und Schutz der karolingischen Ostmark durchführen sollte. Er verlangte von diesen entscheidenden Geschlechterfolgen auch rückhaltlosen Einsatz und Verantwortlichkeit mit Leib und Leben; die



Die Ungarnstürme im 10. Jahrhundert. Der bayrische Stammesboden war den Ungarneinfällen im besonderen Maße ausgesetzt

Amtstätigkeit von Markgrafen, welche ihrer Aufgabe nicht gerecht wurde, war während der Blüte des karolingischen Reiches in der Regel sehr kurz. Die Voraussetzungen für einen stetigen Ausbau des Siedlungsraumes schienen gegeben, bis im 10. Jahrhundert zwei ursprünglich voneinander unabhängige Tatsachen im Zusammenwirken den scheinbaren Zusammenbruch der Ostmark verursachten: die Schwäche des Reichs unter den letzten Karolingern und der Einbruch der Madjaren.

Die zweite bayrische Siedlungswelle

Der Zusammenbruch des karolingischen Reiches hat eine sehr merkwürdige Folge: Reichsgedanke und Reichsgewalt zogen sich nach Bayern zurück, das erst im Jahrhundert vorher endgültig dem Reich eingegliedert war. Welche Stellung die Ostmark einnahm und welche Möglichkeiten sie wirklich tatkräftigen Männern bot, beweist die Nachfolge des Markgrafen Arnulf von Kärnten, eines Sohnes Karlmanns, nach Karl III. Wenige Jahre schien es möglich, daß der Kärntner das Reich kraftvoll zusammenfaßte: aber, wie die meisten der großen Kaiser, starb er zu früh, und nach ihm kam ein Kind, das zwölfjährig starb. Seine Hauptstadt war Regensburg und in St. Emmeram in Regensburg liegen die letzten Karolinger begraben: Arnulf von Kärnten und Ludwig das Kind.

Innerhalb weniger Generationen hatte sich Bayern mit seinen südöstlichen Marken so in den Bau des Reiches eingefügt, daß es zu seinem Eckstein werden konnte, als dieses von allen Seiten angegriffen wurde: von den Arabern im Süden, den Normannen im Westen, den Dänen im Norden und den Sorben und Ungarn im Osten. Von diesen drei Bedrohungen war die östliche und hier besonders die madjarische für den deutschen Volksboden am gefährlichsten: das bayrische Geschichtsbewußtsein hat in richtiger Erkenntnis der gleichartigen Wurzel Hunnen, Awaren und Madjaren des 10. Jahrhunderts als eine Einheit empfunden und mit dem gleichen Namen „Hunnen" genannt. Wo im bayrischen Volksmund später Erinnerungen an die „Hunnen" auftauchen, sind fast immer die Madjarenstürme des 9. Jahrhunderts darunter verstanden.

Der erste große Ungarnzug durch die Marken Krain und Friaul nach Oberitalien trifft — kennzeichnenderweise — in das Todesjahr Arnulfs von Kärnten: 899. Und von da ab steht die ganze erste Hälfte des 10. Jahrhunderts unter ihrem Zeichen. Ihre Züge reichen bis vor Rom, bis vor Paris und bis in den Raum zwischen Elbe und Weser. Das hauptsächlich leidtragende Gebiet war aber der Raum des bayrischen Siedlungswerkes: die einzelnen Züge bedecken wohl fächerförmig fast ganz Mitteleuropa, sie laufen aber in einem dicken Bündel durch das bayrische Siedlungsgebiet, durch die Alpen in einen nördlichen und einen südlichen Strom geteilt. Vom Standpunkt der deutschen Alpenstellung aus mußte auch dieser nördliche und südliche Strom als eine Einheit gesehen werden: die gleichen Sippen, von den Führergeschlechtern bis zum Bauern waren von den Bränden betroffen, die in Kärnten, Steiermark und Krain, oder in Ober- und Niederösterreich, Ober- und Niederbayern die Straße des östlichen Reitervolks bezeichneten. Die zeitgenössischen Berichte vermitteln uns ein anschauliches Bild, wie es nach dem Durchzug der Reiterscharen im Lande aussah. Jahrhunderte alte Siedlungsarbeit war bis auf die Wurzel vernichtet, denn das Lebensgesetz der Steppe wollte keine Einengung durch Pflugfurche oder Weidezaun vertragen. Die Auswirkung der Ungarnzüge beschränkte sich aber nicht nur auf diejenigen Gebiete, welche das Durchzugsland waren, sondern auf das gesamte Leben des Stammes, das fast ausschließlich ein bäuerliches war: der Bauer im Stammland wie in den Marken starrte wie gelähmt auf eine zerbrochene Grenze, hinter deren Reiterschleiern sich ein unheimlicher Feind zu unberechenbaren Schlägen rüstete. Warum brach die karolingische Ostmark vor den Madjaren zusammen? Es sind letzten Endes die gleichen Gründe, die später die Mongolen oder auch die Türken unwiderstehlich erscheinen ließen: ein bäuerlich siedelndes Volk, dessen Wehrkraft an den heimatlichen Acker gebunden ist, muß das Hereinbrechen eines zehntausende oder hunderttausende zählenden Reiterheeres als ein überwältigendes Verhängnis sehen. Denn der Bauer hatte von vornherein einen ungleichen Stand: mit dem Erschlagen seiner Familie und dem Verbrennen seines Hauses und seiner Ernte war seine Welt vernichtet. Aber er selbst stand ja nicht der eigentlichen Welt

dieser Reitervölker gegenüber, deren Familien, Zelte und Herden irgendwo weit von den heimatlichen Bauernhöfen im Osten lag — in einer Welt, zu der er keinerlei Beziehung hatte. Nur eine elastische Kampfführung konnte sich mit diesem neuen Gegner messen: und das macht wiederum — wie in den Tagen Karls des Großen und der Awaren — die organisatorische Trennung von Ritter und Bauer, die Lehensverfassung, verständlicher.

An Gegenwehr hat es nicht gefehlt. Schon 901 fallen die Markgrafen Eberhard von Friaul und Gottfried von Meran in einer Schlacht bei Laibach. Die Abwehr gipfelt in jener berühmten Ungarnschlacht an der Enns (nach anderen an der Raab), die seit jeher die Vorstellungskraft und das Mitgefühl der Bayern auf das höchste erregt hat. Am 5. und 6. Juli 907 stellte sich der bayrische Heerbann unter Führung des Markgrafen Luitpold aus dem Hause der Schyren, dem wahrscheinlichen Stammvater der späteren Wittelsbacher, und fiel bis fast auf den letzten Mann. Mit dem Markgrafen fielen die gesamten Häupter des bayrischen Uradels und die kirchlichen Würdenträger: die Bischöfe von Freising, Salzburg und Säben.

Die bayrischen Ostmarken waren nach diesem Zusammenbruch nicht mehr in der Lage, ihre unter den letzten Karolingern herausgebildete Rolle für die Reichspolitik weiterzuführen. Der politische Schwerpunkt verlagerte sich nach Norden, über Franken — Konrad I. — nach Sachsen — Heinrich I. Während Heinrich aus Sachsen eine Festung schuf, bildete sich in Bayern unter Arnulf, des gefallenen Markgrafen Luitpold Sohn, ein Stammesherzogtum heraus, das mit dem Regensburger Vergleich von 920 wieder seine Stellung als Eckpfeiler des Reichs erhält. Diese Lösung konnte sich in den folgenden Jahrzehnten bewähren. Unter Heinrichs Sohn Otto dem Großen wird zunächst das langobardische Königtum zum Reichslehen; und damit ist die deutsche Alpenstellung wieder gesichert — eine Vorbedingung für die Wiederaufnahme der bayrischen Siedlungsarbeit im Alpenraum. Dann wird durch die große Ungarnschlacht auf dem Lechfeld bei Augsburg 955 die ungarische Gefahr endgültig gebannt. Die Ungarn waren 100 000 Mann stark eingefallen und nichts hatte ihnen Widerstand leisten können, außer der Stadt Augsburg, deren

Bürgerschaft sich unter der Führung ihres Bischofs mustergültig verteidigte: die Rolle der befestigten Stadt gegenüber der militärischen Ohnmacht des offenen Bauernlandes — die Heinrich I. so klar erkannt hatte — bewies sich auch hier.

Nach 955 wird östlich der Enns eine neue Ostmark des Herzogtums Bayern begründet, deren Umfang zunächst noch nicht ganz der alten karolingischen Ostmark entsprach. Die Wiederherstellung der Ostmark in ihrem alten Umfang geschah durch Leopold I. aus dem Hause Babenberg, der 976 mit der Ostmark belehnt worden war. Als Sitz der Markgrafenschaft erscheint bald die Burg Melk an der Donau, wahrscheinlich ein früheres awarisches Verteidigungswerk. Es dauert aber noch ungefähr ein Jahrhundert, bis nach 1063 die politische Grenze der bayrischen Ostmark an der Leitha und der March bestehen blieb. Und es dauerte danach wieder ungefähr ein Jahrhundert, bis 1156 der unmittelbare Zusammenhang zwischen dem Herzogtum und der Mark zerschnitten wird.

Unter den außenpolitischen Voraussetzungen eines erstarkenden Reiches tritt der bayrische Stamm in die zweite Phase seines Siedlungswerkes ein, welche das eigentliche Hochmittelalter durchdauert. Diese zweite Phase, welche die große Rodungsperiode einschließt, ist deswegen von entscheidender Wichtigkeit, weil in ihr die Siedlungsstruktur des bayrischen Stammesbodens, also des heutigen Altbayern, Österreich, der Untersteiermark und Südmährens und -böhmens so gelegt wird, wie sie bis heute erhalten geblieben ist. Wenn der bayrische Stammesboden nicht nur auf dem Kernland der Landnahmezeit, sondern auch im Gürtel seiner Marken zum Träger einer blühenden bäuerlichen Kultur wurde, so ist die Entscheidung darüber in der Durchführung der zweiten Siedlungswelle gefallen.

Kaiser, Herzog und Markgrafen hielten an den Siedlungsverfahren fest, wie sie schon bei der Begründung der karolingischen Ostmark ausgebildet worden waren. Wieder wurden die weltlichen und geistlichen Herren zuerst in die Wehrgrenze eingebaut: der Bischof Pilgrim von Passau — an dessen Hof das Nibelungenlied niedergeschrieben wurde — wurde für den Ausbau der Ennsburg, der Bischof von

Regensburg für die Wieselburg in Niederösterreich verantwortlich. Wie Regensburg bekam auch Salzburg nach der Wiedererrichtung der Mark seine alten Aufgabengebiete zugeteilt. Salzburg erscheint in Leibnitz, Pettau, Osterwitz und Friesach in Kärnten. Freising erscheint in der Wachau, unmittelbar nach der Schlacht am Lechfeld setzt es seine Siedler in den Gottesgarten an der Donau, ferner an der Safnitz in Kärnten. Zu den altbayrischen Bistümern tritt im 11. Jahrhundert, als Folge der Markgrafenwürde der Babenberger, noch das Bistum Bamberg; zu seinem Arbeitsgebiet gehörte u. a. das Tal von Villach bis Pontafel und das Lavanttal.

Doch hatte die Verbindung der Babenberger und Bambergs mit der Ostmark nur geringe Folgen für die stammesmäßige Zusammensetzung der Südostsiedlung. Einige wenige Siedlungen, besonders in Niederösterreich sind als fränkische nachgewiesen. Auch sind einige Übereinstimmungen der fränkischen Mundart mit der einiger Landschaften, besonders Niederösterreichs, angenommen worden. Der Hauptstrom der Siedler kam aber wieder, wie vor dem Ungarnsturm, aus dem bayrischen Stammland, so daß die wenigen fränkischen Eigentümlichkeiten bald im bayrischen Charakter der Ostmark verschmolzen. Das gleiche gilt für die wenigen, lediglich vermuteten Sachsen- und Schwabensiedlungen inmitten des bayrischen Stammesbodens.

Die Stellung der Siedler in der mittelalterlichen Gesellschaft war verschieden. Zum Teil wurden von den weltlichen und geistlichen Grundherren freie Bauern angesiedelt, ja es hat den Anschein, als ob manche der Grundherrschaften den Freien als Neubauern bevorzugt hätten. Aber schon mit der Übertragung einer Hufe durch eine der Grundherrschaften mußte sich seine Stellung zwangsläufig verändern: auch wenn er im alten Sinne „frei“ gewesen war, ergab sich durch die Ansiedlung durch einen der großen Siedlungsträger von vornherein eine Grundbarkeit. Deren Last war verschieden. Nur als Beispiel für ihren Umfang sei die Gesamtdienstbarkeit eines großen Bauernhofs aus der Rodungszeit im niederbayrischen Hügelland angegeben: Der „Haushofer“ in Niederhaushofen hatte um 1482 jährlich zu steuern: „Dreyzehen Schilling Pfenning lanndswerung, zwo Stiffthen und ain Vasnachtt Henn, ain Ganns und ain Stift fiertl

weins*)“ Das Siedlungsverfahren war in allen Fällen so, daß zwischen dem Kaiser als dem Vertreter der Reichshoheit und dem einzelnen Siedler ein Lehensträger geschaltet war. Aus den geänderten, binnendeutschen Voraussetzungen späterer Jahrhunderte erscheint diese Gliederung unnötig; aus den Lebensbedingungen der damaligen Zeit erschien sie eher verständlich. Wesentlich ist, daß die Nachteile der Grundherrschaft sich vielfach immer mehr verstärkten. Besonders wichtig waren bekanntlich die Frondienste. Diese Entwicklung führte notwendigerweise zu den Bauernkriegen.

Neben den Freien erscheinen in der zweiten Siedlungsperiode in zunehmenden Maße auch Unfreie, bis diese in der Mehrzahl erscheinen. Doch gleicht sich der gesellschaftliche Stand der freien und gebundenen Bauern mehr und mehr aneinander an. Anderseits hat der frühere und noch während der Karolingerzeit blühende Menschenhandel, d. h. der Verkauf von Sklaven (teilweise über die Landesgrenzen!) in dieser Zeit aufgehört. Auch diese Entwicklung nahm fast ein halbes Jahrtausend in Anspruch! Mit dem Ausgleich der ungeheuren Spannung zwischen Freien und Sklaven zugunsten einer gebundenen bäuerlichen Mittelschicht, ging auch der Ausgleich der fremden Volkssplitter Hand in Hand: die Reste der Keltoromanen oder anderer Stämme und Völkersplitter, die mit minderen Besitzrechten noch im Landnahmegebiet saßen, sind inzwischen mit den bayrischen bäuerlichen Besitzern des Landes zu einer Einheit verschmolzen, die mit einem neuen Sammelnamen „diutisc“, d. h. volkhaft, genannt wurde. Der Begriff des „deutschen“ ist also auf dem bayrischen Stammesboden wie auch anderwärts das Ergebnis einer großen, ein halbes Jahrtausend dauernden Umwälzung: der bayrische Bauer der großen Rodungszeit ist schon ein deutscher Bauer in dem Sinne, in dem das Bekenntnis zum Deutschtum von den Großen dieser Zeit politisch erlebt und geistig gestaltet wurde.

So verschieden die Rechtslage der Siedler auch von Anfang an war, und so verschieden sie sich im weiteren Verlauf auseinanderentwickelt hat, so ist diese Verschiedenheit doch nicht zu überschätzen.

*) Um die Größenordnung von einem Schilling Pfenning zu erläutern, sei angeführt, daß z. B. das Fanggeld für einen Fischotter in gleichzeitigen herzoglichen Gejaidsordnungen 1 Schilling Pfenning betrug.

Um zu einer wirklichen Würdigung zu kommen, geht man am besten etwa folgenden Weg: man greife alte Höfe heraus, welche schon während oder unmittelbar nach der großen Rodungszeit beurkundet wurden und die den verschiedenen Formen der damaligen Staatsbürgerrechte entsprachen. Also etwa Höfe aus der Jachenau, welche vom Kloster Benediktbeuren angesiedelt wurden und bis zur Säkularisation dem Kloster grundbar blieben; dazu Höfe etwa aus dem niederbayrischen Hügelland, die von der reichsunmittelbaren Grafschaft Ortenburg als einer weltlichen Grundherrschaft „gestiftet" wurden und bis zur Mediatisierung gräflich blieben; dann herzogliche Höfe in Oberbayern, welche keinen andern Herrn kannten als die Staatsgewalt selbst; zuletzt etwa Tiroler Höfe, die ungefähr eine ähnliche Stellung innehatten wie die herzoglichen in Bayern. Vergleicht man solche Höfe sorgfältig auf Grund ihrer Betriebs- und Sippengeschichte, so wird man keine grundsätzlichen Unterschiede hinsichtlich der Voraussetzungen finden, mit denen sie ihre Entwicklung aufgebaut haben. Wie man auf diese Weise günstige Beispielsreihen finden kann, gibt es ebenso ungünstige. Das Mittelalter verträgt keinerlei Verallgemeinerung, selbst in einem so geschlossenen Block, wie ihn damals Altbayern bildete. Wie ist das auch für eine Zeit anders denkbar, in der die politische Stellung unmittelbare wirtschaftliche Folgen hatte. Als sich z. B. die „Gepauerschaft zu Geroltsbach" an der Ilm in der Schlacht bei Mühldorf tapfer für Kaiser Ludwig den Bayern geschlagen hatte, gewährte er 1347 auf Vorschlag des Bischofs von Freising einen starken Steuernachlaß — mit dem Erfolg, daß dort in den folgenden Jahrhunderten weder Verelendung noch Auflehnung eintrat. Für die Persönlichkeit Ludwigs des Bayern ist kennzeichnend, daß er — wo er freie Hand hatte — seinen Siedlern das beste Besitzrecht gab, das sein Jahrhundert zur Verfügung hatte. Als er z. B. für seine Stiftung Ettal 1330 die Rechte der Siedler festlegt, bestimmt er: „Wir wollen, daß die Bauern Erbrecht und Baurecht haben auf den Gütern." Es ist überhaupt mit dem Ende der Rodungsbewegung eine allgemeine Bewegung von den schlechteren Besitzrechten der Freistift und des Leibrechts zum Erbrecht festzustellen.

Der Bauer im Sinne des Reichserbhofgesetzes war auch damals

der Besitzer des Hofes, und nur im Falle des schlechtesten Besitzrechtes, der „Herrengunst“ nur auf Lebenszeit. Die häufigen Verkäufe von Höfen, die zwischen den Grundherrschaften stattfanden, mochten den Bauern auf dem Hof nur insoweit berühren, wie etwa bei einer heutigen Neueinteilung von Verwaltungsbezirken die Zuteilung von einem Finanzamt oder von einem Wehrbezirkskommando zum andern. Im großen ganzen besaß der Bauer auf einem der Höfe der Rodungszeit eine sehr große Selbständigkeit, die sich nicht nur auf die Bewirtschaftung seines Hofs, sondern auch auf die Selbstverwaltung erstreckte. Wie sollte das auch z. B. im Gebirge anders sein. Nicht so sehr die absolute Seehöhe eines Hofs, als vielmehr seine relative Höhe vom Talboden und seinen Verwaltungsmittelpunkten bestimmt seine Selbständigkeit. Die größte Überhöhung im deutschen Sprachgebiet und wahrscheinlich in den Alpen überhaupt mit 1200 Meter relativer Höhe finden wir an der sonnseitigen Lehne des Vintschgaues (Klebelsberg, a. a. O.) bei den Höfen Talatsch und Hochpradatsch.

Die Entwicklung der bäuerlichen Selbstverwaltung geht am deutlichsten aus den geänderten Rechtsquellen hervor. Die Geltung der alten, bald nach der Landnahme niedergeschriebenen Volksrechte — für Bayern also der Lex baiuvariorum — geht mit dem 11. Jahrhundert zu Ende. Das besagt, daß dieses Recht nicht mehr in der Lage war, das neu aufbrechende Leben des Rodungszeitalters zu bewältigen. Die neuen Rechtsquellen sind die Weistümer, mit ihrem altbayrischen Ausdruck: die Taidinge, die zwar erst im 14. Jahrhundert aufgezeichnet wurden, deren Entstehung aber schon bis ins 12. Jahrhundert fällt. Kennzeichnend ist, daß diese eigenständige Gerichtsbarkeit der Bauerngemeinde sich im Gebirge am längsten von allen deutschen Ländern erhalten hat, und zwar im Erzstift Salzburg.

Wichtig für die spätere Erhaltung der Höfe war auch, daß der bayrische Bauer sich fast überall die ursprüngliche Verbindung seines Hofes mit dem Wald zu erhalten gewußt hatte. Die Grundherren konnten nirgends versuchen, den Wald für sich zu behalten und den Bauernbetrieb auf die Feldflur abzudrängen: „Der Wald gehörte zum Hof wie das Wasser im Bach und die Luft um das Haus.“ Schon in der Lex baiuvariorum ist bäuerliches Sondereigentum am

Walde erkennbar, der also nicht allgemein Bestandteil der gemeinen Mark war.

In Gestalt der „Dorf- oder Ehehaftsrechte“ wirken die Taidinge bis in das 18. Jahrhundert nach. Ehehaften heißt soviel wie Hofstatt — die genannte Bezeichnung bedeutet also soviel wie eine Sammlung des Rechtes der Bauerngemeinden, wie der einzelnen Höfe als ihrer Glieder. Diese Rechte waren nicht nur für den Bauern zwingend, sondern vielfach auch für die Hofmarken der Herren, so sehr die Herrenhöfe sich auch eine eigene und von den bäuerlichen Weistümern unabhängige Hofverfassung zu geben versuchten. Die alte Herrschaft Thaur in Tirol hat z. B. nicht etwa nur Weidegemeinschaft mit der Bauerngemeinde Thaur, sondern die Herrschaftsobrigkeit muß sich den Anordnungen und der Aufsicht des Essachers (Fluraufsehers) ebenso unterordnen wie die Bauern. Neben vielen Beispielen aus Bayern gibt es in Ober- und Niederösterreich noch aus dem 18. Jahrhundert die sogenannten „Unparteiischen Gedinge“ als echte Ausklänge der bäuerlichen Rechtsprechung. Diese mußten besonders im Falle der Abstiftung eines Bauern berufen werden — ihre Stellung wäre also ähnlich einem Zusammentreten der Ortsbauernschaft vor einer Abmeierung. Man muß sich die Abhaltung dieser Taidinge vorstellen: jährlich zweimal wurde das überlieferte Taidingsrecht vor versammelter Gemeinde wiederholt, in den Jahrhunderten nach seiner schriftlichen Fassung verlesen, und nach der Verlesung wurde von den Taidingern das Recht gesprochen! Diese Einzelzüge sind wie so viele andere für die Stellung des Bauerntums im bayrischen Stammesgebiet kennzeichnend: nicht die rechtliche Wertung einer beurkundeten Freiheit oder Unfreiheit war ausschlaggebend für seine Aufwärtsentwicklung, sondern sein eingeborenes und unbändiges Selbstgefühl. Der „Herr“ war eben von vornherein gleichen Blutes wie der Bauer. Außerdem unterschied und unterscheidet sich der große Bauernhof der Größe nach recht wenig von manchen der kleineren Hofmarken. Die Notwendigkeit, Steuern zu zahlen, und überhaupt zur Aufrechterhaltung der Wehreinrichtungen des Reichs oder des Herzogtums oder der Marken beizutragen, lag genau so auf der Hand wie etwa heute. Aber darüber hinaus war der bayrische Bauer der

großen Rodungszeit nicht geneigt, irgendeine grundsätzliche Überlegenheit anzuerkennen, die auf einer rassischen oder völkischen Verschiedenheit beruht hätte. Es steht außer Zweifel, daß das frühe Mittelalter den „Herren" in irgendeiner Form brauchte. Es gab aber außer der Entwicklung, welche das Feudalsystem in den meisten Ländern Europas nahm, noch eine andere Möglichkeit: den maßgebenden Teil des Bauernstandes selbst in gewissem Sinne zum „Herren" zu machen. Dieser Weg ist besonders in den bayrischen Alpenländern beschritten worden; sie hatten „ihren freien Bauernstand erhalten und in demselben die den Edlen nahestehenden freien Bauerngeschlechter mit eigenem Hof und eigenem Wappen gebildet". (L. v. Stein.) Das Ergebnis war z. B. der stolze Ausdruck der Bodenständigkeit „Herr und Landmann von Tirol", oder die Herausbildung einer bestimmten Schicht der „Edlinger", d. h. selbstverwaltender Bauern in Kärnten und Krain, die noch aus dem langobardischen Recht stammen.

Den merkwürdigsten Ausdruck hat dieses ganz andere Verhältnis zwischen Bauer und Staat in dem berühmten Rechtssymbol der mittelalterlichen Herzogseinsetzung auf dem Zollfeld in Kärnten gefunden. Auf der Stätte einer der untergegangenen Römersiedlungen des alten Noricum wurde der Herzog vom Bauern in seine Würde eingesetzt. Das Vorrecht, den Herzog einzusetzen, vererbte sich in einem Bauerngeschlecht, das daher der „Herzogbauer" oder „Bauer vom Stuhl" genannt wurde. 1896 starb der letzte, doch war die Herzogseinsetzung schon seit 1651 nicht mehr wirklich ausgeübt worden. Auf dem Zollfeld steht der aus römischen Marmorfundstücken zusammengesetzte Herzogsstuhl, auf dem mit übergeschlagenen Beinen, der traditionellen Haltung des „Herren", der Herzogbauer saß. Der Herzog trat an den Bauern heran, beantwortete ihm eine Reihe von Fragen und erhält vom Herzogbauern einen Backenstreich. Dann gibt der Herzog einen grauen lodenen Bauernrock, eine Stute und das — bereits in Kap. II besprochene — gescheckte Rind. Dann tauscht der Bauer mit dem Herzog den Platz, und nun erst galt der Herzog als mit der Herrschaft über das bäuerliche Herzogtum belehnt. Wer der erste Bauernherzog war, der auf diese Weise vom Volk selbst belehnt wurde, ist

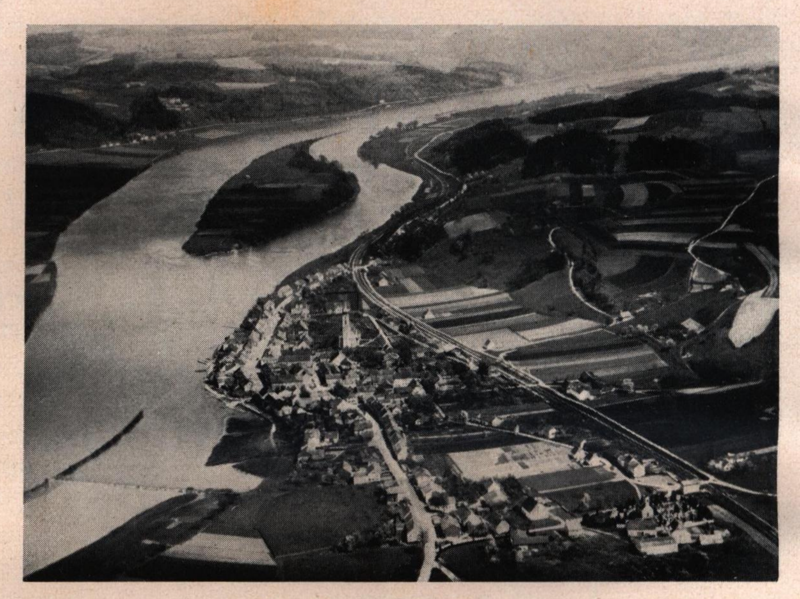


Das obere Lechtal

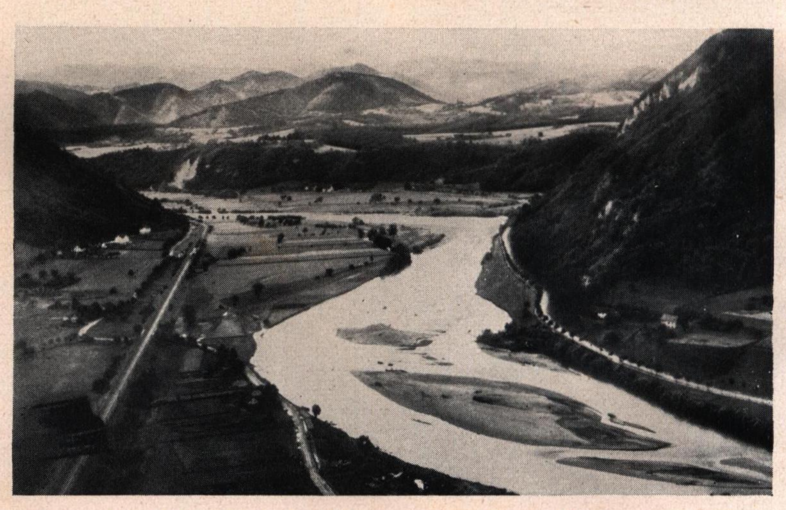


Das Isartal bei Bad Tölz, im Hintergrund das Karwendelgebirge

Tafel X



Das Donautal bei Pleinting



Das Murtal oberhalb Gösting vom Jungfernsprung aus

unbestimmt. Man nimmt an, es sei Herzog Arnulf gewesen, der Sohn jenes Markgrafen, der in der Ungarnschlacht des Jahres 907 gefallen war. Damit überspannt dieser Brauch von seiner Entstehung bis zum Tode des letzten Bauern vom Stuhl fast ein Jahrtausend deutscher Geschichte der Ostmark und wirft damit ein Licht auf ihren eigentlichen Kern, denn eine Sitte wie die geschilderte ist grundsätzlich nur in einem Bauernlande und nicht in einem eroberten Herrenland denkbar. Man vergegenwärtige sich etwa das gleichzeitige Verhältnis der normannischen Eroberer zu ihrem alten angelsächsischen Bauerntum und stelle sich vor, ob ein ähnliches Stück Verfassungsrecht bei ihnen möglich gewesen wäre — dann wird man wissen, was für Unterschiede zwischen dem eigentlichen Inhalt der Begriffe „feudum“ und „Lehen“ möglich waren.

Diese grundsätzlich verschiedene Haltung des bayrischen Bauern gegenüber dem Grundherrn war ursprünglich dem ganzen deutschen Bauernstand eigentümlich. Während sie sich aber in vielen Teilen des Reichs nicht hat erhalten können, hat sie auf dem bayrischen Stammesboden bis in die neuste Zeit weitergewirkt. Auch die bayrischen Grundherrschaften haben es an Versuchen nicht fehlen lassen, ihre eigenen Hofmarken auf Kosten des Bauernlandes auszudehnen. Aber es ist ihnen nur in wenigen Fällen gelungen. Die grundsätzliche Schwierigkeit eines solchen Vorgehens zeigte sich darin, daß die Leibherrschaft praktisch inhaltslos und die Scharwerksverhältnisse zu ungünstig waren. Es blieb also in Bayern im wesentlichen dabei, daß die Grundherrschaft lediglich eine Verwaltungsherrschaft war, welche heimgefallene, „erledigte“ Bauernhöfe nur so lange verwaltete, bis ein neuer Bauer „gestiftet“ werden konnte. Das Heimfallen eines Hofes an die Grundherrschaft war in diesen gesunden Landschaften und Zeiten nur eine Verlegenheit für die Grundherrschaft, weil es ein Leerstehen bedeutete. Das Ergebnis war, daß in vielen nachweisbaren Fällen das Verhältnis von Herrenland und Bauernland durch Jahrhunderte und bis in die neueste Zeit gleich blieb.

Woher kam es aber, daß die Leibherrschaft und die Scharwerkspflicht so inhaltslos waren, daß sie nicht zum Verschwinden des Bauernlandes führten? Das Geheimnis ist wiederum der

„altdeutsche Fuß“, auf dem die Höfe der großen Rodungszeit gegründet wurden. Schon der kurbayrische Kanzler Kreittmayr hatte es nämlich aus einem sicheren geschichtlichen Instinkt in seinen Anmerkungen zum Bayrischen Landrecht geschrieben: „Die Bauernhöfe, welche nicht in Dörfern, sondern abseits liegen, werden hierzulande Einöden genannt, nicht nur physice, sondern auch moraliter, weil sie mit keinem Dorf in Gemeinschaft, sondern obverstandener Maßen noch auf altdeutschem Fuße stehen, mithin sie für ganz besondere corpora zu considerieren sind.“ Die Einstellung zur Frage des Einödhofs bleibt ein Prüfstein für die Geschichtsschreibung der folgenden Zeit. Es ist erfreulich, festzustellen, daß die bedeutenden Köpfe der deutschen Geschichtsschreibung sein Wesen richtig erkannten. Dies gilt für die Bayern v. Maurer, v. Riezler und Doeberl ebenso wie für die Österreicher v. Inama-Sternegg oder Lorenz v. Stein.

Die Siedlung der bayrischen Landnahme hatte seinerzeit den Einzelhof taciteischer Prägung bevorzugt. Diese ehemaligen Einzelhöfe hatten sich in den Jahrhunderten bis zur großen Rodungszeit zu den Dörfern von heute entwickelt, und diese nunmehrige Dorfsiedlung war der gegebene Boden für die ganze soziale Aufgliederung der mittelalterlichen Gesellschaft, mit ihren großen Schattenseiten. Mitten in diese engverflochtene mittelalterliche Welt der Städtegründungen, der Burgen, der Dorftaidinge stieß nun wieder eine echte Bauernsiedlung, welche auf dem „altdeutschen Fuße“ des germanischen Hofes stand! Dieser Vorgang ist in seinen Auswirkungen nicht wichtig genug zu nehmen. Denn während sich in vielen Landschaften des Reichs die Entwicklung vom eigenständigen Einzelhof entfernte, wurde sie im bayrischen Stammesgebiet wieder zu diesem ihrem Ausgangspunkt zurückgeführt. Diese Einödhöfe der Rodungszeit konnten sich höchstens zu Weilern, aber nicht mehr zu den Dörfern entwickeln, wie es die Höfe der Landnahmezeit gekonnt hatten — meist blieben sie bis heute in ihrer Anlage und ihrem Umfang so bestehen, wie sie während der Rodung angelegt wurden. Wir verdanken also dem Einödhof der Rodungszeit die Erhaltung des germanischen Einzelhofs in einem ähnlichen Umfang wie in den altgermanischen Stammesgebie-

ten des Nordens. Dazu ist zu betonen, daß es sich um ursprüngliche Einödfluren handelt, die nicht das Ergebnis späterer Vereinzelung, „Vereinödung“ sind. Denn wie labil im allgemeinen das Dorfsystem in anderen germanischen Stämmen verankert war, zeigt das Ergebnis dieser Vereinödungsbewegungen in Skandinavien wie im Allgäu, wo innerhalb dreier Jahrhunderte aus Dorffluren Einzelhoffluren wurden.

Dieser Einödhof widersetzte sich aus seiner Natur jedem Versuch, ihn in den landwirtschaftlichen Großbetrieb der Grundherrschaft einzubeziehen: er konnte weder zu Scharwerksdienst herangezogen werden, noch konnte ihm der Begriff der Leibeigenschaft etwas anhaben. Im Bayrischen Landrecht von 1616 heißt es dementsprechend, daß die Scharwerkspflichtigen von den einschichtigen Höfen „über ein Meil ungefährlich zu kommen nit schuldig seyn“. Die Leibeigenschaft war anderseits so in ihrem Wert für die Grundherrschaft gesunken, daß sie im 18. Jahrhundert, wo sie noch angetroffen wurde, mit — sage und schreibe — ganzen 45 Kreuzern abzulösen war! Wo sie also nicht abgelöst worden war, darf man wohl annehmen, daß sogar dies nicht der Mühe wert schien. Tatsächlich beschränkte sich die Grundherrschaft dem bayrischen Bauern gegenüber in der Regel auf ihre Funktion staatlicher Verwaltung, die etwa der einer Behörde entsprach, welche Amtsgericht, Notariat, Finanzamt, Grundbuchamt, Messungsamt und Wehrbezirkskommando umfassen würde. Aber ein derartig günstiges Verhältnis zwischen Grundherrschaft und Bauerntum läßt sich auch auf bayrischem Boden ebensowenig verallgemeinern wie die vorhandenen Bedrückungen. Ein Fall wie der des Hofmarksherrn Preysing von Arnbach, der 1512 auf offener Straße von den empörten Bauern erschlagen wurde, blieb eine Ausnahme. Kennzeichnend ist, daß es sich dabei in erster Linie um die Scharwerksleistung handelte. Der weitere Verlauf der Bauernunruhen im Gebiet von Arnbach, die bis 1576 dauerten, zeigt deutlich, daß es sich um einzelne Bauernschinder handelte. Ihren Höhepunkt erreichte die Bewegung in der Gründung eines „Stroh- und Arthalmbundes“ in sieben Dörfern, der die vom Hofmarksherrn aufgestellten Dorfvierer absetzte und der die Außenseiter in den eigenen Reihen aus der Dorfgemeinschaft, „von Wasser und Weid“, auszu-

schließen und ihnen einen Stock vor die Tür zu schlagen drohte. Es ist wichtig, daß in diesem wie in anderen Fällen der Landesherr zuerst für die Bauern gegen die Grundherrschaft Stellung nahm, dann aber doch den Arthalmbund auszurotten befahl. Auch vom Kaiserlichen Kammergericht konnte die Bauernschaft „unsere des Reichs Getreuen, die Bauern und Nachbarschaft zu X." hin und wieder Recht bekommen, wenn sich der Landesherr der Grundherrschaft gegenüber nicht durchsetzen konnte. (Altweck, a. a. O. 363—374.)

Es ist sicher falsch, wenn man die Vorliebe des Stammes für den Einzelhof allein aus der Bodenbeschaffenheit erklären will. Denn das bayrisch-österreichische Hügelland bietet, als das Hauptverbreitungsgebiet des Einödshofs, zugleich einer großen Zahl breitgelagerter Bauerndörfer genügend Raum. Auch für das eigentliche Alpengebiet ist die ausschließliche Erklärung aus der besonderen Eignung für das Hofsystem durch einen Blick auf den romanischen Alpenteil zu widerlegen; denn wo die Vorliebe für den Einödhof den Siedlern nicht im Blut lag, da wurden — wie im romanischen Gebiet — auch im Gebirge städteähnliche Dörfer gebildet. Im ladinischen Siedlungsbereich sind auch die höchsten Siedlungen noch Gruppensiedlungen, im Gegensatz zu der Einzelhofsiedlung der Bayern. Wenn die Siedlungsgeschichte zeigt, daß die Babenberger keine Einödfluren, sondern in der Regel Dorfsiedlungen anlegten, so scheint das kein Zufall zu sein; sie stammten aus fränkischem Stammesboden und mögen durch ihre Ministerialen ihre Siedlungsverfahren angewandt haben. Denn die Dorfsiedlung war schon zur Landnahmezeit die Siedlungsform der Mainfranken gewesen und hatte sich auch bei den fränkischen Rodungen des Hochmittelalters in den binnendeutschen Waldgebieten weiter durchgesetzt.

Setzt man also die Vorliebe des Bayern für den Einzelhof voraus, so wurde sie durch die landschaftliche Gliederung des Stammesbodens in vielen Einzelfällen unterstützt. Heute verraten uns vielfach noch die Ortsnamen der Rodungszeit den Hauptgesichtspunkt, nach welchem die Höfe angelegt wurden; z. B. weisen die vielen Namen auf dobl (Eckartsdobl, Schenkendobl, Hartdobl) auf die typische Lage an den Bächen einer zertalten Hügellandes. Den Einfluß der Hügellage selbst bezeichnen viele Namen auf berg, die oft mit dem Namen

des Siedlers selbst gebildet wurden: z. B. Engertsberg, Hörmannsberg, Ottenberg. Die Rodungszeit verrät sich im übrigen durch ihre kennzeichnenden Namen mit den Endungen: reut, schwend, brand, mais und namentlich öd. Überhaupt setzt mit der großen Rodungszeit jene bildhafte Namengebung ein, die man vielfach geneigt ist, als die eigentlich bayrische zu betrachten: nun entstehen in tausendfältiger Abwandlung die Wildenreiter, Steinleitner und Sonnleitner, die Wiespointner, Eichberger, Buchinger, Mühlhuber, Moosmayr, Forsthuber, Brandhofer, Holzfurtner und Angerhofer — jeder dieser Namen zugleich eine siedlungsgeschichtliche Aussage! Es fehlt die Kraft, den Reichtum dieser Sprache beschreibend zu erschöpfen. Sie kann nur ersetzt werden durch den Versuch, sich jeweils den Hof so vorzustellen, wie man ihn nach seinem Namen wiedererkennen sollte! Die Namen dieser Höfe werden später, als Familiennamen gebräuchlich werden, zur breiten Masse der typischen bayrischen Familiennamen, wobei sich in nicht allzu seltenen Fällen Hof- und Familienname seit dem Beginn der Beurkundung decken.

Grundsätzlich die gleiche ist die Namengebung in den Alpen selbst. Auf dem Ritten stehen die Höfe zum Eichholzer und zum Grünwalder, deren Namen wir genau so aus Altbayern abnehmen können. Das gleiche gilt für den Gasteiger am Nonsberg oder für die Reihe der letzten Höfe im Schnalsertal des Vintschgaues: Wieshof, Kofler, Marchegg usw. Deutsch ist auch der Name des höchsten Hofes der deutschen Ostalpen, des Eishofs (2083 m) in Pfossen im Vintschgau: zu Ende des 13. Jahrhunderts wird dort „Eppo ze Eise" beurkundet, im Jahre 1346 „Conrad der smid von Eise". Diesen Höhen entsprechen auf der Nordseite des Kammes die Rofenhöfe inner Vent im Ötztal. Als vielleicht wichtigstes Ergebnis des Rodungszeitalters sitzt also die bayrische Siedlung bis in den innersten Tälern sozusagen rittlings auf den Alpen. Das bedeutete gegenüber der Siedlungsarbeit in den Hügelländern eine verdoppelte Leistung!

Wir können uns die Quertäler, welche von den Voralpenländern offen in das Gebirge hineinführen, als im Zug der Landnahme und

der Karolingerzeit bäuerlich besiedelt vorstellen: zu diesen gehört in erster Linie das Inntal, dann das Wipptal mit der Brennerfurche; dann das Tal der Traun, das sich mit seinen Seen in das Salzkammergut öffnet; das Ennstal und Murtal. In zweiter Linie das Großachental bis Kitzbichl, das Salachtal bis Reichenhall, das Mangfalltal bis zum Tegernsee, das Isartal bis etwa Lenggries und das Loisachtal bis einschließlich des Werdenfelser Landes. Diese offenen Täler sind nur wenige. Die Mehrzahl der Seitentäler öffnet sich erst nach dem Hindurchtritt durch klammartige Engen. Infolgedessen waren schon einige der Täler, die vom Voralpenland alpeneinwärts führen, bis in die Rodungszeit völlig unbesiedelt: so u. a. das innere Leitzachtal um Bayrischzell, das Berchtesgadener und Ruhpoldinger Tal, das innere Ybbs-, Erlauf- und Traisental. Erst recht fehlten die Bauernhöfe in den kleinen Seitentälern der großen Durchgangstäler, die nicht aufzuzählen sind.

Man darf nicht vergessen, daß sich im Gebirge selbst die alte keltoromanische Siedlungsschicht besser hatte erhalten können, als in den Gebieten, über welche die Völkerzüge der Wanderungszeit leichter hinweggingen. Die Alpen hatten sogar die Reste noch früherer Stämme der alpinen Urbevölkerung bewahren helfen. Infolgedessen ist die vorbayrische Namensschicht im Flachland und im Alpenvorland sehr dünn, d. h., es wurden nur wenige Siedlungsnamen von den bayrischen Siedlern übernommen; keltisch sind zum größten Teil die Flußnamen, römisch die Städtenamen, wirklich vorbayrische Namen von eigentlich ländlichen Siedlungen sind an den Fingern abzuzählen: hierher gehört eine Schwaige = arcella, heute Arzla; ein Portenläng = prata longa u. ä. m. Ganz anders ist das Bild im eigentlichen Alpenraum, hier wurden die Orts-, ja die Flurbezeichnungen in sehr großem Umfang übernommen, besonders soweit es sich um das offene Land im Gebirge, d. h. um die Almregion handelte. Man hat keltische Waffen, darunter eines der schönsten Bronzeschwerter vom sog. Donautypus auf den Almen gefunden. Derartige Funde, die an die Blütezeit der germanischen Bronzekultur erinnern, sind dafür bezeichnend, daß zwischen Keltoromanen und Bayern kein merkliches Kulturgefälle bestanden hatte. Dieses Verhältnis übertrug sich später auf die Ladiner, mit denen der Tiroler Bauer bayrischen Stammes seit

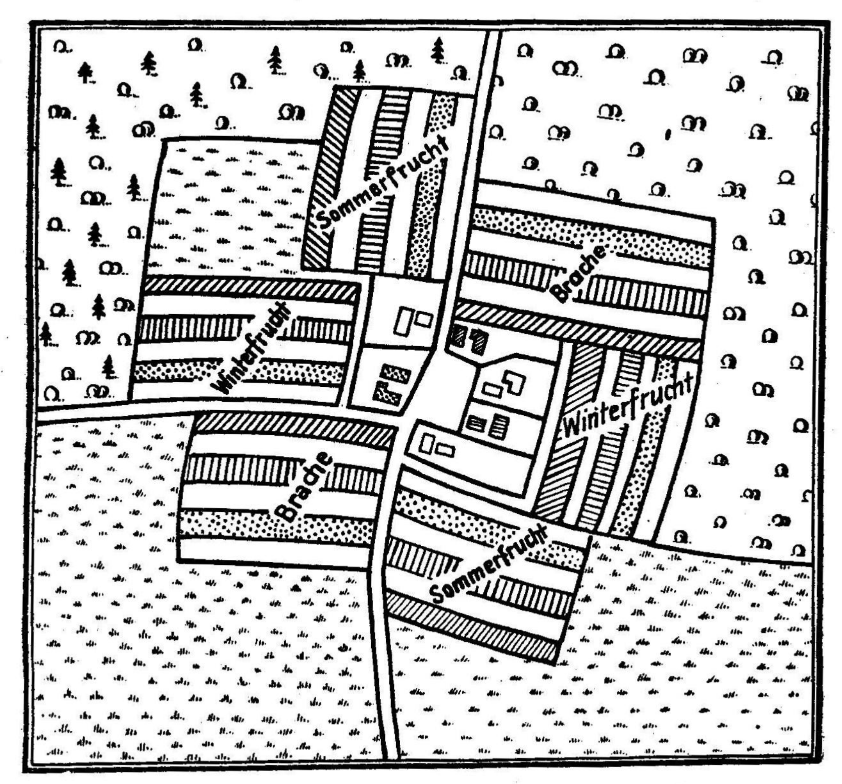
einem Jahrtausend gute Nachbarschaft hielt, die auf der Achtung vor der Bodenständigkeit des Ladiners beruhte.

Grundsätzlich anders war das Verhältnis zu den Alpenslawen, zu denen ein ausgesprochenes Kulturgefälle bestand und die keine mit den Ladinern vergleichbare Bodenständigkeit besaßen. Nur zwei Jahrhunderte lang, im 7. und 8. Jahrhundert, konnten die Slowenen eine eigene Geschichte im Alpenraum gestalten. Trotzdem dauert es auch nach der Wiederbegründung der Ostmark bis in das 14. Jahrhundert, bis die letzten slawischen Personennamen auf dem geschlossenen deutschen Volksboden erlöschen. Es ist wichtig, daran festzuhalten, daß das langsame Absinken des slawischen Anteils nicht durch Gewalt erreicht wurde, sondern daß es die Rodung deutscher Bauernhöfe war, die das Gefüge der auf offenem Boden siedelnden Slawensiedlungen von innen her veränderte. *Der bayrischen Siedlung blieb im Alpenraum wie im bayrisch-böhmischen Waldgebirge die große Auseinandersetzung mit dem Wald vorbehalten, d. h. die für ein Jahrtausend endgültige Entscheidung über die Anteile von Wald und Kulturland.*

Daß der germanische Bauer zu dieser Aufgabe berufen war, ergab sich daraus, daß der Wald — im Gegensatz zum romanischen und slawischen Bauern — seine Heimat war. Wir haben gesehen (Kap. II), daß der Bauernhof des nordischen Bergwaldes die endgültige Auseinandersetzung zwischen Wald und Feld noch nicht kannte, ja, daß sich der Waldfeldbau noch bis in unsere Zeit auf bayrischem Boden erhalten hat. Der natürliche Anfang der Rodungsbewegung ist ja auch nicht der Kahlhieb mit der Axt, sondern die weidende Herde, die im Forst graswüchsige Blößen („Wang" oder „Wankl" der bayrischen Mundart) offenhält. Eine solche Waldwiese ladet zur gelegentlichen Heunutzung, später zum Bau von Heustadeln ein. Nun hat die Entwicklung zwei Möglichkeiten: mit der ersten Pflugfurche auf der Wang zum Ackerbauernhof oder mit der Fortsetzung der Viehwirtschaft und dem Bau eines Winterstalles zum reinen Viehhof, zur Schwaige. Die Rodungszeit bringt nun auf den neuen Höfen die endgültige Trennung zwischen Wald und Weide, was nicht hindert, daß sich der Waldfeldbau in den Außenfluren verkehrsabgelegener Landschaften neben den neuen

Fluren erhält. Auch im Bild dieser Fluren geht eine grundsätzliche Wandlung vor sich. Wurden die Dörfer, welche aus der Landnahmezeit stammen, von vornherein in Gewannfluren angelegt? Sei es, daß sie sich aus einem Einzelhof, dem Stammhof, entwickelten oder von vornherein als Sippensiedlungen angelegt wurden? Jedenfalls hatten sie sich bis zur großen Rodungszeit durchweg zu Gewannfluren entwickelt. Also gerade das Gesicht der Rodungssiedlung läßt einen Zweifel an der Ursprünglichkeit der Gewannfluren zu: Vergegenwärtigt man sich ihre Kompliziertheit, so wird schon vom landbaulichen Standpunkt aus die Anschauung gestützt, daß die Ansiedlung auch der Landnahmezeit in Einzelhöfen erfolgte. Dann erscheint die Gewannflur auch der ing-Orte als das Ergebnis späterer Ausbauten. Bestätigt wird diese Annahme durch die gleichsinnige Entwicklung in nordischen Ländern, z. B. in Dänemark, wo die Dörfer gleichfalls zum großen Teil durch Ausbauten aus den ursprünglichen Einzelhöfen entstanden. Diese Gewannfluren haben sich bis in das letzte Jahrhundert, ja bis heute unverändert erhalten, denn sie waren der Rahmen für die tausendjährige Dreifelderwirtschaft. Erst mit dem letzten Jahrhundert ergab sich das zwingende Bedürfnis nach Zusammenlegung dieser Ackerstreifen der Gewannfluren: die Aufgabe unserer heutigen Flurbereinigung. Die Gewannflur wurde aber technisch schon in der Rodungszeit, also bereits vor 800 Jahren, überwunden. Die Siedlungen dieser Zeit besitzen fast durchwegs Blockfluren, die sich auch im Lauf des vorigen Jahrhunderts und bis in unsere Jahre kaum verändert haben und auch heute noch alle Voraussetzungen für enien zeitgerechten Betrieb besitzen. Es ist kein Zufall, daß diese Bauernhöfe im 18. Jahrhundert, noch lange bevor der Kleebau zu einem unumgänglichen Bestandteil der neuen verbesserten Furchtfolgen wurde, schon regelmäßig Klee in das Brachfeld bauten. Das Rodungszeitalter hat also nicht nur einen gewaltigen Beitrag zur Erweiterung des deutschen Bauerntums, zur Erhaltung des germanischen Hofs beigetragen, sondern auch zu den Voraussetzungen unserer heutigen Betriebswirtschaft geleistet. (Siehe Kap. VIII.)

Der Beginn der Rodungsbewegung fällt in eine Zeit des politischen



Schematische Darstellung eines Gewanndorfes mit Dreifelderwirtschaft. Zur Hufe des einzelnen Bauern gehört neben Haus, Hof und Garten der entsprechende Gewannstreifen und das Nutzungsrecht an der Allmende (Wald und Weide)

Aufschwungs, wiedergewonnener Sicherheit und einer dementsprechenden Bevölkerungsbewegung. Die Frage nach ihrem Ende ist bedeutend schwieriger zu beantworten. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß das Interregnum, die kaiserlose Zeit vom 1254 bis 1273, mit ihrer Rechtsunsicherheit zu ihrem Abschluß beigetragen hat. Zum Abschluß des Rodungszeitalters trug auch wohl sehr wesentlich das aufkommende deutsche Städtewesen bei, das einen großen Teil des Geburtenüberschusses zu seinem Aufbau brauchte und durch die in Aussicht gestellten sozialen Vergünstigungen auch bekam. („Stadtluft macht frei.") Damit ging eine grundsätzliche Veränderung der Heeres-

verfassung vor sich: an Stelle des boden- und pflichtgebundenen Dienstmannes der eigentlichen, natural-wirtschaftlich denkenden Lehensverfassung, beginnt der Söldner zu treten. Neugegründete Höfe erscheinen damit nicht mehr als die nötige Ausstattung für alle verwaltungsmäßigen oder kriegerischen Zwecke des Reiches — dessen Bedürfnisse lassen sich in zunehmendem Maße in Geld ausdrücken. Es ist außerdem sicher kein Zufall, daß eine Reihe der alten großen Geschlechter, welche die weltlichen Rodungsherrschaften trugen, gerade in dieser Zeit erlöschen. Außerdem hatte sich die Siedlung gerade auf den günstigen Böden so verdichtet, daß man Bedenken tragen mochte, in die restlichen Waldbestände einzugreifen. Gerade in den Einödfluren war vielfach ein Verhältnis von $^{3}/_{4}$ Acker, Wiesen und Weiden zu $^{1}/_{4}$ Wald erreicht worden, das sich betriebswirtschaftlich sehr gut bewährt hatte. Tatsächlich ist gerade im bäuerlichen Kernland Altbayerns, zu welchem die Rodungsfluren des Hügellandes gehören, 75% des Waldes in bäuerlichen Händen. Aus den Anfängen der Siedlungstätigkeit der Preysing im 10. Jahrhundert werden folgende Hofbildungen berichtet: 62 Joch Acker, 10 Joch Wiesen, 35 Joch Wald; oder 101 Joch Acker, 12 Joch Wiesen, 21 Joch Wald. Das gesunde bäuerliche Gefühl mochte sich gerade hier gegen weitere Eingriffe in den Wald, auch zugunsten von Ausbauten aus dem eigenen Blut, mit Recht gewehrt haben. Anders war es wohl in den Waldgebirgen und auf den dürren Schotterflächen der Hochebenen. Diese erwiesen sich aber — bis heute — so siedlungsfeindlich, daß eine neuaufkommende Bewegung die zukünftige Erhaltung dieser großen Forste übernahm: der Forstschutz.

Mit dem Ende der Rodungsbewegung fallen zeitlich die ersten gesetzlichen Maßnahmen zur Erhaltung des noch vorhandenen geschlossenen Waldbestandes zusammen. Es ist in der späteren Zeit nicht zu verkennen, daß die Rücksicht der Großen auf die Jagd dabei eine Rolle spielte. Aber die ersten Schonungsordnungen sind zweifellos von der Waldverwüstung verursacht, die im frühen Mittelalter noch gang und gäbe war! Als eine der frühesten erscheint eine Schonungsordnung aus Schongau in Oberbayern von 1224. Seit dieser Zeit hat sich die Rücksicht auf die Wald-

bestände dauernd verstärkt, besonders seit sich die Nutzung durch das Städtewesen und die entstehenden größeren Gewerbe vervielfachte. Jede der neuentstehenden Eisengewerke in den Alpenländern, jede Saline, jede Glashütte bedurfte eines Holzeinzugsgebietes. Die Furcht vor der Holznot war endlich die Mutter einer geregelten Forstwirtschaft, die ihren Ausgang von den großen geschlossenen Forsten des Reiches und der weltlichen und geistlichen Herrschaften nahm. Landbau und Waldbau verzahnen sich von Jahrhundert zu Jahrhundert immer enger, je mehr auch der Bauernwald aus seinem früheren hauswirtschaftlichen Studium heraustritt. Wie sehr Landbau und Waldbau eine unzertrennbare Einheit bilden, bestätigen besonders die Alpenländer, wo die Grenzen zwischen Weide und Forst noch nicht bestimmt ist, sondern durch die Übergangszone der Berechtigungsalmen verläuft, deren Graswuchs dem Bauern, der Holzwuchs dem Grundherrn von ehedem, dem Staat gehört.

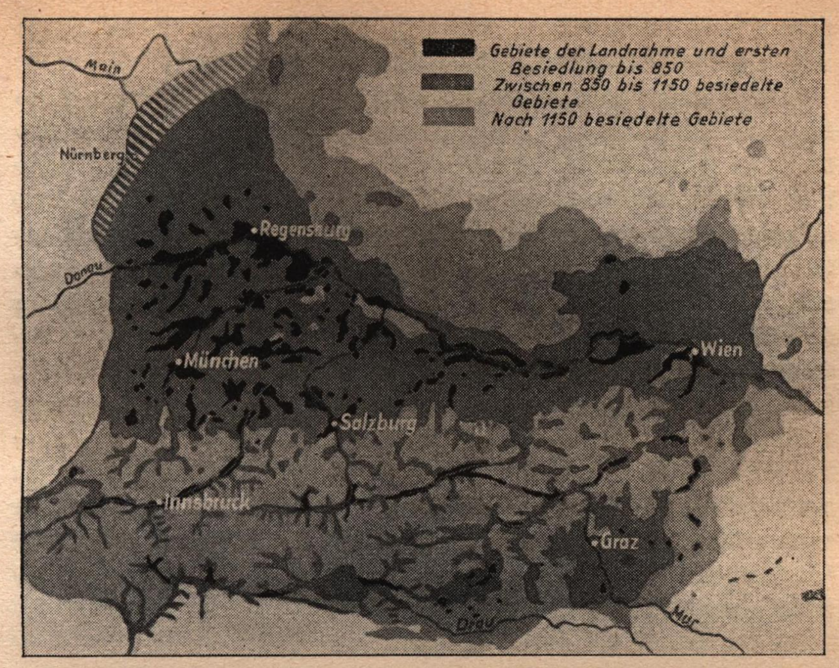
Diese Grenze zwischen Wald und Acker ist im Hügel- und Flachland wohl einigermaßen zur Ruhe gekommen, nicht aber bei den sog. „Grenzbetrieben", d. h. denjenigen Bauernhöfen, welche den Kampf um den Kulturboden am Rand des Unbewohnbaren führen. Diese Grenze ist im großen Anlauf der hochmittelalterlichen Rodungszeit bis zur 2000-Meter-Grenze vorgeschoben worden, obwohl die entsprechenden Grenzböden in den deutschen Mittelgebirgen noch nicht gerodet wurden. Die Grenzbauernhöfe sind schon im 16. Jahrhundert in Gefahr gekommen, nicht mehr selbständig bewirtschaftet zu werden, sondern nur mehr als Zu-Güter zu tiefer gelegenen Höfen zu dienen. Bereits etwa zwei Jahrhunderte nach dem Ende der Rodungszeit verbieten die Tiroler Landesordnungen von 1526 und 1532, daß Güter, „auf denen sich ein Mann wohl ernähren könne", als Zu-Güter aufgekauft würden. Die Rodungsbewegung hat also ehrlich versucht, das Äußerste aus dem vorhandenen Boden herauszuholen. Dazu ist noch zu sagen, daß die ausgesprochenen Moorböden bei dem damaligen Stande des Landbaues noch nicht zu bewältigen waren — während es vom heutigen Stande aus sonderbar berührt, die großen Moore unbewältigt zu sehen, während die letzten Höhen in Angriff genommen wurden. Diese letzte große Kulturaufgabe, welche das Mittelalter ungelöst ließ, wurde erst im 18. Jahrhundert

endgültig in Angriff genommen und wird wohl im 20. zu Ende geführt werden.

Wir sagten schon, daß das heutige Gesicht des bayrischen Stammesbodens vom Ende des 13. Jahrhunderts stammt. Das schließt nicht aus, daß einzelne Nachrodungen auch in den folgenden Jahrhunderten entstehen und nun vielfach auch aus der eigenen Initiative der Bauernschaft selbst. Die Bauernkriege in den Alpenländern, die Wirkungen der Gegenreformation und der fürchterliche Aderlaß des 30jährigen Krieges hatten eine Weiterentwicklung dieser Siedlungsarbeit verhindert. Um die Leistung der Rodungsarbeit richtig zu sehen, braucht man nur die Abertausende von damals gegründeten Dörfern, Weilern und Höfen mit der Summe dessen zu vergleichen, was in den folgenden Jahrhunderten bis heute geschaffen wurde. Die im Vergleich zur Rodungszeit wenigen Kolonien des 17. bis 19. Jahrhunderts erforderten die äußerste Anspannung eines inzwischen viel umfangreicheren Staatsapparates schon um sie zu begründen, erst recht um sie durchzuhalten — während die siedelnde Volkskraft damals fast spielerisch ein Vielfaches schuf.

Um den Raum zu begreifen, der in der großen Rodungszeit von den Siedlungsträgern bewältigt werden mußte, ist es gut, ihn vergleichsweise in andere Verhältnisse zu übertragen. Dieser Raum stellt sich uns als ein großes gleichseitiges Viereck dar, dessen einer Eckpunkt Eger ist, der zweite Preßburg, dessen dritten die Adria und den letzten das Stilfserjoch bildeten. Dieser Raum entspricht etwa einem Viereck Stettin—Königsberg—Brest-Litowsk—Ratibor, oder Wien—Glogau—Braunschweig—Ulm. Schon diese flächenmäßige Ausdehnung der bayrischen Südostsiedlung hat dazu geführt, daß sie von jeher als eine besondere Leistung neben der nordostdeutschen Siedlung der Niedersachsen und neben der Siedlung aus Mitteldeutschland im sudetendeutschen Raum zu betrachten war. Erst die staatliche Verselbständigung Österreichs nach seinem Ausscheiden aus dem Deutschen Bund hat im kleindeutschen Reich ein langsames Verblassen dieser Erkenntnis herbeigeführt.

Die Anerkennung dieser Siedlungsleistung gilt nicht nur hinsichtlich der bewältigten Fläche, sondern noch mehr hinsichtlich der bevöl-



Der bayrische Siedlungsraum und die einzelnen Besiedlungsphasen

kerungspolitischen Bewältigung. Deutsch-Österreich in dem Umfang, wie es sich in jenem tapferen Artikel 2 des Gesetzes vom 12. November 1918 als Bestandteil des Deutschen Reiches erklärte, umfaßte ungefähr 9,8 Millionen Deutsche. Davon sind etwa 2,8 Millionen abzurechnen, welche zum mitteldeutschen Siedlungsgebiet gehören. Für den geschlossenen bayrischen Stammesboden der Landaufnahmezeit und der späteren Siedlungswellen, soweit er sich heute außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches befindet, ergibt sich also eine heutige Zahl von etwa 7 Millionen, von denen 6,5 Millionen zum heutigen Österreich gehören, das sich mit dem Abkommen vom 11. Juli 1936 als deutscher Staat bestätigt hat. Zieht man nun von diesen 7 Millionen selbst die Einwohnerzahl von Wien ab, so entspricht die Gesamtbevölkerung ungefähr derjenigen von Ostpreußen, des alten Westpreußens und Pommern zusammen. Infolgedessen ist auch die Bevölkerungsdichte je Flächeneinheit mit derjenigen des deut-

schen Ostens sehr gut in Vergleich zu setzen, trotz des hohen Anteils von siedlungsfeindlichem Gebirgsland der Alpenländer.

Zum Schluß sind noch die Einbußen festzustellen, welche das Siedlungswerk erlitten hat. Wir rechnen dabei ein vorübergehendes Fallen unter fremdvölkische Staatshoheit oder eine vorübergehende staatliche Abtrennung vom ganzen Volkskörper noch nicht zu den Verlusten — trotzdem wir deren Gefahren nicht übersehen. Als verloren ist deutscher Volksboden aber erst dann zu betrachten, wenn kein deutscher Bauer mehr den Pflug über den Acker führt oder die Alm oder die Weide zäunt. Betrachtet man die deutsche Südostgrenze unter diesem Gesichtspunkt, so ist bis 1918/19 überraschend wenig preisgegeben worden: „des Heiligen Römischen Reiches Hofzaun", wie die Steiermark und Kärnten genannt wurden, war gut gezäunt. Der Völkerkampf, wie er im 19. Jahrhundert innerhalb des alten Österreich ausbrach, hat nur wenige Außenstellungen zum Erliegen gebracht. Erst das Diktat von St. Germain hat mit Überlegung Breschen in die Grenze des geschlossenen Volksbodens geschlagen.

Die Verkehrsstraßen des bayrischen Raumes

Wie sie selbst auf der alten, wahrscheinlich schon frühgeschichtlichen Straßenverbindung von Böhmen und dem Nordgau in das bayrische Land eingerückt waren, so fanden die Bayern dort die Straßen und Verbindungsmöglichkeiten vor, die teils die Natur bot, teils ihre Vorgänger, die Römer, geschaffen hatten.

Unter den natürlichen Verbindungen stand an erster Stelle die Donau mit ihren Nebenflüssen, und zwar gleich in doppelter Bedeutung, einmal als Schiffahrtsweg und einmal als Talweg. Im einzelnen fehlen uns natürlich alle Angaben, wie weit die Bayern in der Landnahmezeit die Donau und ihre Nebenflüsse ausgewertet haben; wir werden aber mindestens annehmen dürfen, daß sie alle jene Verkehrsstraßen des Donautales übernahmen, die schon ihren Vorgängern bekannt waren. Und hier fehlt uns leider über die Donauschiffahrt, die sie getrieben haben, jede wirklich brauchbare Angabe aus älterer Zeit — aber einige Anhaltspunkte besitzen wir doch. Wir sehen, wie die später von Kaiser Karl bestimmten Verkehrsstellen, an denen der Handelsverkehr mit den Slawen sich abspielte, sämtliche an oder nahe bei der Donau liegen. Solche Handelsstellen waren donauaufwärts Mautern, Pöchlarn, Lorch, Linz, dann Regensburg und nach Norden vorgeschoben Premberg; das deutet doch darauf, daß ein wesentlicher Teil des Handels früh stromgebunden gewesen sein muß; wo bei dem heutigen Persenbeug der altrömische Name „ad pontem Isae" (zur Isisbrücke) uns erhalten ist, mag ein alter Flußübergang übernommen worden sein, oder ist „Isa" die „Frau Eisen" der Tiroler Sage? Sehr alt jedenfalls muß das Donauschiffergewerbe sein; der Ferge des Nibelungenliedes, der die Burgunder über die Donau setzt, findet sich als „Ferch", ein Wort, das den Schiffsknecht bezeichnet, noch heute auf der Donau, wo sehr alte Schiffergenossenschaften sich bis zum Auf-

kommen der Dampfschiffe hielten, merkwürdige Donauschiffe, die mit Segeln, Rudern und Staken vorangebracht wurden, „Plätten“, „Kehlheimer“, „Traunerl“, „Wachauer“ und „Regensburger“ den Strom belebten. Diese Schiffe sind teilweise höchst eigenartig, und wenn sie auch heute mehr oder minder zu verschwinden beginnen, so wird man in ihnen eine durchaus landschaftlich einmalige Form zu sehen haben. Sie sind Fortsetzungen einer alten Treidel- und Floßschiffahrt, ja Germanisches und Römisches muß sich hier merkwürdig verbunden haben, heißt doch die Bergfahrt bei den Donauferchen noch heute „Naufahrt“ (lat. navis = Schiff), als „Hohennau“ bezeichnete der Donauferch die Schiffszüge von vier Schiffen, die bis zu 6000 Zentner laden konnten und einen Kraftaufwand von 20 Paar schweren Hengsten, den bekannten Pinzgauern, erforderten, die die Schiffe donauaufwärts zogen, an besonders reißenden Stellen auch noch weiteren Vorspann von Ochsen bekamen. Die Schiffsmannschaft zerfiel dann noch bis zu Beginn dieses Jahrhunderts in den „Roßzug“ und den „Schiffszug“. Mit einem ganz alten Wort „Merigamer“ wurden die „Roßleute“, die die Leitung der Treidelpferde hatten, benannt; das Wort kommt von „meri“ = Mähre = Pferd und dem Wort „gam“, das noch in unserm heutigen „Bräutigam“ steckt und „Mann“ bedeutet. Das Wort ist uralt und muß schon im frühen Mittelalter unverständlich geworden sein, so daß man es ohne Bedenken in die Landnahmezeit zurückdatieren kann. Niemals haben diese alten Donauschiffergenossenschaften „Unfreie“ aufgenommen; daß sie sich als Träger sehr alter Überlieferung fühlten, beweist die Tatsache, daß sie den „Johannissegen“ brauchten. Waren die Rosse geschirrt, die Männer aufgesessen, dann brachte der eine Seilträger einen Steinkrug voll Wein, einen sogenannten „Plutzer“ und trank dem Vorreiter zu: „Bring' Euch den heiligen Johannissegen!“, trank den Becher bis auf einen kleinen Rest aus und goß ihn über den Kopf nach rückwärts aus — ein uralter und durchaus vorchristlicher Volksbrauch. Das gleiche taten alle Reiter, bis der Becher bei dem letzten angekommen war, und dieser, der „Scharreiter“, den Becher gleichfalls nahm, davon trank, den Rest über den Kopf ausgoß mit dem Spruch „In Gottes Namen fahren wir!“ Auf ganz alte Zeiten geht auch die nie ganz widerlegte Sage zurück, daß der erste Ferch, der im Frühjahr

ins Wasser stürzt, nicht gerettet wird — der Strom muß sein Opfer haben. Nur der Hut wird mit allen Anstrengungen geholt. Auch das hängt mit der kultischen Bedeutung des Hutes (Richterbarett, Herzogshut, Geßlerhut, Wodanshut) zusammen.

Schriftlich besitzen wir nichts Brauchbares über die Donauschiffer der Landnahmezeit — aber solche alte Bräuche, bei denen lateinische Worte und deutsche Begriffe durcheinandergehen, beweisen, daß sie früh bestanden haben.

Mindestens auffällig ist, daß der Schiffswagen, den wir als kultisches Gerät sonst nur vom Niederrhein kennen, auch hier auftaucht.

In kluger Weise hat Dr. Gustav Paul (Rassen- und Raumgeschichte des deutschen Volkes) einmal die „Völkertore" des deutschen Raumes dargestellt, die in der Völkerwanderungszeit eine Rolle spielten. Hier nun ist es nicht ohne Interesse, daß die drei Völkertore, die er im Süden und Osten des bayrischen Raumes einzeichnet, das „Lechtor", das „Isartor" und das „Donautor" — er hätte auch die wichtige Straße innaufwärts als ein Völkertor einzeichnen sollen — durch Flüsse bezeichnet sind. In den Tälern dieser Flüsse sind die römischen Legionen einst gekommen, als sie den Widerstand der Rhäter und Vindeliker brachen, den gleichen Flußtälern folgten die landnehmenden bayrischen Bauern, als sie die oberbayrische Hochebene in Besitz genommen hatten und nun, den breiten Flußtälern folgend, in die Alpen hinaufzogen, die Römerbevölkerung in die Hochtäler und Quertäler abdrängten. Das Flußbild hat die Siedlung des bayrischen Stammes sehr weitgehend bestimmt. — In Böhmen hatte er in einer Festung gesessen, in seinem neuen Siedlungsraum lockte ihn die Donau immer weiter nach Südosten, lockten ihn die rechten Nebenflüsse der Donau immer höher hinauf in die Alpen.

Aber wir können auch ohne Bedenken annehmen, daß mindestens jene Verbindungswege zu Lande, die schon vor der Völkerwanderung geläufig waren, auch von den Bayern weiter gepflegt sind. Hierzu gehören vor allem jene Straßen, die Claudius Ptolemäus, der griechische Geograph von Alexandria, aus den Wegkarten römischer Händler des 2. Jahrhunderts n. Chr. zusammengestellt hat und die in einer bienenfleißigen Arbeit ein Gelehrter unserer Tage (Theodor Steche: „Altgermanien im Erdkundebuch des Claudius Ptolemäus",

C. Kabitsch, Leipzig 1937) erschlossen hat. Aus diesen Untersuchungen ergibt sich mindestens, daß an der Stätte des heutigen Regensburg eine Handelsstraße begonnen hat, die das Nabtal aufwärts über die Vereinigung von Waldnab und Fichtelnab ins Vogtland und von dort nach Norden führte. Es scheint sich auf Grund der Untersuchungen von Steche zu ergeben, daß altgewohnte Handelsstraßen quer durch Germanien von Regensburg und von Linz in Oberösterreich bis zur Wismarer Bucht in Mecklenburg geführt haben. Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß diese Straßen zur Zeit der bayrischen Landnahme bereits unterbrochen gewesen wären, mit Recht weisen neuere Untersuchungen darauf hin, daß nicht nur Holstein, sondern auch das westliche Mecklenburg noch bis zur karolingischen Zeit in sächsischer Hand war, daß ferner das Vordringen der slawischen Gruppen nach Westen sich ziemlich langsam vollzog, dabei durchaus nicht immer in feindseliger Auseinandersetzung mit den Germanen. Wir werden so also damit rechnen dürfen, daß nach Norden und Westen durch zahlreiche Verbindungen das neue Siedlungsgebiet des bayrischen Stammes mit den anderen germanischen Gebieten in Verbindung stand. Es war kein losgelöster Vorstoß, sondern eine organische Abrundung des gesamtgermanischen Lebensraumes, durch zahlreiche Straßen und Wege, alte, lange bekannte Verbindungen mit dem gesamtgermanischen Lebensraum auf dem Festlande verklammert und auch nach Westen, wo die verständige, offenbar früh gefundene Abgrenzung gegenüber den Schwaben friedliche Einigung vermuten läßt, durch zahlreiche Verbindungswege angeschlossen, deren wichtigster jene Straße ist, auf der auch die Sage den Zug der Nibelungen von Worms nach Bayern und donauabwärts wandern läßt, dessen einzelnen Stationen der greise, erst kürzlich verstorbene Geheimrat Sommer, vielleicht der beste Kenner des altgermanischen Straßennetzes, bestimmt hat.

Wir werden damit rechnen dürfen, daß nach der bayrischen Landnahme die alten Römerstraßen bis zu gewissem Grade noch immer die besten Straßen im Lande darstellten. Natürlich hatten sie gelitten. Wahrscheinlich schon lange, ehe die ersten bajuwarischen Ansiedler über die Donauebene den Alpentälern zuzogen, war jahrzehntelang an diesen Straßen nichts mehr gebessert worden. Steinschlag im Ge-

birge, Überschwemmung und Zerstörung enger Straßen in den zahlreichen Schlußkämpfen des römischen Reiches mochten die Verbindungen unterbrochen haben. Im ganzen aber waren diese Römerstraßen außerordentlich solide. Wo sie gut waren, lagen immerhin zwei bis drei übereinandergelegte Steinschichten, gut mit Mörtel und Kalk verbunden, auf einer dammartigen Unterlage, die Krone der Straße war leicht gewölbt, um den Abfluß des Wassers zu beschleunigen, die ganze Anlage so fest, daß sie noch lange nützlich sein konnte. Vielleicht nicht mehr als Großverkehrsstraße, aber dort, wo sie erhalten war, als bestes Verbindungsglied einzelner Landschaften mag die „Römerstraße“ noch lange eine Rolle gespielt haben. Wir dürfen annehmen, daß solche Straßen in der karolingischen und nachkarolingischen Zeit auch in Bayern noch verwendbar waren.

Auch die Verbindung nach Italien brach ja mit der Festsetzung der Bayern im östlichen Alpenraum nicht ab. Sie standen hier in dauernder Verbindung mit den Langobarden, wir wissen, wie einzelne Orte, etwa Bozen, in der Zeit der letzten Agilofinger zwischen Langobarden und Bayern im Besitz wechselten. Hier fand die bayrische Siedlung überall Anschluß an altbegangene Pfade. Die Flußtäler führten bequem herauf, und es blieb vielfach nur eine einzelne Paßregion zu überwinden, um aus dem Gebiete nördlich der Alpen nach Italien und umgekehrt zu gelangen.

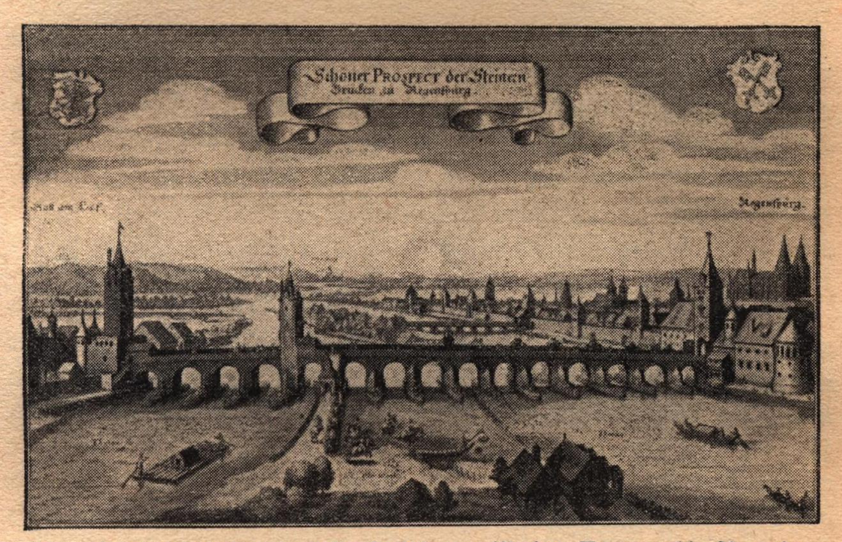
Auch hier konnte man dort weiterbauen, wo die Römer einst den Flußtälern praktisch folgend ihre Verbindungsstraßen gehabt hatten. Insonderheit waren es zwei Straßen, die aus dem bayrischen Raum gen Süden nach Italien führten und die als Handelswege den rodenden Bauern begleiteten. Sie beginnen beide bei Salzburg. Von Passau, von München auf der Rosenheimer Straße am Chiemsee vorbei, aber auch von Linz und aus den oberösterreichischen Landen mögen die Straßen sich in Salzburg gefunden haben. Von hier aus konnte man nun den Weg wählen. Entweder zog man über Werfen das Tal der Salzach hin, arbeitete sich dann über den schweren Katschberg, zog von hier auf Gmünd nach Spittal und nach Villach, und kam, die Strecke von Sachsenburg, einer karolingischen Zwangsansiedlung, bis Villach, dem lieblichen unteren Drautal folgend, an der Pforte zum nordöstlichen Italien durch das Kanaltal in Gemona an. Gemona

ist im frühen Mittellater deutsch und heißt Glumen. Hier ist uns ganz früh eine Fuhrmannsrott bezeugt. Über Glumen hat sich dann auch der Handel abgewickelt, der erst mit Aquileja, dann, als Aquileja verblaßte und verfiel, mit Venedig geführt wurde.

Wer es noch bequemer haben wollte, zog von Villach aus hinab gen Laibach und von Laibach aus, auf dem ebenfalls uralten Weg durch den Birnbaumer Wald nach Italien hinein. Dieser Weg war zugleich auch die äußerste Verbindung zu den südöstlichsten Wachstumsspitzen der bayrischen Siedlung und führte zu der im Mittelalter ja viel größeren Siedlung von Gottschee, die noch heute die Bedeutung der alten bayrischen Frachterzüge für den gesamten deutschen Raum widerspiegelt. An ihr haben neben Bayern auch Niederländer und Flamen teilgenommen. Es ist unwahrscheinlich, daß irgendeine der Siedlergruppen, die sich hier niederließ, auf einer anderen Straße als auf dem Wege von Salzburg über den Katschberg durch das Drautal gekommen sein sollte. Hier ist die Siedlung der Fuhrmannsstraße gefolgt, — vom Niederrhein bis nach Istrien.

Aber der Weg war weit und er führte auch nicht vorbei an Rauris und den „Goldnen Bergen“ um Gastein. Wer auf seiner Fahrt nach Italien noch Metall mitnehmen wollte, zog ungeachtet der größeren Schwierigkeiten besser den zweiten Weg, der von Salzburg nach Reichenhall führte und nun von dort aus vorbei an der Reiteralm und dem Steinernen Meer im Bogen Zell am See erreichte. Von hier ging es das Tal von Fusch herauf über Ferleiten und dann auf schwindelnden Saumpfaden über Heiligenblut vorbei am Massiv des Großglockners —. Über Döllach und Winklern im Mölltal senkte sich dann der Pfad bereits hinab gen Süden, erreichte das obere Drautal, zog bei Gailburg gen Süden ab, wo heute noch der Ort Mauthen an eine mittelalterliche Zollstelle erinnert, erreichte Timau, das noch heute deutschbewohnte Tischlwang, und stieß bei Venzone (damals Peischendorf) auf die andere Handelsstraße, die von Villach kam. Das sind die beiden großen alten Tauernstraßen. Sie stellen die Verbindung des bayrischen Siedlungsgebietes im Raume zwischen Isar und Enns mit Italien dar. Aber sie enden nicht in Bayern. Diese Straßen stoßen überall auf die Donau und an der Donau wiederum auf die beiden wichtigen Handelsplätze Regensburg und Passau. Regensburg

wird uns schon unter den Agilolfingern als Stadt bezeugt. Bischof Aribo schreibt, es sei unter der Regierung des Herzogs Theodo I. schon die Hauptstadt des Landes und der Sitz der Fürsten von Bayern gewesen, eine herrliche, von Quadern erbaute Stadt, eine Stadt, die man für unbezwinglich halte, prangend mit vielen Türmen, in einer gesegneten, von fruchtbaren Bergen begrenzten Landschaft gelegen,



Donaubrücke in Regensburg (Kupferstich aus Merian, Topographia Bavariae, 17. Jahrhundert)

in welch herrlicher Lage die Einwohner und die Bürger an allem, was zum Lebensunterhalt gehöre, reichen Überfluß hätten.

Regensburg wird uns vielfach als wichtiger Platz innerhalb Bayerns bezeugt. 739 ist dort ein bayrisches Konzil, die Stadt wird uns auch sonst als „civitas publica“ bezeugt und man wird hierunter einen öffentlichen Markt, eine Stadt mit Eigengerichtsbarkeit und Marktgerechtigkeit verstehen dürfen. Das ändert sich auch in der karolingischen Zeit nicht. Wir finden in Regensburg zur Zeit Kaiser Karls I. drei Quartiere, den königlichen Gau, den „lateinischen Gau“, d. h. den Besitz des Bischofs, und den „Kaufmannsgau“, der den größeren Teil der Stadt einnahm und wie Propst Arnold sagt:

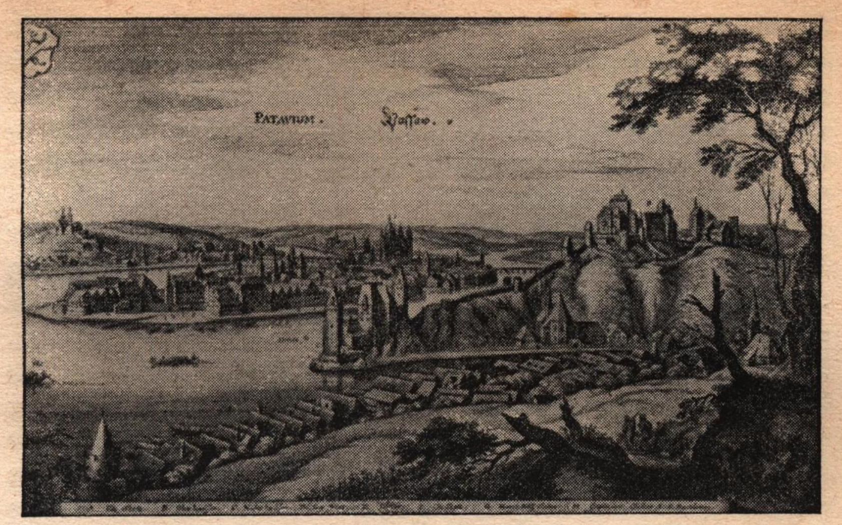
„Diese vielbesuchte Gegend wird von Kaufleuten bewohnt und ist an Schätzen sehr reich.“ Die günstigen Wasserverbindungen, über die Regensburg verfügt, dicht am Einfluß von Altmühl, Naab und Regen in die Donau, mögen schon damals den Gedanken einer Main-Donau-Verbindung nahegelegt haben. Kaiser Karl I. hat den Versuch gemacht, einen schiffbaren Kanal von der Altmühl in die Rednitz zu bauen.

Aus Karls Zeit hören wir auch zum ersten Male von den Handelsplätzen, die aus dem bayrischen Raum für den Auslandshandel zugelassen wurden. Untar ihnen stehen Regensburg und Lorch (im heutigen Oberösterreich) für Bayern voran. In diese beiden Handelsplätze wurden königliche Grafen gesetzt, die den Handel überwachen sollten, vor allem hier die Ausfuhr von Waffen zu den slawischen Völkern zu verhindern und dorthin abgehende Transporte von Waffen abzufangen hatten.

Aber an handelspolitischer Bedeutung wird doch Regensburg bald von Passau übertroffen. Passau liegt gerade an der Stelle, wo alle Handelszüge, die über Salzburg von Italien kamen, oder die von Salzburg und Hallein das wertvolle Bergsalz geholt hatten, im schönen Tal des Inn der Donau zuziehen konnten. Hier war die nächste Verbindung zwischen dem Schiffahrtsweg der Donau und allen Landwegen, die aus dem östlichen Italien über die Alpen nach Norden strebten. Und hier war zugleich auch die kürzeste Verbindung nach Böhmen.

Passau liegt an einem Kreuz von Handelsstraßen. Hier wird der Wasserweg der Donau und der Landweg, der ihrem Tal, wenn auch mit gewissen Umgehungen, folgt, der uralte Nibelungenweg, geschnitten von der großen Straße, die von Italien herauf nach Böhmen führt. Was immer aus dem oberdeutschen Raum südlich des Böhmer Waldes nach Osten strebt, muß über Passau gehen, was immer an Waren aus Italien nach Norden in die böhmischen und westslawischen Länder transportiert werden soll, hat den kürzesten Weg ebenfalls über Passau.

Alle anderen Wege sind länger. So blüht Passau früh auf. Vom frühen Mittelalter an bis in das Hochmittelalter war Passau der Kreuzungspunkt wohl des größten Weltstraßenkreuzweges, den das



Passau (Kupferstich aus Merian, Topographia Bavariae, 17. Jahrhundert)

Mittelalter überhaupt kannte. Zuerst einmal führte über Passau die alte Nibelungenstraße, die vom Oberrhein donauabwärts, hier und da damals noch versumpfte Niederungen geschickt umgehend, bei Passau ankam, und von dort aus über Linz, Ybbs, Krems nach Wien, von Wien auf das schlachtenberühmte Marchfeld nach Preßburg führte. In Preßburg gabelte sich die Straße. Der eine Weg ging weiter nach Süden zum Donauknie von Waitzen und nach Budapest. Es war der alte „Ungarnweg" und vielfach der Kreuzfahrerweg, soweit Kreuzzüge auf dem Landwege über Budapest, Belgrad, Konstantinopel nach Kleinasien gegangen sind.

Die anderen Gabelungen gingen hinauf in die heutige Slowakei, in die deutschen Bergstädte Kremnitz, Schemnitz, Leutschau und führte von dort wieder über den Jablunkapaß an die große alte Straße, die über Teschen in das schlesische Land nach Breslau und von dort auf die „Hohe Straße" nach Görlitz führte. Ein Seitenzweig wiederum ging zur polnischen Königsstadt Krakau.

Von hier aus sind auf dem Wege, den im ganzen Mittelalter die deutschen Kaufmannszüge gen Osten gezogen sind, und der in Kiew mündet, wahrscheinlich früh deutsche Händler, und zwar aller Wahr-

scheinlichkeit nach Bayern, bis in die Ukraine nach Kiew vorgedrungen. Aber diese Straße, die weit in die Ferne führte, war doch kaum für den Handel von Bedeutung. Es ist kennzeichnend, daß erst viel später mit der Erwerbung Schlesiens der deutsche Handel mit dem südöstlichen Rußland wirklich auflebte. Von Bayern aus war diese Entfernung kaum zu überwinden.

Von Bayern aber und wieder besonders von Passau wurde der Böhmenhandel in Angriff genommen. Und hier sehen wir nun ganz deutlich, wie Siedlung und Handelsstraßen sich verbinden. Der „Böhmerweg", der „Goldne Steig" war Passaus eigentliche Lebensader. Böhmen hatte damals keine eigenen Salzbergwerke. Passau dagegen hatte sich das Stapelrecht in Salz gesichert. Jeder Kaufmann, der Salz über Passau brachte, mußte dort einige Tage seine Ware zum Kauf ausstellen, über Salzburg und Hallein kamen terminmäßige Salztransporte, und die großen Salzhändler von Passau hatten das Recht der Verfrachtung und auch lange Zeit das alleinige Verkaufsrecht des Salzes. Noch heute erzählen in der alten Stadt verwitterte Paläste in jetzt bedeutungslosen Gäßchen von dem pelzverbrämten, geschmeidefunkelnden Reichtum der großen Passauer Salzherren.

Alt, klein und vergessen, wie ein armseliger Durchlaß liegt noch heute in einem Garten an der alten Wehrmauer der Ilzstadt das „Säumertor". Durch dieses Tor gingen im 11. bis 16. Jahrhundert die großen Handelszüge über den „Goldnen Steig" nach Böhmen. Auf breiten Holzsatteln wurde der „Sam" gepackt, eine Last von etwa drei Zentnern Salz, deutsche Rüstungen, Gewürze und italienische Waren. Bis zu 20 Saumpferden stark war ein solcher „Frächterzug". Wagen wurden wenig verwandt, denn der Weg war nicht gut fahrbar. Für jedes Tier mußte Zoll, die sogenannte „böhmische Maut" gezahlt werden. Über Berg und Tal lief steil der Weg aufwärts. Wo sumpfige Stellen überquert werden mußten, war ganz, wie auch einst in germanischer Zeit, ein Bohlenweg aus sogenannten Spicken, halbgespaltenen Baumstämmen, hergestellt. Das kleine Dorf „Salzweg", kurz hinter Passau, erinnert noch heute an die alte Straße. Von dort ging der „Böhmerweg" über Leoprechting und den Hutturm, der zur Bewachung und Sicherung der Straße vor Raubüberfällen gebaut war, geradenwegs los auf das Gebirge. Vielfach waren die Frächter,

Fuhrleute und Knechte in den Alpen daheim, — noch heute tragen die Dörfer links und rechts des alten „Goldnen Steig" in ihrer Bauart alpenländisches Gepräge. Bei Grainet führte der Weg hinein in das wilde, urwaldartige, fast unzugängliche Gebiet des bayrischen Waldes. Fester schlossen sich hier die Handelszüge zusammen; denn so sehr man auch auf beiden Seiten von Passau und von Böhmen aus acht gab, irgendein Haufe von Räubern, irgendein verarmter Ritter, der um nichts und wieder nichts, bloß um einen ehrlichen Grund zum Abfangen eines Handelszuges zu haben, der Stadt Passau Fehde ansagte, konnte hier in der Dunkelheit des Waldes leicht einen solchen „Säumerzug" wegnehmen.

Dieser alte Weg hier oben im hohen Walde, der alte „Goldne Steig" unseres Mittelalters, ist heute noch erkennbar. Bei Leopoldsreut rasteten die Saumtiere, bei Böhmisch-Röhren warteten Tränkröhren auf die erschöpften Lasttiere. Und dann ging es bereits abwärts über die Moldau, die hier noch ein ganz winziges Gebirgsflüßlein ist, nach Prachatitz.

Wallern war der letzte Haltepunkt vor Prachatitz. Die Ortschaft ist noch heute erhalten, ein Städtchen der Handwerker und der Bauern, — und wirkt völlig wie ein Hochgebirgsdorf in den Alpen. Stall- und Felderwirtschaft, Familiennamen, Hausgerät, — alles genau wie in Berchtesgaden. Hier zeigt sich, daß dieser ganze Frachtfahrerbetrieb nach Böhmen eine rein bayrische Angelegenheit war. Innerhalb von drei Tagen kam dann von Wallern die Saumfahrerfahrt nach Prachatitz. In der Salzhalle mußte jeder Säumer abladen, denn die Stadt Prachatitz (eine rein deutsche Stadt im Mittelalter, — erst im vorigen Jahr ist ihr trotz deutscher Mehrheit eine tschechische Verwaltung aufgezwungen), hatte im Mittelalter allein das Recht, Salz von Passau zu kaufen. Bis 10 Uhr abends mußten die Salzfahrer in der Stadt sein, — darum läutet noch heute, abends um 10 Uhr, die alte „Säumerglocke", die die Salzfahrer nach Prachatitz ruft. Hier lagerten sie ihr Salz in der Salzhalle, und nur, wenn die Bürger von Prachatitz es nicht kaufen wollten, konnten sie damit weiter Handel treiben. Aber dies ist wohl niemals vorgekommen, denn das alte Prachatitz war stolz auf seinen Salzhandel und versorgte ganz Böhmen, Mähren und Teile von Schlesien mit Salz. Wie drüben in

Passau, so stehen auch hier in der alten Stadt, die heute ein stilles Ackerbürgerstädtchen ist, herrliche mittelalterliche Patrizierhäuser, Türme und Tore und ein vornehmes Rathaus, und während die Passauer Saumfahrer wieder umkehrten und aus Prachatitz böhmische Ware, den hochgeschätzten böhmischen Hopfen zur Bierbereitung, Pelzwerk, Federn und oft genug die Taschen voll klingender böhmischer silberner Groschen heimbrachten, luden nun ihrerseits die Kaufleute von Prachatitz die schweren Planwagen voll Salz und italienische Ware, zogen sich zur größeren Sicherheit das Kettenhemd unter den buntgestickten Rock, legten eine gute Waffe handlich neben den Fahrersitz und trieben ihre schweren Gäule nach Osten, hinein in die fruchtbare Moldauebene zum „Goldnen Prag“, wo die Kaufleute aus Breslau, aus Krakau, aus Lemberg und vom großen Umschlagplatz Teschen ihre Waren zu Markte brachten.

Als „via Prachatitz“ wird dieser Weg 1088 im bischöflichen Archiv von Passau erwähnt. Er blieb der Hauptweg der Handelsverbindung zwischen dem bayrischen und böhmischen Raum, auch als später (immerhin erst 1366) Bergreichenstein, später Winterberg, Schüttenhofen und Klattau das Recht des böhmischen Salzkaufes erwarben. Erst im Dreißigjährigen Kriege ist durch das Räuberunwesen der herrlichen alten Straße ein Ende gesetzt. Der letzte, der den „Goldnen Steig“ durch Verbesserung und teilweise Umleitung entwickeln wollte, — war Albrecht von Waldstein, genannt Wallenstein, der aus einer jener zahlreichen bayrischen Ritterfamilien stammt, die im 11. und 12. Jahrhundert nach Böhmen gingen.

Weniger Bedeutung hatte stets die andere Handelsstraße, die von Linz nach Budweis über Eule nach Prag führte. Immerhin brachte sie Eisenerz aus der Gegend von Bruck, Leoben und Steyr nach Linz und holte aus Eule, der alten Goldgräberstadt, auch einer deutschen Bergmannsgründung, wohl der ältesten in der Gegend Böhmens, das geschätzte Gold.

Noch weiter östlich ging, die Zufuhren aus Ungarn aufnehmend, die Frächterstraße von Wien über Znaim nach Mähren hinein in das höchst wichtige Silberbergwerksgebiet von Iglau, Deutsch-Brod und vor allem Kuttenberg (das erst in den Hussitenkriegen seiner deutschen Bevölkerung beraubt wurde).

Es waren so drei Handelsstraßen aus dem eigentlich bayrischen Raum, die konzentrisch auf das „Goldne Prag“ zuliefen. Der „Goldne Steig“ von Passau, der Moldauweg über Budweis und die Wiener Straße über Znaim—Kuttenberg.

Und hier ist nun wieder kennzeichnend, in wie enger Beziehung bäuerliche Siedlung und Saumhalterei im ganzen bayrischen Gebiet steht. Jeder Bauer am „Goldnen Steig“ war saumberechtigt, — ja, es gab sogar eine Art Versicherung. Hatte er seinen „Roßzoll“ bezahlt, so bekam er ein am Tage gefallenes Pferd ersetzt. Genau die gleiche Frächterberechtigung findet sich aber bei den Bauern an der Straße von Linz nach Budweis. Wenn im bayrischen Volksleben der „Posthalter“ bis heute hin eine auffällig große Rolle spielt, — in einem ordentlichen Volksstück muß am Ende das brave Mad'l einen Posthalter heiraten, den der ist viel angesehener als ein „Biamter“, — so geht dies auf die alte Freude des bayrischen Bauern an der Rossehaltung und am Frächtergewerbe zurück.

Links und rechts der alten Frachtstraßen liegt so auch ausgedehntes deutsches Rodungs- und Siedlungsgebiet. Das ganze Gebiet zwischen dem „Goldnen Steig“ und dem alten Weg von Linz über Budweis ist bis nach Frauenberg, ja mit deutschen Vorposten bis Moldauthein deutsch besiedelt. Hier unten liegt am Planskerwald das Gebiet der großen Ritterfamilien der Witigonen von Krumau, der Rosenberger auf Rosenberg, dann der Neuhauser, eines Seitenzweiges der Witigonen, auf Neuhaus, num schon jenseits der Luschnitz. Die Namen zeigen den betont bayrischen Charakter, entweder heißen die Dörfer geradezu „Bairach“ oder „Baierschlag“ oder sie enden auf „reuth, oder „reith“, entsprechend zahlreichen Dorfanlagen im bayrischen Rodungsgebiet, oder es findet sich auch im Mühlviertel und von dort nach Böhmen hinüberreichend eine Anzahl von Ortsnamen auf „schlag“, wie Kirchschlag, Großschlag, Marchschlag, Reiterschlag u. a. m. Budweis entsteht also als eine durchaus deutsche Stadt, — und bleibt es bis zur modernsten Zeit, so daß der tschechische Bürgermeister selbst 1924 erklärte, „es sei nicht eine flüchtig germanisierte Stadt, sondern eine alte deutsche Siedlung, die Stück für Stück hätte erobert werden müssen“.

Dieses Gebiet des Mühlviertels und seiner angrenzenden Bezirke

zwischen den beiden Handelsstraßen mit seinen planmäßig angelegten Siedlungen nicht nur den zahlreichen Kirchorten, sondern auch den auffälligen weilerartigen kleinen Orten, trägt eine bayrische Siedlungsform. Auch der Einödhof findet sich hier wieder in den Namen Ennsödt, Hötleinsödt und anderen wieder. Bei dieser Siedlung steht grundherrliche, klösterliche und freie Siedlung nebeneinander; dabei dürfen vorkommende tschechische Namen nicht in jedem Falle als ein Zeichen vorhandener tschechischer Siedlung angesehen werden; auch die Bayern sind auf dem Gebiete der Ortsnamengebung kaum phantasiereicher gewesen als die anderen Deutschen und haben, — wie sie es schon mit den römischen Siedlungen taten, — fremde Flurnamen sich einfach mundgerecht gemacht und weiter entwickelt.

Die Volkskunde zeigt uns zugleich, wie ein völlig einheitliches Gebiet bayrischer Brauchtümer, Holzbauformen, Einrichtungsgegenstände und vor allem landwirtschaftlicher Geräte auf der ganzen südlichen Front Böhmens und Mährens dort eindringt, — ja vorübergehend sogar die Brücke nach Schlesien hinüberfindet, das durch Mähren erreicht wird. Hier allerdings stößt die bayrische Siedlung des deutschen Mittelalters auf den Strom der fränkisch-neusächsischen Wanderung und wird von ihr mitgerissen. Die Geschichte Böhmens, seines Deutschtums und seiner Kultur aber ist durch die Einwirkung des bayrischen Stammes von Südosten und Süden her in kaum geringerem Maße bestimmt, als durch die fränkisch-neusächsisch-schlesischen deutschen Gruppen, die die nördlichen Gebirgszüge Böhmens aufschlossen. Das alte Markomannenland blieb eben doch im Griffbereich der bayrischen Siedlung. Es war nie ganz aufgegeben.

Eine geringere Bedeutung hat stets der Handel aus der Steiermark und Kärnten nach Südosten gehabt. Überall dort, wo im Mittelalter die konfessionelle Kulturscheide zwischen römisch-katholischer und griechisch-orthodoxer Kirche liegt, gab es wohl Handelsausdehnung, aber keine Siedlung mehr. Während die slowenischen Gebiete sich mit deutschen Städten und deutschen Dörfern füllten, bot doch Kroatien zu wenig, um den Handel anzulocken und war national schon allzusehr geschlossen, um die Einschiebung deutscher Siedlergruppen in größerem Umfange zuzulassen. Hier unten läuft die bayrische Siedlung aus.

Auch die Handelsstraßen vermeiden es, etwa von den deutschen Städten des Drau- und Sautales, nach Südosten ihre Züge zu lenken. Etwa eine Straße im Tal der Sau über Steinbrück, Rann nach Agram und von dort über Brod und Mitrowica nach Belgrad kommt nicht mehr zustande. Die Verbindung mit „Griechisch-Weißenburg", wie Belgrad im Mittelalter heißt, erfolgt über Budapest. Dagegen hat die deutsche Handelsstraße von Wien nach Budapest unendlich viel deutsches Kulturgut nach Ungarn gebracht. Das frühmittelalter-alterliche Ungarn nimmt zwar deutsche Bauern kaum auf, wenn man von den wohl auf karolingische, nur vorübergehend von den Madjaren unterworfene Siedler der Heanzengebietes des Burgenlandes absehen will, aber dafür entstehen fast alle ungarischen Städte mit deutschem Bürgertum, — und dieses Bürgertum ist stammesmäßig bayrisch. Es ist so bayrisch, daß der italienische Kaufmann im Ungarisch des Mittelalters als „balis" bezeichnet wird, — das ist auf gut bayrisch der „Wallische", der Welsche. Die ganze Fachsprache des Handwerkes in Ungarn erfüllt sich mit solchen bayrischen Ausdrücken, wenn noch heute der Handwerksmeister auf madjarisch „fejron" abends gebietet, so wird es ihm kaum gegenwärtig sein, daß es sich hier um das gut bayrische „Feiroabend" handelt. So kommt es auch, daß bei Beginn der Lichtarbeit im Handwerk, wo „nach Zunftgebrauch und Gewohnheit" der deutsche Handwerker auch in Bayern seinen Gesellen das „Lichtbratl" gab, auch der madjarische Handwerker bis heute den Gebrauch des „likpradli" erhalten hat, mit der „bindasz", der Bindaxt arbeitet, der „pék" in Ungarn der bayrische „Bäck" ist, der Schneider mit dem „Biglajz" arbeitet, das beinah wie eine wirkliche lautmäßige Schreibung des „Bieg'leisen" anmutet. Selbst ein alter bayrischer Kampfruf aus dem Mittelalter, den wir sehr gut kennen und der bei uns verlorengegangen ist, hat sich in der madjarischen Sprache erhalten. Wenn eine madjarische Volksmenge erregt ist, und jemand hinaus haben will, so ruft sie noch heute „abcug!", — das ist das altbayrische „Abzug!", mit dem Gesellen, die gegen Handwerksbrauch und Gewohnheit sich vergangen hatten, aus der Trinkstube hinausgetrieben wurden.

Bei einer Untersuchung der madjarischen wie der slowenischen Sprache auf Einschläge des bayrischen Dialektes würde man wahr-

scheinlich noch sehr viel mehr solche mittelalterlichen Einwirkungen feststellen können.

Es müßte auch einmal untersucht werden, wieweit solche Ausdrücke als Folge der alten Frächteverbindungen und Siedlungen sich noch im istrischen Italienisch und im Friaulischen finden. Gewiß hat Istrien seit 995 nicht mehr zu Bayern gehört, — aber das bedeutet nicht ein Fehlen bayrischer Ansiedlung in diesem Gebiet und die alte Fuhrmannsstraße über den Birnbaumer Wald hat auch hier mancherlei Abzweigungen gehabt. Dabei sollte man die Rolle der Bayern als Eigenproduzenten nicht überschätzen, jedenfalls soweit es sich um handwerkliche Erzeugnisse gehandelt hat. Bayern war berühmt wegen seiner Schweine, — was noch Martin Luther zu der groben Bemerkung veranlaßte, die größten Säue von ganz Bayern seien an der Universität von Ingolstadt zusammengezogen —, außerdem durch seine Getreideproduktion, durch sein Vieh und durch sein Salz. Seine Waren hatte es im allgemeinen nicht abzugeben. Aber gerade die landwirtschaftliche Produktion war nicht ohne Bedeutung für die Handelsstraßen. Der ganze Erzbau in den Tauern war nicht in der Lage, seine zahlreichen Bergknappen zu halten, wenn nicht Nahrungsmittel aus anderen Gebieten eingeführt wurden. Salzburg und Steiermark waren im Mittelalter ausgesprochene landwirtschaftliche Zuschußgebiete. Hier war es der bayrische Bauer, der die Bergleute von Gastein, Rottenmann, Schladming, Rauris, Steyr versorgte. Und hier sieht man plötzlich, welche durchaus reale Hintergründe der große Handel über die Alpen und Tauern hatte. Das bayrische Vorland versorgte die Alpentäler mit Korn und wurde mit Metall bezahlt.

Im hohen Mittelalter aber können wir feststellen, daß dieser bayrische Getreidehandel sogar die Alpen überschreitet. Es ist nicht nur so, daß der Frächter Korn in die Bergwerksgebiete mitnimmt, es dort gegen Metall austauscht, das Metall nach Aquileja und Venedig transportiert, — wir hören vielmehr 1533 und 1558, daß bayrisches Korn direkt nach Venedig geschafft wurde.

Böhmenhandel und Ungarnhandel haben in der bayrischen Siedlungsgeschichte immer eine entscheidende Rolle gespielt. Nach Westen und Norden des Stammesgebietes lag die Grenze fest; hier folgte

kein Handelszug einer vorwärtsdrängenden Siedlung. Nur der Italienhandel, in der Landnahmezeit wohl wenig vorhanden, in der karolingischen Zeit aber schon deutlich spürbar, hat dann den Ungarn- und Böhmenhandel wohl übertroffen und ergänzt. Waren, die aus Italien kamen, wurden nach Böhmen weitergeliefert, böhmische Waren gingen zum Teil wieder nach Italien durch Vermittlung von Passau. Erst als die staatliche Zerrissenheit und die Masse der Mauthen, Zollstätten und sonstigen Plackereien den Italienhandel lähmten — und das geschah eigentlich erst im ausgehenden 17. Jahrhundert —, als durch den Dreißigjährigen Krieg der Böhmenhandel verfällt, sinkt auch das ganze bayrische Land handelspolitisch zurück.

Aber schon sehr früh finden wir in der ersten großen Urkunde über den bayrischen Handel, der Zollordnung von 906 n. Chr., welche Bedeutung der Böhmenhandel gehabt hat. Sie betrifft in erster Linie den Zoll in Passau, und schon sie läßt erkennen, welche Rolle der Salzhandel spielte und wie man sich bemühte, die „Böhmen" und die damals noch vorhandenen „Mainwenden" an die Handelsstraße heranzuziehen. Wir geben hier nur einige ihrer Bestimmungen, wie sie Aventin uns erhalten hat — wobei man darauf verweisen darf, daß offenbar schon damals die Juden nicht gern gesehen waren, man ihnen Befreiung von Zöllen nicht zugestand. Zollhinterziehung wurde schon damals hart bestraft: „Die Ware, die nicht angegeben wird, und jedes Schiff, daß die Mauth überfährt, fällt dem Fiskus anheim... Ein freier Mann, der die Mauth verfährt, verliert seine Waren und das Schiff, ein Knecht oder Leibeigener wird verstrickt, bis sein Herr kommt.

Ein Oberländer Schiff zahlt, wenn es den Passauer Wald passiert hat, und zu Rodorf, oder sonsten des Handels wegen anlandet, einen kleinen fränkischen Scudo, zu Linz zahlt es einen Scheffel Salz. Wenn es seine Gebühr entrichtet hat, kann es, soweit es will, bis an den Böhmerwald handeln. Leibeigene, Slawen und Knechte zahlen an dieser Mautstatt nichts. Die bayrischen Untertanen, die Salz führen, sind frei. Die Bayern und Slawen, die auf Ochsen, Pferden und Saumtieren Lebensmittel holen, zahlen nichts. — Aus dem Traungau und aus Bayern gehen die Schiffe ohne Abgabe durch. Die Saum- und Lastwagen, die auf der Straße die Enns

passieren, geben einen Scheffel. — Die Wenden, welche aus Böhmen kommen, zahlen von einem Saum Wachs oder gedörrten Weintrauben einen kleinen Scudo, von einem Leibeigenen und von einem Roß, einen dicken Pfennig, deren zwölf einen Solidum oder Scudo geben. — Die Wenden, die in Bayern wohnen, zahlen nichts, sie mögen kaufen oder verkaufen. Die Salzschiffe, wenn sie über den Wald hinauskommen, zahlen bei Ebersberg an der Traun, die nach Mähren fahren, zahlen einen Schilling. — Juden, welche Handelschaft treiben, sie mögen kommen, woher sie wollen, zahlen überall von Waren und Knechten die gebührende Maut."

976 n. Chr. bekamen die Bürger von Passau von Otto II. die Freiheit von allen Zöllen auf Flüssen und Strömen Deutschlands, 996 erhielten die bayrischen Bischöfe, und damit auch der Bischof von Passau, das Recht, Märkte anzulegen und Münzen zu schlagen, — Nürnberg, später so bedeutsam für die deutsche Wirtschaft, wird noch etwa bis 1100 von Regensburg und Passau weit übertroffen. Aber auch München selbst ist nicht ohne den Handel zu verstehen. Als Heinrich der Löwe die Stadt gründet, ist es auch hier eine Brücke, eine Münz- und Zollstätte und eine Salzniederlage, die die Grundlage abgeben. Es ist also eine ausgesprochen starke Bedeutung, die der Frächtenverkehr für das bayrische Land jener Zeit gehabt hat und wenn wir in der Lebensbeschreibung des Schotten Marianus finden, daß der Abt Mauritius von St. Jakob nach Kiew gefahren und von dort mit Regensburger Kaufleuten zurückgekehrt sei, wenn wir Passauer Händler in Serbien finden, und die Frächter bis zur äußersten südlichen Grenze des ungarischen Reiches ziehen, so ist damit mindestens das Ausstrahlungsgebiet des bayrischen Saumfahrers, der dem siedelnden Bauern voraufzieht, für das 11., 12. und 13. Jahrhundert bestimmt.

Der bayrische Bauernhof des Mittelalters

Mit dem Siedlungsbild des Landes erhielt gleichzeitig auch der einzelne Bauernhof die Grundlagen, auf denen er sich im wesentlichen bis heute entwickeln sollte. Das schließt nicht aus, daß der Bauernhof auch seit der Stabilisierung des deutschen Siedlungsvorganges mannigfache Veränderungen erlebt hat: alte Kulturpflanzen wurden aufgegeben, neue wurden aufgenommen; die Viehrassen veränderten sich bis zur Unvergleichbarkeit: trotzdem hat keine dieser Veränderungen vermocht, das Gleichgewicht der Siedlung auf dem bayrischen Stammesboden über den Haufen zu werfen. Das bedeutet: das Siedlungsbild war der brauchbare Rahmen, in welchem sich der einzelne Bauernhof langsam und durch vielerlei Widerstände gehemmt, entwickeln konnte; und der einzelne Bauernhof gab den Rahmen, in welchem sich das Verhältnis der Kulturarten zueinander gleichsinnig, d. h. ohne Brüche, entwickeln konnte. Der Aufbau war also ein allseitiger, der nicht durch überstarke Entwicklung irgendeines von außen bestimmten Betriebszweiges gestört wurde. Das Städtewachstum und die Entwicklung der Verkehrswirtschaft ging so stetig vor sich, daß die Bauernschaft mit ihrer Erzeugung für die neuentstehenden Märkte Schritt halten konnte, ohne ihre abgerundete hauswirtschaftliche Grundlage zu gefährden.

Es ist leicht erklärlich, daß diese stille, alles andre als technisch-revolutionäre Entwicklung der Jahrhunderte oft verkannt worden ist. Man hat tatsächlich den Übergang von den vorhergegangenen Stufen des Ackerbaues der Landnahmezeit zur Dreifelderwirtschaft dörflicher Gewannfluren in die Karolingerzeit verlegen wollen und dem folgenden Jahrtausend bis zum Entstehen der „rationellen"

Landwirtschaft kaum eine Entwicklung zugestanden. In Wirklichkeit entsteht gerade im Mittelalter etwas wie eine deutsche Landwirtschaft, die sich auf die neuentstandenen Siedlungsformen der Stadt, der Verwaltungs-, Wehr- und Gewerbesiedlung einzuspielen beginnt. Wenn dem Bauernhof der Frühzeit notwendig etwas vom Versuch, vom „Kolonialen“ anhaftete, so ist alles Tasten nach der „richtigen“ Betriebsform schon während der Rodungszeit überwunden: man wußte, wie man sich einzurichten hatte. Für das Verhältnis zwischen Viehstand, Acker- und Wiesenfläche mit allen seinen Auswirkungen hinsichtlich der Düngung, besaß schon die Karolingerzeit ganz bestimmte Schlüssel, die im Grundplan des landesüblichen Hofs immer wiederkehren. Die Vorstellung des landesüblichen Hofs liegt dann den Neugründungen der Ausbau- und Rodungszeit zugrunde, genau so wie die Vorstellung eines heutigen deutschen Erbhofs unserem heutigen Siedlungsverfahren.

Die heutige deutsche Betriebswirtschaft sieht mit Recht den bestehenden Bauernhof als eine gewachsene, d. h. nicht rational aus ihren Bestandteilen zusammengebaute Einheit. Dies gilt auch schon für den Bauernhof des Mittelalters, während es für den Hof der Landnahmezeit und der darauf folgenden Frühzeit in dieser Bedeutung offenbar nicht gelten kann. Und in diesem Ergebnis des Dreivierteljahrtausends von der Landnahme bis zur endgültigen Festigung der Dorf- und Hoffluren liegt eine ungeheure Arbeit beschlossen. Es bedeutet nichts anderes, als daß der Begriff des gewachsenen, landesüblichen Hofs nun „selbstverständlich“ geworden ist!

Die Arbeit des bayrischen Bauern hat sich nur zur Hälfte im Rahmen der Dreifelderwirtschaft vollzogen, die man — mit einer gewissen Verallgemeinerung — als typisch für die Landwirtschaft bis zur Bauernbefreiung ansieht. Die Dreifelderwirtschaft in ihrem umfassenden Sinn beschränkte sich notwendig auf die Gewannfluren der Dörfer und enthielt alle jene Bindungen, welche aus den Gewannen einheitliche Schläge machten: Flurzwang, Wegerecht und Weiderecht. Bestellungsbeginn, Ernte- und Weidebeginn wurden durch den sog. Bautaiding gemeinschaftlich bestimmt. Die Entstehung dieser Gewannflur und das Ertragen ihrer starken Bin-

dungen ist wieder leicht erklärlich, wenn wir daran zurückdenken, daß der Nachbar in den Ursiedlungen zugleich ein Blutsverwandter war! Praktisch gesehen hat also der einzelne Stammhof der Landnahmezeit einen ersten Acker, der zugleich der Kern des ersten Gewanns ist; und das ausgebildete erste Gewann ist der Ackeranteil eines Vaters mit seinen verheirateten selbständigen Söhnen. Das erste Bautaiding ist dementsprechend die Anweisung des Vaters, dann des Sippenhauptes. Je mehr sich durch die Vergrößerung der Dörfer und die Ausweitung der Gewanne die Unmittelbarkeit der Verwandtschaft verwässerte, um so mehr mußte die frühere Anweisung durch überlieferte Regeln, eben die späteren Taidinge, ersetzt werden. Die Gewannwirtschaft überbrückte also das langsame Absterben der Markgenossenschaft dadurch, daß es den früher zwingenden Rahmen des Sippenbegriffs in einen ebenso zwingenden der bäuerlichen Arbeit umgestaltete.

Wir erkennen also in der „Dreifelderwirtschaft" als Gewannwirtschaft das Kunstwerk einer Flurverfassung, die durchdacht genug war, um die Bevölkerungsentwicklung eines Jahrtausends deutscher Geschichte dehnbar auszuhalten. Noch heute sind die Gewanne in manchen Dorffluren des bayrisch-österreichischen Hügellandes vielfach erkennbar, wenn nicht noch ganz erhalten. Ihre endgültige Auflösung in Blockfluren erfolgt dort erst mit der Flurbereinigung, welche damit den letzten Rest des Bautaidings, d. h. des örtlichen gemeinverbindlichen Anbauplanes, zum Verschwinden bringt. Erst damit wird der Bauer der ehemaligen Gewanne als voll selbständiger Wirt in dem größeren, ebenso gemeinverbindlichen Anbauplan des Deutschen Reichs eingesetzt.

Wir haben keine Beweise dafür, wenn wir den Anfang der Gewannwirtschaft als eine durchdachte Überlieferung bezeichnen — aber es wäre unsinnig, sie als das Zufallsversuchsergebnis aus dem Zeitraum nur weniger Geschlechterfolgen nach der Landnahme zu betrachten. Gerade der Umstand, daß man die —ing-Siedlungen von vornherein als Sippensiedlungen und nicht als ursprüngliche Einzelhofsiedlungen betrachtet hat, spricht für die Kürze des Zeitraums, der zur Ausbildung der Gewannwirtschaft zur Verfügung stand! Man

darf annehmen, daß auch die Vorstellung dieser Flurverfassung von den Bayern noch aus Zeiten vor der Landnahme mitgebracht wurde.

Die Dreifelderfruchtfolge: Wintergetreide, Sommergetreide, Brache, ist als solche ganz davon unabhängig, ob sie in einer Gewannflur oder in einer Blockflur angewandt wird (siehe u. a. Becker-Dillingen, a. a. O. S. 632—684), denn sie hat ebenso wie in den Dörfern auch in den Einzelhoffluren den Ackerbau der eigentlichen Getreidebaugebiete bestimmt.

Der Ackerbau hat aber nur auf einem Teil des bayrischen Stammesbodens den Aufbau des Bauernhofs bestimmt, in viel größerem Umfang die Viehzucht. In allen Gebieten mit starken Niederschlägen und dementsprechend üppiger Graswüchsigkeit wird die Dreifelderwirtschaft durch die Egartenwirtschaft ersetzt. Reine Weidewirtschaft ohne Ackerbau gab es im Mittelalter auch im deutschen Alpenland nicht. Der Getreidebau wurde, wenn auch nur in einem für die eigene Brotversorgung nötigsten Maß, bis in die höchsten Höhen um 2000 Meter beibehalten; die steilen, unregelmäßigen Felder an den Südhängen können auch heute noch nur mehr im Hackbau, nicht mehr mit dem Pflug bearbeitet werden. Die äußerste Ungunst der Umwelt hat dadurch jene Stufe des Ackerbaues erhalten, die noch vor der Erfindung des Pflugbaues liegt! Zwischen dem Bergbauern, der sein Gerstenfeld hackt, und seinem Nachbarn, der mit dem Leitenpflug ackert, liegen in diesem Augenblick mehrere Jahrtausende! Soweit heute reine Weidewirtschaften vorhanden sind, sind sie ein Ergebnis neuerer Verkehrswirtschaft, welche die Höfe von der eigenen Brotgetreiderzeugung unabhängig machte und auf den Zukauf verwies.

Während die Gewannwirtschaft einen starren Rahmen für den Anteil des Ackers am Gesamtland vorschrieb, war es der große Vorteil der Egartenwirtschaft, daß in ihr dem Ackerbau ein beliebiger Anteil zugewiesen werden konnte. Sie war dementsprechend den Blockfluren der Einzelhöfe und Weiler vorbehalten und trug dazu bei, deren wirtschaftliche Selbständigkeit zu verstärken. Man stelle sich nur die Folgewirkungen dieser Elastizität für die Zehenterhebung vor: die Einhebung des Getreidezehents war aus der Gewannflur sehr

leicht, während sie aus einer Einzelhofflur mit Egartenwirtschaft erheblich schwieriger war.

Die Egartenwirtschaft, wie sie in den Alpen- und Alpenvorländern noch rein erhalten ist, war die Mutter der Dreifelderwirtschaft. Nur wird sie in dieser Eigenschaft als Urwechselwirtschaft bezeichnet und hat sich auf den mageren Schotterebenen der bayrischen Hochebene auf den Außenschlägen bis in unsere Tage erhalten. (Eckel, a. a. O. S. 21.) Ihre Zeugen sind die Hochäcker. Man muß sich also hüten, irgendeine Form des Landbaues als „mittelalterlich" zu bezeichnen: kaum anderswo berühren sich Uraltes und Neues so eng wie in der Landwirtschaft.

Uralt ist die Wurzel des deutschen Bauernhofs: die — mehr oder weniger geschlossene Hauswirtschaft; und wenn irgendwo, sieht man in ihrer allmählichen Verflechtung in eine werdende Volkswirtschaft eine folgerichtige Entwicklung, die von der Landnahme bis heute führt. Im Rahmen des Römischen Reichs war der heutige bayrische Stammesboden in eine vielfältige Marktwirtschaft einbezogen gewesen: er lieferte Pferde, Schlachtvieh, Häute, Butter und Käse, Wolle und Leinen an die volkreichen Märkte südlich der Alpen. Mit dem Zusammenbruch der antiken „Welt"-Wirtschaft schrumpfte die Überschußerzeugung dieser Gebiete teils deswegen zusammen, weil die Märkte zerfielen, teils weil die keltoromanische Restbevölkerung nicht mehr in der Lage war, Überschuß abzugeben. Die bayrische Landnahme erfolgte also auf der Grundlage einer selbstversorgenden Bauernschaft, was das Siedlungsbild noch heute verrät: bei der Wahl der Standorte hat die Verkehrlage so gut wie überhaupt keine Rolle gespielt! Der Grundsatz möglichster Selbstversorgung ist länger in Kraft geblieben als vielfach angenommen wird. Noch 1896 stellt die Monographie eines oberbayrischen Bauerndorfes fest: „Die Hauptnahrung der einzelnen Familien besteht aus dem, was das Gut selbst bietet. Es gilt der Grundsatz: keine Produktion für den Markt, sondern nur für den eigenen Bedarf!" (Schweyer, a. a. O.)

Diesem Grundsatz entspricht jener andere, der den frühmittelalterlichen Grundstücksverkehr beherrschte: „Kein Verkauf, es sei denn aus Not!"

Auf der hauswirtschaftlichen Grundlage baut sich der bayrische Bauernhof auf: ihr dienten ausnahmslos alle die Anbauarten und Zuchten, die seine Vielfältigkeit ausmachen: Weizen, Spelz, Vesen, Roggen, Gerste und Hafer, Hirse („Brein") und Buchweizen („Haiden"), Lein und Hanf, Mohn, Raps, Spörgel, Kraut, Runkeln, Weiße Rüben, ja selbst der Hopfen. Keine dieser Kulturarten ist für den Markt aufgenommen worden, so sehr man dies z. B. für den Hopfen nach seiner jetzigen Bedeutung als Handelspflanze annehmen könnte. Denn auch das Bierbrauen war bis in das hohe Mittelalter überall eine Angelegenheit der Hauswirtschaft: der gemeindliche Braukessel wurde entweder ausgeliehen oder ein gemeindliches Brauhaus von den einzelnen Höfen benutzt. Erst aus diesen — ursprünglich genossenschaftlichen — Brauhäusern hat sich die spätere grundherrliche Brauerei entwickelt. Der Hopfenbau hat sich später, als er von einem Bestandteil der Hauswirtschaft zu einer Handelspflanze wurde, aus dem Verband des landesüblichen Hofs gelöst und sich auf einige ihm besonders zusagende Standorte zurückgezogen. So zog sich der Hopfenbau aus dem Bayrischen Wald zuerst in die Donauebene, dann von dieser noch weiter gegen die Hallertau zurück, die als einziges altbayrisches Hopfenbaugebiet übriggeblieben ist. Der Weinbau hat eine ähnliche Entwicklung genommen wie der Hopfenbau: seit der Zusammenstellung von Reindl, „Die ehemaligen Weinkulturen in Südbayern", ist es bekannter geworden, daß Bayern sich im früheren Mittelalter anschickte, ein Weinland zu werden: 1554 wurde in Landshut an der Isar das „Landshuter Faß" gebaut, das 1300 Eimer Wein aus der Umgebung faßte und nur dem Heidelberger Faß nachstand. Aber auch der Wein war kein eigentliches Zubehör des Bauernhofes, und so zog er sich langsam aus den rauhen Lagen Altbayerns in das Donautal und an den Ost- und Südrand der Alpen zurück, sobald die sich entwickelnde Verkehrswirtschaft das Ansehen dieser altbayrischen Weinlagen erschütterte.

Dieser Vorgang ist, wie so mancher spätere, für die innere Entwicklung des deutschen Bauernhofs kennzeichnend: *jeder Zweig des deutschen Bauernhofs ist in dem Augenblick gefährdet, in welchem er aus der Verflechtung der Haus- und Hofwirtschaft herausgelöst wird, in welcher er entstanden*



Bauernarbeit im 9. Jahrhundert (Monatsbilder in einer aus Salzburg stammenden astronomischen Handschrift)

ist! In diesem Augenblick wird der betreffende Zweig den Auswirkungen von Einflüssen unterworfen, die außerhalb der Höfe stehen. Der spätere Anbau mancher neuer Kulturpflanzen ist voll von Beispielen für deren ganz andere Stellung: z. B. die Konzentration des Zuckerrübenanbaues um die verarbeitenden Werke mit Rücksicht auf Böden und Frachtlage; oder die Konzentration des Tabakanbaues aus rein fiskalischen Gründen auf bestimmte Gebiete usw.

Anderseits ist es für die Erfordernisse einer späteren Volkswirtschaft von größtem Vorteil, wenn gewisse Kulturarten, deren Ausbildung nötig wird, noch im landesüblichen Bauernhof lebendig sind — wenn auch im Umfang nur auf deren eigene Hauswirtschaft zugeschnitten. Denn alle solchen Gebiete werden viel freudiger und schneller auf jede Förderungsmaßnahme antworten als jene, wo mit dem Anteil an der Hauswirtschaft auch die letzte Erinnerung an die betreffende Kulturart untergegangen ist. Wir nennen als Beispiel den bäuerlichen Mohnbau, aus dem noch heute gegendenweise das Öl für den eigenen Haushalt im Lohn geschlagen wird; oder die Schafhaltung, aus der heute noch die Wolle für die Tracht gewonnen wird, oder den Flachsbau, von dessen Leinenvorräten nun schon zwei bis drei Geschlechter zehren. Alles das ist, wenn man will, „mittelalterlich" — aber jeder trotz der letzten Jahrhunderte noch erhaltene Rest dieses Mittelalters erfordert auch heute die sorgfältigste Berücksichtigung des Betriebswirtschaftlers und dann des Gesetzgebers, so sehr eine ausgebildete Volkswirtschaft geneigt ist, die bäuerliche Hauswirtschaft als Notwendigkeit zu verneinen: denn hier wird das Lebensgesetz des Bauernhofs berührt.

Die Lösung der land- und forstwirtschaftlichen Standortsfrage, wie wir sie heute vor Augen haben, stammt tatsächlich aus der Zeit vor 600—700 Jahren. Dieser Umstand ist den Verantwortlichen manchmal zum Vorwurf gemacht worden — weniger den Bauern selbst als denen, die sie regierten. Jede rationalistische Welle hat den Gedanken wieder in Erscheinung treten lassen, diese alte Lösung zu überholen und durch eine Neuaufgliederung nach den agrartechnischen Grundsätzen der Neuzeit zu ersetzen. Jeder solche Versuch ist bisher an der erhaltenden Kraft des deutschen Bauernhofs gescheitert. Zu welchen Schlußfolgerungen er

führen würde, zeigt z. B. die Anschauung, daß es ein Unding gewesen sei, zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die — bis dahin noch geschlossenen — Gewanne der Dorffluren in die Blockflur einzelner, selbstverantwortlicher Bauernwirtschaften aufzulösen: es wäre besser gewesen, die Gewanne beizubehalten, die heute als Ganzes die idealen Flächen für den kommenden Einsatz der Maschine abgeben würden. Es ist demgegenüber heute ebenso notwendig wie je, die Neuerungen unserer Zeit auf die geschichtlichen Grundlagen des deutschen Bauernhofes abzustimmen. Nur dann hat die Neubewertung auch der bayrischen Bauerngeschichte den handgreiflichen Segen, den wir mit Recht von ihr erwarten.

Als wertvollste Eigenschaft des mittelalterlichen Bauernhofs haben wir die Vielfältigkeit des Anbaues und der Zuchten zu betrachten. Es ist freilich auch im Mittelalter nicht so, als ob die mannigfaltigen Anbauarten sich gleichzeitig in einem Dorf oder in einer Gegend gefunden hätten. Ebenso wie das äußere Bild der bäuerlichen Kultur war auch der Anbau verschieden. Aber gleich ob in reichen oder armen Landschaften paßte sich der bäuerliche Jahreslauf viel enger an jede Möglichkeit an, welche die Landschaft gab. Es ist ein Reichtum der Verrichtungen und ein Reichtum der Formen, der nicht ohne weiteres mit Reichtum im Sinne von Wohlhabenheit gleichzusetzen ist — der aber die Voraussetzungen dafür enthält, weil er ein Höchstmaß von Ertragssicherheit in sich birgt. Damit bezeichnete der mittelalterliche Bauernhof das genaue Gegenstück zu jeder Monokultur.

Mit diesen vielen Nutzungsmöglichkeiten verfügte der Bauernhof sozusagen über ein gewisses Register an Möglichkeiten. Wenn man einzelne Betriebsgeschichten verfolgt, die wir immerhin bis ins späte Mittelalter besitzen, so ist es je nach Jahrhundert und Lage verschieden, welche der einzelnen Möglichkeiten ausgebaut wird. Aber erst das Vorhandensein aller Möglichkeiten ist die Voraussetzung dazu! *Reichtum im Sinne von Wohlhabenheit kam niemals aus der bäuerlichen Hauswirtschaft allein, mochte sie noch so vielfältig sein.* Solcher Reichtum kam immer nur aus einzelnen Betriebszweigen, die unter der Gunst des Jahrhunderts besonders gefördert werden konnten. Praktisch zeigte sich im Mittelalter wie heute nur der Hof entwicklungsfähig, der die Gesamtheit

der Möglichkeiten meisterte, die ihm seine Zeit zur Verfügung stellte. **Die Vorstellung, daß der Hof der alten Zeit im unveränderten Ablauf der Geschlechter und in sicherer Gebundenheit gelebt hätte, ist so unrichtig als möglich. Höchster Arbeitseinsatz unter persönlicher Verantwortung für dessen Zweckmäßigkeit war damals so selbstverständlich wie heute; diese Verantwortung konnte dem Bauern von der Grundherrschaft genau so wenig abgenommen werden wie heute etwa von der Erbhofeigenschaft.**

Wir nennen als Beispiele für aufblühende Betriebszweige die Milchwirtschaft, z. T. als Folge des guten Buttermarkts, den die bayrischen Alpenländer im Mittelalter in der reichen Lombardei fanden — wobei die Butter zum großen Teil als Leuchtmittel mit dem Öl wetteiferte; oder den ebenso lockenden Absatz, den der Käse aus den gleichen Gegenden fand — es werden zwischen zwölf und zwanzig verschiedene Käsesorten genannt; oder die Pferdezucht für die Säumer; oder später den Getreidebau für die Schrannen, oder die Milch für die Städte, wie z. B. der Landshuter „Schwaiger" usw. Das Geheimnis war, jene Elastizität zu haben, daß man die Möglichkeiten der sich entwickelnden Volkswirtschaft ausnutzen konnte, ohne die Sicherheit aus der Vielfältigkeit zu beeinträchtigen. Es geht aus dem Wesen des Einzelhofs hervor, daß er — gleich ob in Dreifelderfruchtfolge, als Egarthof oder als Schwaige — das meiste aus dieser Entwicklung machen konnte. Aber auch das Gewanndorf war nicht davon ausgeschlossen. Das mittelalterliche Zaunrecht ließ auch im Brachfeld Felder von Handelspflanzen (besonders Lein), Gemüsen („Kraut") usw. entstehen, ja in der nächsten Umgebung der Städte ist schon lange vor der allgemeinen Aufhebung der Brache das ganze Brachfeld angebaut. Aber Altbayern und die Alpenländer waren städtearm; abgesehen vom Weinbau entwickelten sich kaum derartige Mittelpunkte gärtnerischer Spatenkultur, wie etwa um Erfurt, Bamberg oder Nürnberg, zu deren Entstehen Bevölkerungsdichte und geringe Böden vielfach zusammenwirkten. Demgegenüber waren z. B. die Böden des Donaugaus gut genug, um auch ohne Spatenkultur Wohlstand zu erzeugen.

Die Nutzungsarten haben sich also auch während des Mittelalters von Jahrhundert zu Jahrhundert in ihrem gegenseitigen Gewicht verschoben. Hirse und Buchweizen sind während der ganzen geschichtlichen Zeit im Rückgang begriffen, bis sie zuletzt gegendenweise nur mehr im Märchen erscheinen. Doch hat sich die Erinnerung an die besondere Stellung der uralten Hirse noch so lange erhalten, daß z. B. noch im 19. Jahrhundert in Oberbayern beim Hochzeitsmahl ein Hirsegang herkömmlich war. Am längsten hielt sich der Hirsebau in Niederbayern, im Landnahmegebiet. Der Rückgang dieser — wie in späteren Jahrhunderten auch anderer weichender Feldfrüchte — vollzieht sich flächenmäßig fast ausschließlich zugunsten der Hauptgetreidearten, die bis heute das Rückgrat des Ackerbaus bleiben. Der Reichtum der Staates drückt sich durch das Getreide aus, ja, der „Staat" besteht in gewissem Sinn selbst aus Getreide! Die Rolle des Getreidezehents ist nicht zu unterschätzen; noch vor etwa einem Jahrhundert verfügte das Königreich Bayern über etwa sechs Zehntel der gesamten in den Verkehr kommenden Getreidemengen: während die Umsätze in den vier Hauptgetreidearten auf den hauptsächlichsten Schrannen des Königreichs um 1828 etwas über eine Million Scheffel ausmachten, betrug die Getreidemenge des Staates in diesem Jahr ungefähr 600 000 Scheffel. Diese Getreidemenge, in Hunderten von Zehentscheunen im Lande eingelagert, bildeten erst recht im Mittelalter das Rückgrat des Staatshaushalts. Der Verwaltungsbeamte, welcher diese Getreideeinkünfte des Staates zu verwalten hatte, war der herzogliche Kastner — diese Bezeichnung ist von dem festen, in Blockbau gefügten „Troad-Kasten" abgeleitet, welcher als selbständiges Gebäude abseits jedes größeren Hofs stand und die Vorräte aufnahm. Die enge Verbundenheit zwischen der bäuerlichen Leistung und den Möglichkeiten des Staates kam in dieser Amtsbezeichnung klar zum Ausdruck. Die Getreidebestände in den herzoglichen Kasten dienten zur Bestreitung der Staatsausgaben, allerdings mit der Einschränkung, daß sie zugleich zur Überbrückung von Mißernten — und Mißernte bedeutete in der autarken Volkswirtschaft Hungersnot! — und zur Stabilisierung des Getreidepreises dienen sollten. Hier ist lange und stillschweigend nach den Grundsätzen späterer friderizianischer Getreidepolitik gearbeitet worden.

Eine ähnliche Verbindung wie zwischen Getreide und Staat entwickelte sich im Mittelalter zwischen Geflügelhaltung und Grundherrschaft. Wir können, hauptsächlich für das 13. und 14. Jahrhundert, eine starke Vermehrung der bäuerlichen Geflügelhaltung annehmen. Hand in Hand damit geht, daß die kleineren Abgaben an die Grundherrschaft vielfach in Leistungen der Geflügelzucht ausgedrückt werden: Eier, Hühner und Gänse erscheinen als Steuereinheiten.

Die Zunahme der Geflügelhaltung ist aber nicht die wichtige Veränderung, die in der Tierhaltung des Mittelalters vor sich ging: weit wichtiger ist die Verlagerung des Schwerpunktes von der Kleinvieh- auf die Großviehhaltung. Das lateinische pecunia = Kleinvieh und das angelsächsische feoh = Geld sind bekannt genug für die Gleichung der Frühzeit, die zwischen Vieh und Geld bestand. Wir dürfen auch Kleinvieh, besonders das Schaf, als Haupttauschmittel der Landnahmezeit ansehen. Mit der Seßhaftigkeit nahm die Schweinezucht auf der Grundlage der Waldweide einen ungeheuren Aufschwung. Noch 1543 sagt Sebastian Frank: „Beyerlant ist so voller eycheln und holzops, daz sy allen nachbauren und anstössern saw genug ziehen und möchten..." Aber schon Generationen vor diesem Zitat, zuerst merklich im 12. Jahrhundert, rückt die Höherbewertung der Rinderzucht vom eigentlichen Alpenland auch in die Ackerbau- und Schweinezuchtgebiete des Hügellandes und der Ebenen vor. In den großen Forsten der Hochebene erscheinen Schwaighöfe, und das Weiderecht in ihnen wird als für Rinder verstanden. Die Zunahme des Rinderbestandes steht in einem engen Zusammenhang mit der Entwicklung der Märkte für die Erzeugnisse der Milchwirtschaft und der allgemeinen Verbesserung der Lebenshaltung, die neben dem geräucherten Schweinefleisch (dem „Geselchten") auch das frische Rindfleisch schätzen lernte, bis der gebratene Ochse geradezu zu einem Bestandteil der mittelalterlichen Festfreude wird. Die sommerliche und herbstliche Waldweide der Schweine endete mit Martini in einem großen Schlachtfest, denn nur die wenigen Zuchttiere wurden auf dem Hof überwintert; die Rinderhaltung aber mußte sich wegen der langsameren Fortpflanzung zur Haltung dauernder Herden entwickeln. Insofern ist die Wendung zur Großviehhaltung für die Zukunft wichtig gewesen, als sie damit den Grund legte zu einer bewußten

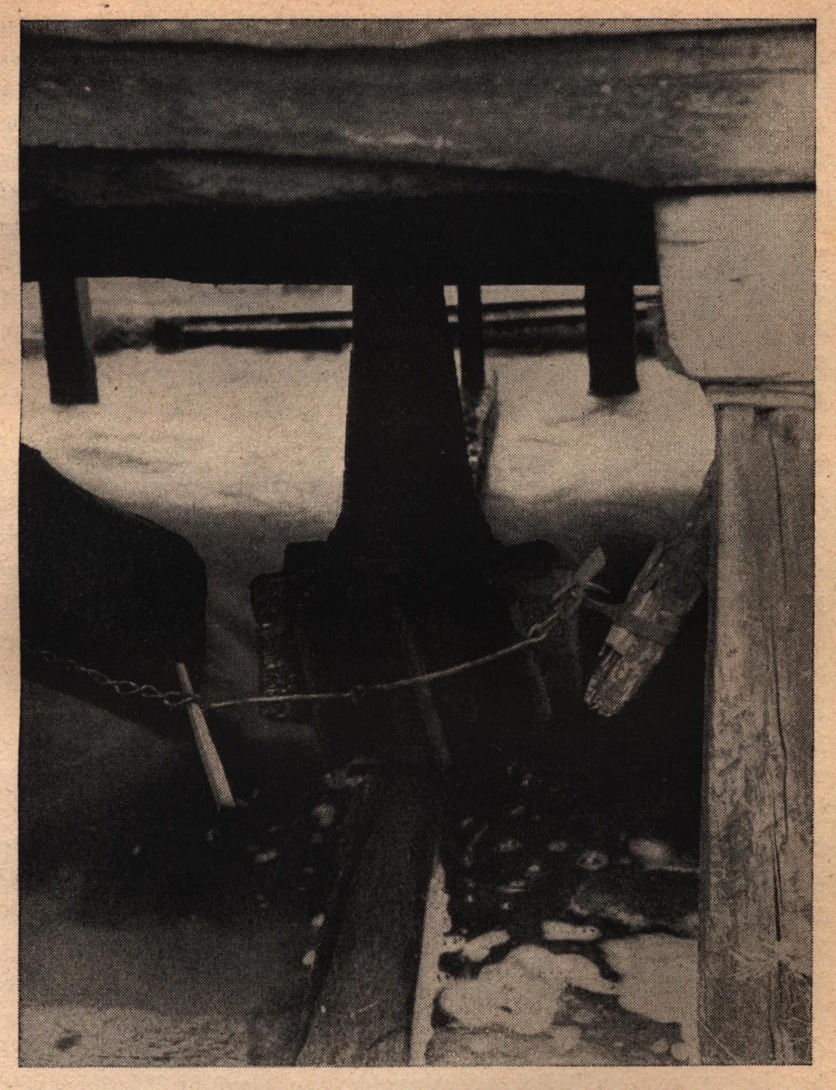
Züchtung in geschlossenen Herden, die das äußere Erscheinungsbild unseres Hausrindes so grundlegend verändert hat: sein Gewicht hat sich in einem Jahrtausend mindestens verdoppelt, fast verdreifacht. Eine Kuh des kleinen Oberinntaler Schlages, der annähernd den bronzezeitlichen Zustand wiedergeben dürfte, wiegt 4—$4^1/_2$ Zentner, im Vergleich zu den 9—11 Zentnern einer Kuh der heutigen schweren Alpenschläge.

Abgesehen von den grundsätzlichen Verschiedenheiten der Betriebsstruktur, können wir uns die landwirtschaftliche Arbeit im einzelnen sehr ähnlich vorstellen, wie sie sich in ärmeren Gegenden noch bis in das 19. Jahrhundert erhalten hat. Für den mittelalterlichen Ackerbau schon der Karolingerzeit ist nachgewiesen worden, daß die Stallmistdüngung, als die Voraussetzung der Erträge, mit 150 Doppelzentnern je Hektar, ziemlich genau der unteren Grenze dessen entspricht, was auch noch heute als gewöhnliche Düngung unter extensiveren Verhältnissen angesehen werden kann. „Odel"-Wagen zum Ausfahren der Jauche sind schon im Mittelalter bekannt — daneben gab es aber Dörfer, die noch bis vor wenigen Jahrzehnten ihren Odel einfach weglaufen ließen! So lebten die Jahrhunderte in den benachbarten Landschaften nebeneinander, oft ohne im mindesten aufeinander einzuwirken. Der Düngung entsprechend waren auch die Erträge. Der oberbayrische Heimathof des Verfassers, auf geringen Böden vor dem Gebirge rauh und hoch gelegen, erntete bei rein bäuerlicher Bewirtschaftung noch um die Jahrhundertwende vom Weizen die vier- bis fünffache Frucht, vom Roggen die vierfache, vom Hafer nur die dreifache! Wenn auch die Gesamtumstände (nach dem bekannten Gesetz des Minimums eines der vorhandenen Kulturfaktoren) noch keine besseren Erträgnisse zuließen, so darf doch der Stand des Landbaus im einzelnen nicht unterschätzt werden. Wir dürfen getrost eine ebenso sorgfältige Bodenbearbeitung voraussetzen wie heute. Bewässerungswiesen mit natürlicher Hangbewässerung sind uns z. B. schon aus dem 11. Jahrhundert bekannt, die Landschaft mit dem größten Anteil der Bewässerungswiesen am Kulturland ist heute noch der Bayrische Wald. Die Wasserschöpfräder zur Wiesenbewässerung stammen aus dem Mittelalter. Wenn sie auch in Franken zu ihrer Blüte kamen, so

gibt es doch eine Reihe von geschichtlichen Beispielen auf altbayrischem Boden, namentlich auch an Etsch und Eisack. Zweimähdige Wiesen werden vom 12. Jahrhundert allgemein.

Einfach waren die Geräte, mit wenigen Ausnahmen irden und hölzern. Die wenigen eisernen Gerätschaften waren von großem Wert, wie es für eine rein ländliche Gesellschaft selbstverständlich ist. Eine geschmiedete Pflugschar oder ein Schwert zu kaufen erforderte die Hingabe von Werten, die uns Heutigen kaum verständlich sind. So z. B. kostete ein Schwert im Frühmittelalter bis zu vier Joch Land, ein ganzer gotischer Harnisch den Gegenwert bis zu mehreren Bauernhöfen! Die Rückwirkung dieser Spannung auf die Sozialverfassung ist bekannt genug. Es ist der alte Nachteil eines jeden reinen Bauernlandes, daß die Einheit seines Erzeugnisses eine viel geringere Kaufkraft besitzt im Vergleich zu einer arbeitsteiligen, mit Gewerbe durchsetzten Volkswirtschaft. Dieses kennzeichnende Verhältnis zwischen den Werten der Erzeugnisse aus der eigenen Hauswirtschaft und den zugekauften Gewerblichen ist aus all den Inventarbeschreibungen herauszulesen, die wir hauptsächlich in Nachlaßsachen aus den späteren Jahrhunderten besitzen. *Der mittelalterliche Hof hängt also, gemessen an heutigen Verhältnissen, mit nur wenigen Gegenständen in der Verflechtung der Geldwirtschaft. Aber wertmäßig wog diese Verflechtung ähnlich schwer wie heute; praktisch gesprochen „kostete“ die einfache Pflugschar des frühen Mittelalters den Bauern genau soviel wie heute ein ganzer Dreschsatz oder ein Schlepper.*

Die Folge war, daß alle Technik auf dem mittelalterlichen Bauernhof ausschließlich eine Holztechnik war. Man lernte Sägewerke und Mühlen bauen, deren einzige nichthölzerne Bestandteile das Sägeblatt oder der Mühlstein waren. Diese Holztechnik war wohl entwicklungsfähig: eine derjenigen Maschinen, die als erste zum regelmäßigen Inventar des Bauernhofs gehören, ist die Windfege zum Getreidereinigen, die einschließlich der Zahnräder aus Holz gebaut werden konnte: man muß die unglaublich saubere handwerkliche Arbeit eines derartigen hölzernen Zahnrädersatzes würdigen können, um solche Leistungen zu verstehen! Aber diese Holztechnik hatte ihre



Die Floder einer Flodermühle aus dem Gebirgsdorf St. Oswald in Oberkärnten, als Beispiel alter bäuerlicher Holztechnik

Grenzen, die sich hauptsächlich beim Problem des Dreschens zeigten. Trotz aller Versuche, den Drusch irgendwie auf tierische Kräfte zu übertragen, war der Handdrusch mit dem Flegel für den mittelalterlichen Bauernhof nicht zu ersetzen; erst im 18. Jahrhundert sind in den Alpen- und Voralpenländern die Dreschstampfen im Gebrauch, die von Wasserkraft angetrieben werden und infolgedessen nur für gewisse Lagen anwendbar sind. Dieser Handdrusch hat den Getreidebauern viele Wochen des Winters von früh bis spät auf der Tenne festgehalten, und es ist das ungeheure Verdienst der Technik, diese Arbeitskraft durch die Dreschmaschine freigesetzt zu haben. Die Folge der Belastung durch das Ausdreschen größerer Getreideernten war weiterhin, daß die winterliche Freizeit auf dem Bauernhof in den reicheren Getreidebaugebieten sehr eingeschränkt wurde. Gerade diese winterliche Freizeit war aber die Grundlage der häuslichen Kultur, wie des bäuerlichen Kunstgewerbes, wie besonders der Weberei. Dieser Zusammenhang ist nur ein Teil der Gesamtumstände, die dazu geführt haben, daß Ackerbauer und Viehzüchter, „Körndlbauer und Hörndlbauer“ sich auf dem bayrischen Stammesboden in ihrem ganzen Lebensstil so grundverschieden entwickelt haben.

Hölzern ist das bayrische Bauernhaus des Mittelalters, ja nicht nur das Bauernhaus, sondern auch noch der Edelmannssitz und in der Frühzeit auch die Kirche. Hölzerne Herrenhäuser sind in stattlicher Anzahl noch zu Ende des 16. Jahrhunderts vorhanden, ja noch in Wenings berühmter Topographia Bavariae von 1704 sind einige Schlösser ausdrücklich als „aus Holtz aufgeführt“ angegeben, und die dazugehörigen Kupferstiche lassen auf den gleichen festen Blockbau wie der Bauernhäuser schließen. Diese hölzernen Herrensitze sind zwiegädig (zweigeschossig), genau so wie das Bauernhaus vom 16. und 17. Jahrhundert an. Das Bauernhaus des eigentlichen Mittelalters haben wir uns aber in der Regel als eingädig vorzustellen. An und für sich stellt der Blockbau ja keinerlei Größenbeschränkung für den Hausbau dar, denn zur Zeit des Überganges vom Holzbau zum Steinbau im 18. und 19. Jahrhundert erreicht das bayrische Blockhaus die gleichen stattlichen Größen wie der spätere Steinbau. Ersetzt man in Gedanken das gewohnte rote Ziegeldach in den Getreidegebieten durch das Strohdach oder das Legschindeldach im Holzland, so verändert



Die Brennerstraße oberhalb Innsbruck



Der Loiblpaß in Kärnten (1370 m)



Backofen mit Windschirm und Kasten (Kalchern)



Badstube aus Oberkärnten, wie sie ursprünglich jeder bayrische Hof kannte

sich der Eindruck der Siedlungen für das Auge vollkommen: der Hof hebt sich nicht von der umgebenden Landschaft schimmernd ab wie heute, sondern er erscheint viel mehr als ihr Teil.

Das bayrische Bauernhaus auch des Mittelalters ist das ursprüngliche Einheitshaus, das alle Wirtschafts- und Wohnräume unter einem Dach vereinigte, allerdings schon in frühester Zeit mit drei Ausnahmen: Backhaus, „Haarstube“ (d. h. Flachsröste) und Kornkasten. Diese drei wurden schon in frühester Zeit selbständig ausgebildet, und zwar aus Gründen der Sicherheit. Das Backhaus, das sich aus den einzelstehenden Öfen der Vorzeit entwickelte, erhielt sein eigenes Dach und wurde schon im Mittelalter mit eigenen Dörreinrichtungen versehen: denn Apfelschnitz und „Kletzen“ (gedörrte Birnen) spielten in der Küche des alten Bauernhofs eine größere Rolle als heute. Später wurde mit dem Backhaus vielfach das Waschhaus verbunden. Gleich feuergefährlich war die Flachsröste, „Haar- oder Grammelstube“, die zu jedem Dorf, zu jedem Weiler oder zu jedem einschichtigen Hof gehörte. Während das Backhaus auch heute noch Bestandteil fast jeden guten Hofs ist, der auf selbstgebackenes Brot hält, sind vollständig erhaltene Haarstuben seltener geworden. Sie standen immer abseits der Höfe, später wurde die Entfernung durch herzogliche und kurfürstliche Verordnungen vorgeschrieben. Vielfach diente die Haarstube auch als Badstube, worauf wir noch zurückkommen werden!

Gleichfalls in sicherer Entfernung vom Hof stand der fensterlose Kornkasten, oft turmartig und zweigeschossig; denn es war besser, die wichtigen Vorräte an Saat- und Mahlgetreide abseits unter Verschluß zu halten. Heute noch duften die in Gebrauch stehenden „Troadkasten“ nach Brot und Früchten, auch wenn sie nur mehr gegendenweise noch ihrem alten Zweck dienen. *Diese bayrischen Kornkästen entsprechen ihrem Bau und ihrem Zweck ähnlichen Blockbauten des alten Nordens — sie sind nichts anderes als die Schatzhäuser der indogermanischen Herrenhöfe.*

Ein weiteres Zubehör zum mittelalterlichen Bauernhof war die Mühle. Während sie im übrigen Deutschland ursprünglich der Dorfgenossenschaft gehört, um sich später zu einem selbständigen Gewerbe

auszubilden, hat sie der Bauernhof der Alpenländer in einem entgegengesetzten Sinn entwickelt. Die vielen Bergbäche mit ihrer freien Wasserkraft machten es in einer Reihe von Talschaften jedem einzelnen Hof möglich, seine eigene Mühle zu haben. Rosegger, der steirische Waldbauernbub, hat u. a. die heimlich-unheimliche Mühle des Waldbauernhofs beschrieben. Aber auch am bayrischen Alpenrand, z. B. in Bayrischzell, standen die Mühlen der einzelnen Bauern übereinander in den Bachgräben.

Ein letztes Einzelgebäude, das unumgänglich zum bayrischen Dorf des Mittelalters gehörte, war die Badstube. Es ist kaum glaublich, daß die Badstuben so allgemein waren und doch so schnell vergessen wurden. Denn sie sind in manchen Gegenden nicht etwa schon im Lauf der Kulturkrise des Spätmittelalters abgekommen, sondern haben sich bis ins 18. Jahrhundert erhalten, ja, sie sind im 17. Jahrhundert noch neu gebaut und im 18. fleißig erneuert worden. Erst mit dem 19. Jahrhundert hört der Gebrauch der Badstuben überall auf, und man darf diesen Zeitpunkt wohl als eine Folge der Aufklärung betrachten. Ursprünglich hatte, wie es auch die Lex Baiuvariorum bestätigt, jeder bayrische Hof seine eigene Badstube. Später wurde hauptsächlich unter dem Eindruck der befürchteten Holznot, ihre Zahl dahin eingeschränkt, daß nur jedes Dorf eine Badstube, das „Ehhaftbad" besitzen sollte, „außer bey den Einöden an den Gebirgen, wo man weit in das Ehhaftbad hat". Die bayrischen Badstuben waren ursprünglich echte Dampfbäder, wo man auf einer Schwitzbühne lag; erst in den späteren gemeindlichen Badehäusern gibt es eigentliche Waschungen und Bäder, deren Einrichtungen sehr vervollkommnet wurden. So wies das Bad einer oberbayrischen Gemeinde im 17. Jahrhundert eine Wasserzuleitung mit Wasserschöpfrad und Rinne auf. Kennzeichnend für das Alter der Badstuben als Bauform ist, daß sie durchweg ein Vorhallenhaus darstellen, wie wir es als germanisches Erbe ansehen dürfen. (Hoferer, a. a. O.)

Als letztes, abseits des Haupthauses stehendes Gebäude treffen wir das „Zubauhaus", das Austragshaus oder Ausnehmhäusl des Altbauern, der den Hof übergeben hat. Das Zubauhaus ist ein Zeichen errungenen Wohlstandes; denn in der Frühzeit und wohl noch wäh-

rend des Mittelalters war nur eine Stube im Haupthaus für die Austrägler bestimmt. Als das Haus zwiegädig geworden war, war es die sog. Stubenkammer, die über der Wohnstube mit ihrem großen Ofen lag. Entweder ging die Stiege von der Wohnstube direkt in die Kammer, die nur mit einer Falltür abgeschlossen war — dann war ohnehin für Heizung durch die warme Stubenluft gesorgt. Oder wenn die Stiege vom „Fletz", d. h. vom Vorplatz hinaufführte, gab es eigene Heizungsöffnungen in der Stubendecke über dem Ofen. Nur der reiche Hof konnte sich im Mittelalter ein eigenes Zubauhaus leisten, und auch heute ist es im allgemeinen nur auf die größeren Höfe beschränkt. Immerhin kann man die Ausnehmhäusl schon für das Spätmittelalter als zahlreich annehmen, wenn in den herzoglichen Forstordnungen des 16. Jahrhunderts Bestimmungen gegen deren Neuerrichtung getroffen werden.

Das Einheitshaus selbst konnte sich nur in den Viehzuchtgebieten rein erhalten, wo die Erweiterung des Stalles mit der gleichlaufenden Erweiterung des darüberliegenden Heubodens unter Beibehaltung des einen Daches möglich war. Aber auch in diesen Gebieten wurde in letzter Zeit vielfach ein „Schupfen" im rechten Winkel darangestoßen, für Ackergeräte und Wagen. Im Gebälk des Schupfens sind sommers die Schlitten („Schloapfen") untergebracht. Dieser rechtwinklige Anbau bezeichnet die Art und Weise, wie aus dem Einheitshaus der hufeisenförmige oder vierseitige Hof der Ebenen und Hügelländer entstanden ist. Der bayrische Vierseithof hat es nicht nötig, sich aus dem Einfluß des fränkischen Gehöfts erklären zu lassen, der hauptsächlich in Niederbayern und Oberösterreich, d. h. den bayrischen Kernlandschaften aus der Landnahmezeit, schwerlich nachzuweisen ist. Im Gegenteil finden wir alle Übergangsformen vom Einheitshaus zum burgenähnlich geschlossenen Vierkanthof, je nachdem wir von den Gebirgen gegen die Kornkammern herunterwandern, sei es nun aus dem Salzburgischen gegen das Innviertel, oder aus dem Bayrischen Wald gegen den Donaugau. Zudem ist der Vierseithof erst ein Ergebnis des letzten und vorletzten Jahrhunderts, und sein Zusammenwachsen ist an Hand einzelner Höfe genau zu verfolgen: Rodung des Waldbesitzes ermöglichte Vermehrung der Wiesen- und Weideflächen und dadurch Erhöhung des Viehstandes; dieser wieder machte größere

Stallungen, die nicht mehr im Wohnstallhaus unterzubringen waren, und geräumige Heuböden nötig. Der gesteigerte Getreidebau, durch den Wegfall der Schwarzbrache im 19. Jahrhundert, verlangte weitere Scheunen — das Endergebnis war der Vierseithof. (Fehn, a. a. O.) Das Einheitshaus des Mittelalters war noch durchweg das alte Rauchhaus, dessen Herdfeuer außer dem Kienspan zugleich als einzige Beleuchtung diente. Zur Ergänzung des Bildes gehören im Winter die hölzernen Laden vor den kleinen Fenstern, die noch keine Glasscheiben kannten. Die Rauchkutte über dem Herd mit dem Kamin sind Errungenschaften des Mittelalters, während der Kachelofen erst aus dem Spätmittelalter, meistenteils erst aus dem 15. und 16. Jahrhundert stammt.

Es ist nicht die Aufgabe, ein bis in die Einzelheiten gehendes Bild des bayrischen Bauernlebens des Mittelalters zu geben, wenn dies auch fast nötig erscheint: denn die bisherigen Betrachter haben, je nach ihrer Einstellung zur deutschen Geschichte, entweder das vielfache unbestreitbare Elend des mittelalterlichen Bauern aus seinem Gesamtleben herausgezogen, um die damalige Gesellschaftsordnung zu verdammen oder seine — gleichfalls unbestreitbare — Aufwärtsentwicklung zu deren Rechtfertigung. Die Ergebnisse dieser verschiedenen Einstellungen sind an Beispielen aus dem ganzen Schrifttum des 18. und 19. Jahrhunderts bis 1933 nachzuweisen. Beide Auffassungen sind irrig. Entscheidend ist neben der Betrachtung der sozialen und politischen Verhältnisse die Frage, wieweit der mittelalterliche Bauer, als unser eigener Vorfahr, seine Aufgaben erfüllen konnte; wieweit er an den Häusern weiterbauen konnte, in denen wir heute wohnen; wieweit er das Saatgut weiterpflanzen konnte, das wir heute anbauen, und die Herden weiterzüchten, die heute in unseren Ställen stehen. Und wir werden stolz sagen können, daß wir dieses Erbe im großen ganzen gut vermehrt haben, daß aber nur weniges an neuem Gut dazugekommen ist, was nicht von ihnen stammt. Es sind starke Schultern, auf denen wir stehen! Wenn wir das Leben dieser Vorfahren aber richtig verstehen wollen, so müssen wir auch den umgekehrten Weg zu gehen versuchen: uns vorzustellen, wie wir Heutigen das Leben eines Bauern aus diesen Jahrhunderten meistern würden, wenn es an uns wäre, es zu leben. Freilich ist das Großteil

der eigentlichen bäuerlichen Arbeit gleichgeblieben: das Handwerk hat sich, soweit es ohne Maschinen ausgeführt wird, nicht verändert. Ganz anders aber war die Einstellung zum Leben; man kann sie sich etwa an der Sterblichkeit wiederherstellen, die noch vor Jahrzehnten in verkehrsabgelegenen Landschaften oder noch vor Jahren in den winterlichen Alpenländern die Regel war: der Tod war näher zur Hand und vertrauter als heute; die größere Fragwürdigkeit des Lebens mit ihren Folgen kann hier nur angedeutet werden.

Des weiteren unterlag das bäuerliche Leben grundsätzlich einer viel stärkeren Einfügung in die Landschaft und in den Jahreslauf. Helle Stuben, helle Ställe, eine gesicherte Wasserversorgung, Sicherheit vor wilden Tieren, im Winter offene Straßen — das sind Schritt für Schritt erworbene Besitztümer späterer Jahrhunderte. Noch 1836 erschlug ein Bauer von Laatsch im Vintschgau einen Bären mit einem Baumstamm und erwürgte ihn vollends mit den Händen! Noch 1625, 1635 und 1642 mußten die Bauern des Isarwinkels vom Grundherren zu großen Wolfsjagden verpflichtet und aufgeboten werden! Alles das führte dazu, daß die „Natur“ nicht etwa im späteren intellektuellen Sinn der Städte als ein gütiger und anbetungswürdiger Begriff erschien, sondern als ein grimmiger Gegner, dem man zum Teil unterlag, den man aber mit aller Anstrengung Tag für Tag und Schritt für Schritt zurückdrängte.

Das Gesamtbild der bayrischen Bauerngeschichte von der Wanderzeit über die Landnahme bis in das Mittelalter hinein mag insofern manchem eine Enttäuschung sein, als es das Wunschbild eines in jeder Hinsicht freien Hofs niemals zu zeigen hat: und zwar eines Hofs frei von Einflüssen arbeitsteiliger Geldwirtschaft, frei von staatlicher Bevormundung und frei vom Übergewicht der Natur. Schon zur Zeit der Lex Baiuvariorum ist der Verkauf von Grund und Boden aus Not ein Vorgang, dessen Formen auf ein viel höheres Alter schließen lassen: der Verkäufer gibt dem Käufer Erde von den vier Ecken des Ackers oder Gras von der Wiese oder einen Zweig vom Wald; oder der Käufer legt in Gegenwart des Verkäufers eine Pflugfurche um das

Grundstück. Verkäufe erfolgen auch im eigentlichen Mittelalter fast nur aus Not, und zwar meist wegen Verschuldung. Die Aufeinanderfolge schlechter Ernten oder eine Viehseuche konnte am Anfang der Verschuldung stehen, die dann zur Aufrechterhaltung der einfachsten Lebenshaltung gedient hatte. Eine Hauptrolle unter den Gründen der Verschuldung spielen aber die Wergelder! Dem Kauf haftet dann noch bis ins 13. Jahrhundert viel vom Tausch der früheren Zeit an, in erster Linie immer dann, wenn die Währungsverhältnisse erschüttert sind; an Stelle von Geld werden dann vielfach Gegenstände von gewissem stehendem Wert, wie Pferde, Schwerter oder Knechte gegeben und das, trotzdem seit den ersten markomannischen Münzprägungen ziemlich genau ein Jahrtausend vergangen ist. Als im 12. und 13. Jahrhundert die Formen der Lex Baiuvariorum dem Bedürfnis der Zeit nicht mehr gerecht werden, wird die Einrichtung der Salmänner geschaffen, die als „lebendige Grundbücher" den Grundstücksverkehr zu überwachen hatten. Mit dem 14. und 15. Jahrhundert entfällt der Sonderbegriff des „Verkaufs aus Not" überhaupt, bis im 16. Jahrhundert *in Bayern der entscheidende Kampf um das Ende der mittelalterlichen Geldwirtschaft überhaupt ausgetragen wird.* Im Jahre 1583 zieht sich Herzog Wilhelm V. von Bayern wider seine innere Überzeugung dahin zurück, den „5%-Vertrag" zu tolerieren, welche „Toleranz" von da an als beständiges Landrecht angesehen wird. Trotzdem betrachten die amtlichen bayrischen Kommentare vom Ende des 17. Jahrhunderts das Darlehen gemäß dem kanonischen Recht als einen unentgeltlichen Vertrag — als eine „Guttat" oder ein „Freundstück", aber nicht als ein Geschäft zum Zweck des Erwerbs. *Es ist bemerkenswert, wie sich der bäuerliche Stamm bis zuletzt gegen die Anerkennung des Zinses als Bestandteil der Wirtschaft gewehrt hat, auch als er sich in der Wirklichkeit längst durchgesetzt hat.* Als der Herzog das Verbot der Verzinsung noch bis zuletzt aufrechterhalten will, „zieht sich alle Barschaft aus Bayern in andere Länder, die in Bayern bisher auf Verzinsung angelegten Kapitalien wurden haufenweise und mit höchster Beschwerde der Schuldner abgefordert. Ja, wer Geld zu seiner äußersten Notdurft aufbringen wollte, konnte

keines mehr bekommen". Es war ein Kampf auf verlorenem Posten gegen eine neu heraufsteigende wirtschaftliche Welt, die der Herzog für den „gemeinen Mann", d. h. für den Bauern, und gegen die Ritterschaft und die Städte führte und verlor.

Gleichzeitig mit dem Ausbau der Verkehrswirtschaft erhebt sich auch auf dem mittelalterlichen Bauernhof die Sorge um die Arbeitskräfte, die seit damals eine stetige Begleiterin der Agrarpoltiik geblieben ist. Zu den aufschlußreichsten Quellen gehört jene Verordnung von 1352, in welcher „Ludwig, Markgraf zu Brandenburg und zu Lusitz, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Bayern und in Kärnten, Graf zu Tirol und zu Görtz" schreiben läßt: „... daß wir angesehen haben den Gebresten und Schaden, der in unserm Land zu Oberbayern aufgestanden ist von Bauleuten und Arbeiten, daß jedermann will warten der großen Löhne und will sich keines (Acker-) Baues unterwinden, davon unser Land ungebauen leit..." (Platzer a. a. O. S. 65.) Freilich haben wir uns die bäuerliche Arbeitskraft der Frühzeit noch als Sippenwirtschaft vorzustellen. Aber gleichzeitig mit dem Ersetzen des Sippenbegriffs durch den engeren Familienbegriff ist ein Teil der Arbeitskräfte ohne weiteres als familienfremd anzusehen, besonders nachdem gerade der typische bayrische Bauernhof, in der Größe mindestens einer Vollhufe, arbeitsmäßig über die reine Familienwirtschaft hinausgewachsen ist. (Haushofer, Stammhöfe S. 26—27.) Untrennbar von der Arbeiterfrage auf dem Bauernhof erscheint von den frühesten Zeiten her die Lohnfrage, wobei die Lohnebene niemals aus den Voraussetzungen des Bauernhofs selbst, sondern von den Währungsschwankungen des Mittelalters her gefährdet wurde. Die Folge ist, daß „ewiglich" feste Lohnsätze durch Gesetz verordnet werden, deren Ewigkeit regelmäßig ziemlich kurzlebig war. Der altbayrische Hof kennt ursprünglich nur die Haus- und Tischgemeinschaft, d. h. er arbeitete nur mit unverheirateten Dienstboten. Die Dienstbotennot des späteren Mittelalters ließ aber auch in Altbayern andere Wege versuchen: der größere Hof erbaute Häuser für verheiratete Hintersassen, die zur Arbeit im Tagelohn auf dem Hof verpflichtet waren. Das Rechtsbuch Kaiser Ludwigs des Bayern von 1346 begrenzt die Zahl der bäuerlichen Hintersassen folgendermaßen: „Es mag in jedem Dorf

ein (ganzer) Hof zwei Hintersassen haben... und ein Hueb einen."
Das rechtliche Verhältnis des Bauern zu seinem Hintersassen war ähnlich gestaltet, wie des Grundherrn zum Bauern; das hatte zur Folge, daß die Hintersassenschaft sich im Lauf des 18. und endgültig im 19. Jahrhundert ebenso auflöste, wie die Grundherrschaft; aus den Hintersassen des Mittelalters wurden selbständige Kleinbauern.

Die Entwicklung der Arbeitsverhältnisse ist kennzeichnend für den Weg der uns am sichersten zum Verständnis des mittelalterlichen Bauernhofs führt. Wir gehen aus von den Aufgaben und Fragen eines Hofes unserer eigenen Zeit und verfolgen deren Geschichte vom Sohn auf den Vater und von Jahrhundert zu Jahrhundert zurück: kaum eine dieser Aufgaben und Fragen ist neuen Ursprungs, die meisten stammen schon aus der Zeit, die wir hier lebendig machen wollten. Manche der Lösungsversuche dieser Zeit berühren uns heute eindringlich und neu — und wenn wir die Erregung dieser Erkenntnis verspürt haben, dann ist die Geschichte unser unveräußerliches Eigentum geworden.

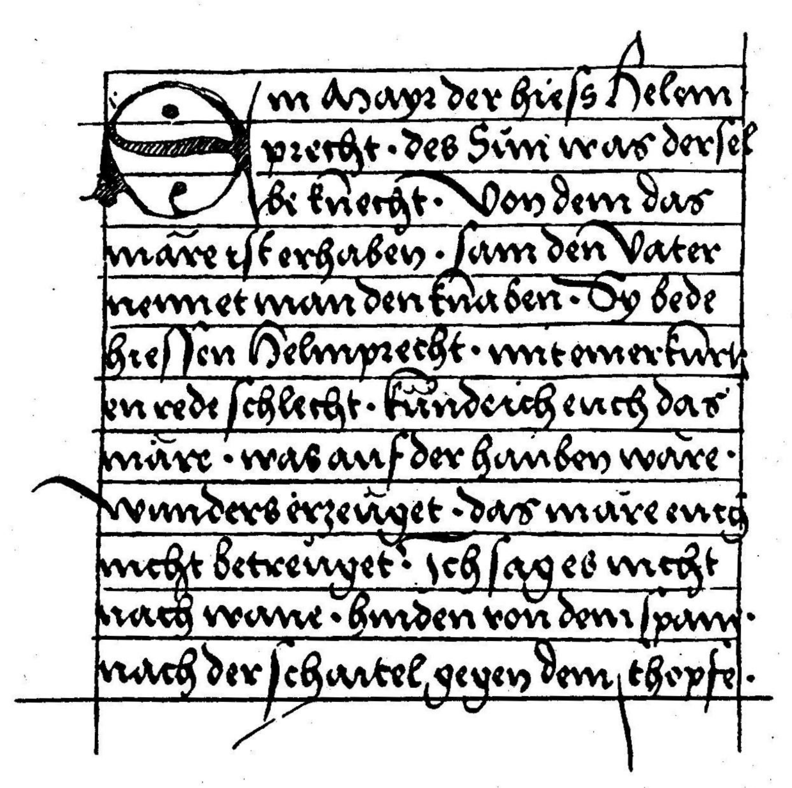
Bayrische Kulturleistung aus bäuerlicher Wurzel

Wenn von Kulturleistung gesprochen werden soll, so ist zuerst eine genaue Fassung des Kulturbegriffs nötig. Denn man hat sich vielfach daran gewöhnt, wenn dieser Begriff genannt wird, ohne weiteres nur an die kulturellen Ausnahmsleistungen zu denken, die man auch unter dem Begriff der „Hochkultur" zusammenfaßt. Man denkt für den deutschen Südosten infolgedessen zumeist an das Nibelungenlied, das am Hofe des Bischofs Pilgrim von Passau niedergeschrieben wurde, und an das Gudrunlied, das zwar ursprünglich aus dem nordischen Bereich stammt, aber in der einzigen überlieferten Form von einem steirischen Spielmann gesungen und in der einzigen Ambraser Handschrift erhalten wurde. Diese wurde von dem Zolleinnehmer zu Bozen, Hans Ried, auf Befehl Kaiser Maximilians, niedergeschrieben. Man denkt an die großartige Gestaltung des ostgotischen Sagenkreises in den Liedern vom Großen Rosengarten, von Dietrichs Flucht, der Rabenschlacht und dem König Laurin, dann an Ortnit, Hugdietrich und Wolfdietrich. An den großen bayrischen Epiker Wolfram von Eschenbach schließen sich der Stricker aus dem Salzburgischen, und die Kärntner Heinrich und Ulrich von dem Türlin. Und es sind erlauchte Namen, die auf den Höhepunkt der deutschen Dichtung des Mittelalters hinführen: der Kürenberger, Dietmar von Aist, beide aus dem heutigen Oberösterreich, und Reinmar der Alte. Walther von der Vogelweide selbst hinterließ ein Echo: auf der Sonnenburg im Pustertal, in Säben über dem Eisack und überall auf dem bayrischen Boden. Die großen Namen der Geschichte springen über die spätere deutsch-österreichische Grenze hin

und her, gerade als hätte sie niemals Wirklichkeit werden dürfen und können; bei den meisten ist gar nicht festzustellen, ob sie im heutigen Sinn der Worte „bayrisch" oder „österreichisch" wären, so bei Neidhart von Reuental, dem Bruder Wernher, dem Tannhauser und Wernher dem Gärtner, dessen Meier Helmbrecht im bayrisch-oberösterreichischen Innviertel spielt. Alle Spannweite eines deutschen Schicksals beschwört der Name des Oswald von Wolkenstein aus dem Grödner Tal, der vor seinen abenteuerlichen Wanderungen mit Herzog Albrecht III. von Österreich nach Preußen zog und dem Deutschen Orden zehn Jahre diente.

Gesamtdeutsche Einheit zeigt jede Leistung der Hochkultur auf dem bayrischen Boden, für die Baukunst am deutlichsten die Deutsche Bauhütte als die großartige Organisation des deutschen Dombaues. Von den vier Hüttengauen der ältesten erhaltenen Ordnung von 1459, Köln, Straßburg, Bern und Wien steht heut nur mehr einer ihrer Vororte auf dem Boden des Deutschen Reichs! Die Wiener Bauhütte aber umfaßte wieder — trotz der damals schon vorhandenen staatlichen Grenzen zwischen dem Herzogtum Bayern und Österreich —, den ganzen Bereich der bayrischen Siedlung: „Ober- und Nieder-Bayerland, auch das Land ob der Ennsz, Böheimb, Mähren, Steyermark, Kärndten und Krain und gantz nach der Donau obhin". Die gleichen Zusammenhänge werden oft allein durch die Namen der großen Baumeister erhellt, so wenn Hanns und Stephan, die Meister aus Krumenau in Böhmen, in Niederbayern und Oberösterreich bauen. Wenn als Beispiel von der eindrucksvollen Gesamtanlage des Kaisergrabes in der Innsbrucker Hofkirche zu sprechen wäre, würde sich der Zusammenhang zwischen der Innsbrucker und der Nürnberger Erzgießerei als eine der wichtigsten Tatsachen herausstellen, und so fort und fort.

Es ist schon an Hand des Siedlungsvorganges und der Ausbildung des Bauernhofs darauf hingewiesen worden, daß die späteren Landesgrenzen zwischen Bayern und Österreich nirgends als Grenzen der Verbreitung der Familien, der Hausformen oder Betriebsformen sichtbar sind. Das gilt im gleichen Umfang für die kulturelle Einheit des Stammesgebietes, auch als die Siedlungsbewegung zum Stocken


Ain Mayr der hiess Helem
precht · des Sun was dersel
bi knecht · Von dem das
märe ist erhaben · sam den Vater
nennet man den knaben · Sy bede
hiessen Helmprecht · mit ainer kurtz
en rede schlecht · kunde ich euch das
märe · was auf der hauben wäre ·
wunders erzeuget · das märe euch
nicht betreuget · Ich sage es nicht
nach wane · hinden von dem span
nach der schaitel gegen dem thopfe ·

Der Anfang des Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner (aus dem Ambraser Heldenbuch in der Nationalbibliothek in Wien)

gekommen war und der Zustrom von Bauernsöhnen aus dem Stammland aufhörte. Aber genau so wie im Stammland, baute sich auch in den späteren Siedlungsgebieten die arbeitsteilige Wirtschaft erst dann auf, nachdem die bäuerliche Grundlage kräftig genug war. Infolgedessen überdauert der Zustrom der Handwerker und Künstler den bäuerlichen noch manches Jahrhundert. Der Aufbau des alpenländischen Handwerks erfolgte selbstverständlich schon nach deutschen Zunftordnungen. Damit war das Wandern des ausgelernten Gesellen zu einem festen Bestandteil der nichtbäuerlichen Berufe geworden, und das ganze schiffbare Stromgebiet der Donau, welches

das ganze altbayrische Stammland umfaßte, war damit der gegebene Wanderweg. Genau so, wie die bemalten Bauernstuben der Tölzer Kistler auf den Flößen isarabwärts verschickt wurden, fuhren auch die Gesellen. Es ist wohl kein Zufall, wenn z. B. die Übereinstimmung Berchtesgadener und burgenländischer Stuhlformen festgestellt wurden. Die Zusammenhänge im Künstlerischen liegen wie ein dichtes Netz über dem ganzen bayrischen Stammesgebiet und sind an Hand der Schicksale vieler Künstlerfamilien zu erhärten. Charakteristisch ist z. B. die Familie des Rokokobildhauers Straub aus dem schwäbischen Wiesensteig bei Ulm, der dem Donauweg folgend auf einer Ulmer Schachtel nach Wien kam und von Wien zurück nach München. Er hatte fünf Söhne, von denen vier Bildhauer wurden, und zwar in Graz, Marburg an der Drau, Radkersburg und Agram. Sein Schwestersohn arbeitet, auch als Bildhauer, zuerst in München, dann in Wien, dann in Preßburg. Der bayrische Hofbildhauer Schega aus der gleichen Zeit war wiederum in Rudolfswerth „in der windischen Mark in Krain" geboren. Wenn wir im Auge behalten, daß kulturelle Beziehungen in den früheren Jahrhunderten kaum auf schriftlicher Mitteilung, sondern fast nur auf direktem menschlichem Lernen beruhten, dann sehen wir die Einheit des deutschen Kulturbodens durch seine Erbströme dargestellt.

Aber diese großen Leistungen haben ihren Ehrenplatz in der gesamtdeutschen Kulturgeschichte längst erhalten und es wäre unsinnig, sie deswegen als undeutsch aus dem Zusammenhang ihres Volkes herauszulösen, weil die Voraussetzungen für ihr Entstehen samt und sonders höfische oder kirchliche waren; oder weil sie in jenem europäischen Kulturzusammenhang standen, dessen Träger auch in den an den deutschen Volksboden angrenzenden, heute romanischen oder slawischen Staaten zum großen Teil germanisches Blut war.

Von den Einzelleistungen der Hochkultur braucht im Folgenden nicht mehr gesprochen zu werden, weil allein ihre Erwähnung ein weithin vorhandenes Vorstellungsbild entstehen ließ, sondern von ihren Grundlagen: also von der allgemeinen Kultur des Bauernvolkes. Man kommt ihrem Verständnis am schnellsten durch einen Vergleich nahe: bei einem Kunstwerk sind es nicht die Zierate, nicht

die Verkleidungen, Schnitzereien, Bemalungen oder der Stuck, die seine Schönheit ausmachen, sondern seine Maßverhältnisse, sein eigentlicher Aufbau — genau so offenbart sich die Kultur eines Stammes nicht zuerst in seinen Museen, Vorlesungs- oder Konzertsälen, sondern in der Art und Weise, in welcher er die Beziehungen zur Welt und seinen eigenen inneren Aufbau ordnet.

Wenn wir uns so darüber klar geworden sein werden, was der Kern der bäuerlichen Kulturleistung der bayrischen Südostsiedlung ist, mag man den Schritt weitergehen und versuchen, aus den Leistungen der Hochkultur auf bayrischem Boden das herauszuholen, was als bäuerliches Erbe darinnen steckt. Man muß darin vorsichtig sein, und die bäuerliche Wurzel mancher Kulturleistung vom späteren Einfluß bäuerlicher Art scheiden. Die Linie z. B., welche vom bayrischen Bauernhaus zur großen Architektur hätte führen können, ist mit dem Übergang vom Holzbau zum Steinbau in der Romanik abgerissen — wo wir in der großen Baukunst bodenständige Einflüsse feststellen können, kommen sie wieder über die Seele des Stammes herein. Das gleiche gilt für die meisten der bildenden Künste, wie für Bildhauerei und Malerei. Wohl aber ist das bäuerliche Erbe in der Kunst des Möbels weitergebildet worden, wo die alte auf den Höfen geübte Holzbearbeitung weitergereicht werden konnte; die Flachschnitzerei der mit Recht berühmten Tiroler Gotik wächst direkt aus der altgermanischen Ornamentik — wenn auch die Formen des Hausrats selbst sehr stark von der Antike beeinflußt wurde. Die Vollkommenheit germanischer Zimmermannskunst setzt sich in den gewaltigen Dachstühlen der gotischen Dome ebenso fort, wie im kunstvollen offenen Strebwerk des bayrischen Bauernhauses der Alpenländer. Ein ähnliches Zusammenwachsen zweier Formsprachen ist in der Dichtung festzustellen, wo die auf den nordischen Herrenhöfen geübte Kunst in die bayrische Epik des Mittelalters wie in das Wettsingen unserer Tage hineinklingt. Aber altes und neues ist hier in wenigen Jahrhunderten so ineinander gewachsen, daß es unfruchtbar erscheint, hier die Ursprünge auseinanderzulegen — weil die Nutzanwendung für unsere Zeit fehlt — wie wollte man den Maßstab des bäuerlichen Baugedankens an den Baustil unserer Zeit anlegen?

Anders ist es, wenn wir bäuerlichen Geist bis herauf in unsere

Zeit in den großen Kulturleistungen nachweisen können. Die Kunstgeschichte hat wohl in der einen oder anderen Schule oder in dem einen oder anderen Einzelwerk das eingeborene Empfinden nachweisen können; unmittelbar an die bäuerliche Geisteshaltung stoßen wir im Menschlichen, wenn wir hören, daß sich zum Beispiel Dominikus Zimmermann, der Erbauer der Wieskire bei Steingaden, der aus dem Stukkatorendorf Wessobrunn stammte, nach Vollendung seines Hauptwerkes in einen Bauernhof neben seiner Kirche zurückzieht, um dort zu sterben. Oder wenn die Kunstgeschichte den Erbauer der Frauenkirche zu München, „Jörg von Haselbach", einen „Bauernmeister" nennt (Karlinger, 1928), oder die Besonderheiten, welche die bayrische Formensprache von derjenigen der angrenzenden deutschen Stämme unterscheiden, als „Bäuerlichkeiten" bezeichnet (Feulner, 1923). Diese Bezeichnungen bäuerlicher Haltung werden in beiden Fällen mit voller, ernsthafter Anerkennung ihrer Bodenständigkeit gebraucht — ist das nicht auch kennzeichnend für die ungeheure Wandlung, die mit diesen Begriffen vor sich gegangen ist?

Es gibt also verschiedene Wege, diese bäuerliche Kulturordnung zu verstehen. Der am meisten begangene führt wohl über den sichtbaren Gegenstand, sei es über Bauwerk, Bildwerk, Tracht oder ähnliches. Auf diesem Wege ist ungemein viel geschrieben und bebildert worden. Aber schon dieser Weg führt allzuleicht in die Unwirklichkeit der Museen. Außerdem setzt er die Kenntnis der jeweiligen Entstehungsumstände voraus. Denn wir stoßen bei der Beurteilung dessen, was an solchen Dingen eigentlich bodenständig und bäuerlich ist, auf große Schwierigkeiten. Das zeigen am besten die Beispiele. Wir sind fürs Erste gewohnt, das buntbemalte Bauernmöbel Südbayerns und der Alpenländer als bäuerlich zu bezeichnen; in Wirklichkeit ist es die Frucht zunftmäßiger Handwerkskunst, die sich von Geschlecht zu Geschlecht nach strengen Regeln in den Familien der Kistler forterbte, und der fortlaufend Formanregungen aus den Brennpunkten der „großen Kunst", d. h. der Hochkultur im Sinne des obigen, zugrunde lagen. Diese Verbindung der handwerklichen mit der bäuerlichen Kultur ist über ein halbes Jahrtausend alt: schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts arbeiten in Oberbayern die gelernten Kistler. Zur gleichen Zeit, der Zeit der Weistümer, findet man in den Alpen-

ländern wohl schon den Drechsler als ersten Holz bearbeitenden Beruf, den Kistler aber erst später. Von der Herkunft aus gesehen, steht am Anfang solcher Künstlergeschlechter, soweit wir ihren Anfang heute noch nachweisen können, regelmäßig der Bauernsohn! Voraussetzung dafür war seinerzeit die freie Berufswahl, d. h. Freizügigkeit der nachgeborenen Bauernsöhne: sei es, daß sie ohne weiteres gesetzlich möglich war, oder daß sie von den Grundherrschaften zugelassen oder gefördert wurde. Die bayrische Geschichte ist voll von Beispielen bedeutender Männer, denen als begabten Bauernsöhnen auf diese Art der Weg zu großen Aufgaben geebnet wurde.

Was für das Bauernmöbel gilt, gilt genau so für alle gegenständlich auffallenden Kulturleistungen: sei es die Fassadenmalerei; oder die Wessobrunner Stukkierer, die ganz Süddeutschland mit dem Bilderbuch ihrer Decken und Wände erfüllten; oder die Oberammergauer Schnitzer und die Mittenwalder Geigenbauer; oder die Glasbläser aus dem Bayrischen und dem Wiener Wald; oder die Hinterglasmaler von Murnau und vom Böhmer Wald, oder die Hammerschmiede der Alpenländer — alles das beruhte auf streng durchgebildetem Handwerk und war insofern nicht eigentlich bäuerlich. Aber es beruhte, wie gesagt, auf bäuerlichem Blut, und, was gleich wichtig ist, auf bäuerlichem Bedürfnis!

Auch wenn man also vom Gegenständlichen her an die Kulturleistung herantritt, erschließt sich der Weg zum Menschen. Und ehe man vom Begrifflichen her eine Unterscheidung zwischen „bäuerlich" und „unbäuerlich" zu unternehmen begänne, empfiehlt sich das Zurückgehen auf die menschlichen Grundlagen, — zudem würde ja jede derartige Unterscheidung zwischen bäuerlich und unbäuerlich im Schrifttum heute immer von einem unbäuerlichen Standpunkt aus angestellt werden!

Das geforderte Zurückgehen auf die menschliche Substanz des Stammes ist insofern neu, weil die Unterlagen bis jetzt nur spärlich waren. Damit soll nicht gesagt sein, daß es nicht an Lebensbeschreibungen derjenigen Männer aus dem bayrischen Stammesgebiet gefehlt hätte, deren Leistungen im Rahmen der Hochkultur etwas bedeuteten — im Gegenteil! Die Literatur ist überreich an Quellen über die Trä-

ger solcher Einzelleistungen; es sei nur an das kunstgeschichtliche und literaturgeschichtliche Schrifttum erinnert. In diesen stattlichen Reihen sind auch genug Namen vertreten, die unmittelbar von den Bauernhöfen stammen oder deren bäuerliche Verwurzelung noch erkennbar ist.

Trotzdem sind auch das nur Bausteine zu dem Gesamtbau einer kulturellen Stammesgenealogie, deren Grundrisse in den letzten Jahren sichtbar geworden sind. Wir können uns heute schon vorstellen, daß wir eines Tages in der Lage sein werden, den Gesamtstamm als eine Einheit aus bekannten Familien und Sippen zu sehen. Über dem individualistisch empfundenen einzelnen Kulturträger steht dann nicht mehr ein überwundener Massenbegriff — wobei „Masse" und „Individuum" von der gleichen intellektuellen Grundlage abgeleitet sind. Sondern der einzelne steht in einem Volk als einer vielgesichtigen Einheit aus bekannten Erbströmen, die in Begabung und Leistung verschieden sind. Diese Ströme gehen von den Stammhöfen der Landnahmezeit aus und sie fließen aus dieser Quelle immer noch nach — aus dieser Richtung ist ihr Alter urkundlich nicht nachzuweisen, sondern nur zu ahnen. Dann verästeln sie sich von Geschlecht zu Geschlecht auf immer neuen Höfen, in immer neuen Dörfern, Märkten und Städten, verdorren hier und verbinden sich dort, und überall, wo sie den Boden dieses Landes berühren, entsteht Heimat.

Neben dieser Verästlung im Lande geht eine vergleichsweise ähnliche Verästlung in der Arbeit vor sich: die Auseinanderentwicklung der Mannigfaltigkeit der Begabungen wird nach außen erst dann sichtbar, wenn der einzelne aus dem Rahmen der bäuerlichen Arbeit heraus entlassen wird, und in die Ungebundenheit der Hochkultur tritt. Von den Leistungen ist der Weg rückwärts in vielen Fällen deswegen leicht zu verfolgen, weil die Nachsilbe „er" der süddeutschen Namengebung die Herkunft festhält. Nehmen wir als Beispiel von der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert den Geschichtsschreiber Westenrieder oder den Baumeister Dientzenhofer, den Bildhauer Faistenberger oder den Gelehrten Steigenberger — überall steht am Anfang ein Hofname, der zugleich ein Bauernname ist: beim Westenrieder, Dientzenhofer, Faistenberger oder Steigenberger. Es ist der

gleiche Grundsatz, welcher das „von“ als Adelsbezeichnung entstehen ließ: ursprünglich nicht vom Stande, sondern von der Heimat her. Geht man also diesen Weg über die innere Gliederung des Volks zum Verständnis seiner Kultur, so erscheint der bäuerliche Urgrund seiner Leistungen nicht als etwas verwunderliches, sondern als Selbstverständlichkeit.

Der Schlüssel zum Verständnis des Lebens des Stammes sind also seine Ahnen- und Sippschaftstafeln, von denen wir genug besitzen, um einen Gesamteindruck ihrer Lebensgesetze zu gewinnen: nichts ist fesselnder, als das plötzliche Aufspringen einer besonderen Begabung in einer der alten Bauernfamilien, ihre Weitervererbung, ihre Verbreiterung, ihr Zurücksinken oder ihre Verwandlung — während das alte Leben auf dem Stammhof unverändert Jahresring an Jahresring setzte und imstande blieb, nach der Verselbständigung oder dem Absterben seiner Triebe immer wieder neue zu entsenden. Denn es sind nicht nur Einzelpersönlichkeiten, die aus den nachgeborenen Bauernsöhnen hervorgehen, sondern es sind ganze Geschlechtsfolgen, in denen die Leistungsbereitschaft vererbt wird. Diese wird von der „Hochkultur“ zu verschiedenen Zeiten und in verschiedener Richtung in Anspruch genommen — am stärksten dann, wenn deren Entwicklung mit dem Stammescharakter übereinstimmt. Es ist sicher kein Zufall, daß der bayrische Stammesboden wenig große Ärzte und so gut wie gar keine Mathematiker hervorgebracht hat, im Gegensatz zu seinen Künstlerfolgen (Gerlach a. a. O.). *Und mögen diese neuen Zweige auch jeden äußeren Zusammenhang mit den alten Höfen und den heutigen Bauern auf ihnen verloren haben, so rückt doch eine gewisse geheime Übereinstimmung zwischen ihnen durch die Geschlechterfolgen mit.*

Es genügt also zwar nicht, sich die Substanz des Bauernstammes gewissermaßen verzettelt als eine riesige Kartei vorzustellen — aber diese Kartei kann eines Tages das wirkliche Gefüge des Volks offenbaren. Die Art und Weise dieses inneren Gefüges des Volks offenbart seine erste und eigentliche Kulturleistung: hat es sich eine Ordnung gegeben, die vor dem Urteil der Geschichte bestehen kann? Unter Ordnung verstehen wir hier ein Gleichgewicht der Verhältnisse zwi-

schen all den Mächten, die das Leben des einzelnen bestimmen: Gleichgewicht zwischen irdischen und überirdischen Gewalten, zwischen menschlicher Freiheit und Gebundenheit, zwischen Herrschaft über die Erde und Dienst an der Erde. Es besteht kein Zweifel darüber, daß es neben der bäuerlichen Ordnung auch noch andere Möglichkeiten gibt: solche, die von vornherein unbäuerlicher Art sind, und solche, die aus der Zersetzung bäuerlicher Ordnungen hervorgehen. Die Bayern haben im Gegensatz dazu an der bäuerlichen Ordnung auch im Gesamtgebiete ihres früheren und späteren Siedlungs- und Machtbereichs festgehalten. Die Frucht ist eine — im ganzen gesehen — bäuerliche Kultur.

Deren erstes Merkmal ist das einer schichtenlosen Gesellschaft. Der Übergang zwischen allen Besitzgrößen war ein fließender, so daß der Tüchtigkeit grundsätzlich kein Wirkungskreis verschlossen war. Die dauernde Ergänzung der weltlichen und geistlichen Führung aus der Bauernschaft spielte dabei eine Hauptrolle. Auf- und Abstieg nahmen (mit Ausnahme des Bereichs der geistlichen Ehelosigkeit) zumeist mehr als eine Generation in Anspruch. Der äußere Eindruck einer bäuerlichen Gesellschaft ist — zu einem gewissen Stichtag — wohl deutlich gestuft, die Stufenleiter als solche ist aber frei gangbar. Als Kern der Gesellschaft erhält sich aber ein Typ von Höfen, der groß genug ist, um den Bauern einen vollen Anteil am Kulturleben zu ermöglichen und der deshalb nicht mehr als Durchgangsstufe für eine im Aufstieg befindliche Familie erscheint, sondern zu dauernder Heimat geeignet ist. Neidlose Selbstsicherheit ist auf diesen Höfen zu Hause, und auch heute noch ist wenig städtisches Bürgertum in der Lage, sich an Stil der Inneneinrichtung, an Weiträumigkeit der Zimmer, ja sogar an Kunstbesitz mit ihnen zu vergleichen. Ein Beispiel: Als die bayrische Forstverwaltung Mitte des vorigen Jahrhunderts ein kleines Bauerndorf in Oberbayern verforstete, erstand einer der großen Höfe der Nachbarschaft Altar und Gestühl der zum Abbruch bestimmten Kirche und baute sich um diese heilig gehaltenen Zeugen der verschwundenen Nachbarschaft seine eigene Kapelle.

Damit gelangen wir zu den seelischen Werten, welche die eigentlichen Träger dieser Lebensordnung sind. Sie sind am kürzesten mit

einem Wort zu umreißen: Geschlossenheit. Himmel und Erde klaffen nirgends auseinander; die tägliche Arbeit ist von jeher geheiligt und über die Ebene einer Nur-Pflichtarbeit erhoben — dabei vergessen wir nicht, daß eben der große Bauernhof eine gewisse Muße und Wohlhabenheit gestattet; während einerseits der Alltag vom Glauben durchdrungen ist, durchdringt die Mutter Erde den Glauben, so daß er der Bauernarbeit verbunden bleibt. Zum wichtigsten Kulturbesitz des bayrischen Bauern gehört das darauf beruhende Verhältnis zu Tier und Pflanze. In beiden unterscheidet er sich scharf vom Romanen: das Überschreiten der Volksgrenze im Süden führt hier in eine andere Welt, der gegenüber der bayrische Bauer auf Grund seines Anders-Seins sich seit seinem Eintreten in die Geschichte überlegen fühlt. Diese Verschiedenheit kann sich nicht so sehr bei den Haustieren und Kulturpflanzen zeigen, die dem notwendig schnelleren Rhythmus von Saat und Ernte, Geburt und Tod unterliegen; sie zeigt sich um so deutlicher, sobald diese Notwendigkeit schnellen Umtriebs keine Rolle spielt. Wir denken in erster Linie an das Verhältnis zum einzelnen Baum, über das für die gesamtgermanische Welt schon viel geschrieben wurde; für das Verhältnis des bayrischen Bauern zum Baum ist das Werk von Stützer „Die größten, ältesten oder sonst merkwürdigen Bäume Bayerns" von 1900 eine wahre Fundgrube. Das Wachstum der Felder, Wiesen und Almen wurde und wird heute noch durch die Flursegnungen und Almweihen geheiligt. Das gleiche Verhältnis hat zur Segnung der Tiere geführt (z. B. Pferdeumritte, Almabtriebe), oder auch — wo keinerlei Brauchtum bestand — zu ihrer Heilighaltung durch die Sitte. Als Beispiel sei die verschiedene Einstellung zur Schwalbe genannt: während sie für den bayrischen Bauern unantastbar ist, wird sie von den Romanen zu Tausenden für die Küche gefangen; während sie den germanischen Bayern als Vogel der Mutter Gottes galt, hat der Göttervogel der alten, nordisch bestimmten klassischen Mythologie bei den Nachkommen der alten Italiker keinen Schutz. Unter den Gesichtspunkt der Einheitlichkeit läßt sich auch der Ablauf des Lebens stellen: während sich in den Städten die einzelnen Haushaltungen der Generationen trennen, bleiben sie in der bäuerlichen Ordnung auf dem Hof vereinigt. Voraussetzung dafür ist, daß sich die Geschlechterfolgen auf Grund eines

freiwilligen Entschlusses ablösen in jenem Rhythmus, den die Dauer des menschlichen Lebens vorschreibt: die Hofübergabe unter Lebenden ist infolgedessen zu einer Sitte geworden, der wirkliche Sittlichkeit im höheren Sinne zugrunde liegt. Geburt und Tod sind dann keine Abschnitte mehr, die zum Anfang oder Ende dieses „Hauses" führen, sondern Verheißung der Dauer. Wenn von Ahnenverehrung gesprochen wird, dann darf nicht übersehen werden, wieviel davon im herbstlichen Fest Allerseelen oder in den Seelenmessen, dem „Jahrtag" des bayrischen Bauern, lebendig ist. Eine regelmäßige Folge dieser Geschlossenheit ist die Instinktsicherheit, mit der alle Erscheinungen des Lebens auf den eigenen Lebenskreis bezogen werden: Ablehnung oder Bejahung sind als Festlegung der eigenen Stellung gesunde Lebensäußerungen, die an und für sich noch kein Werturteil über den beurteilten Gegenstand zu sein brauchen. An Stelle von Haß oder Neid tritt das Gefühl des Andersseins, der Wille zur Unterscheidung, als seelische Voraussetzung jeder Eigenständigkeit.

Alle Kultureinheiten außer dem Bauernhof sind nicht einzig Eigentum des Stammes: Städte, Burgen und Klöster gehören zu dem Kulturaustausch des ganzen Abendlandes, sie sind aus ihrer Entstehungsgeschichte heraus immer zugleich nehmend und gebend. Der Bauernhof dagegen verkörpert in ungebrochener Folge eine eigenständige Entwicklungsmöglichkeit unserer Kultur, welche auch den Reichtum fremder Kultureinflüsse der eigenen angestammten Siedlungsform unterordnete, die sie zwar verarbeitete, aber der sie nicht unterlag. Das gilt selbstverständlich nur in groben Zügen und läßt sich nicht unbedingt verallgemeinern: denn einerseits haben die Burg oder der Herrensitz genau solche Wurzeln in der germanischen Vorzeit, wie die Tempel- bzw. Priestersiedlung; und anderseits gibt es auch auf nicht germanischem Boden Höfe, die auf ähnlichen Grundlagen beruhend, eine ähnliche Ausbildung zeigen, wie der deutsche Bauernhof. Das Besondere an der Entwicklung des bayrischen Siedlungsgebietes ist also nicht etwa, daß sie bäuerlich erfolgte: denn in der Frühzeit hat nur der Bauer in Europa Kulturboden geschaffen! (Wir verstehen unter „Bauer" hier sowohl den Ackerbauer, wie den Viehzüchter. Gerade der bayrische Stammesboden kann davon abhalten, Bauerntum und Pflugbau gleichzusetzen.) Sondern das Be-

sondere ist, daß der Bauernhof die maßgebende Kultureinheit auch bis heute geblieben ist und nach wie vor alle Anzeichen unverbrauchter kulturschaffender Kraft in sich trägt. Wenn man die „Hochkultur“ als einen Verbrennungsvorgang bezeichnet hat, so ist der Bauernhof Altbayerns und der Alpenländer noch nicht in diesen Vorgang einbezogen gewesen — mit Ausnahme derjenigen Landschaften, die nicht mehr eigenständig aus sich selbst, sondern vom Fremdenverkehr leben. Darum wird das Reichserbhofgesetz in einem weiteren Sinn substanzerhaltend wirken, weil es den Bauernhof nicht nur aus dem wirtschaftlichen Mobilisierungsvorgang, sondern auch aus dieser Verbrennung heraus löste — es kann den Höfen ihre Ruhe erhalten.

Das Hauptargument, das gegen das Fortbestehen dieser bäuerlichen Kulturgrundlage vorgebracht wurde, ist, daß der Bauernhof dazu nicht entwicklungsfähig genug sei. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Bauernhof weiter Gegenden nicht nur Europas, sondern leider auch mancher deutscher Gegenden, unter dem Druck seiner wirtschaftlichen und politischen Lage, um Jahrhunderte hinter seiner möglichen Entwicklung zurückgeblieben ist. Auch auf dem bayrischen Siedlungsgebiet gibt es scharfe Unterschiede der äußeren Kultur: der breite Hof etwa des bayrischen und tirolischen Unterinntals, oder des bayrischen und österreichischen Donaugebietes ist mit dem einstöckigen, kleinräumigen Haus der Münchner Schotterebene oder jüngerer alpenländischer Rodungsgebiete kaum zu vergleichen. Hier handelt es sich aber darum, daß der Kulturstand sich eng den Grenzmöglichkeiten der Kulturfähigkeit der Böden anpaßt und sie in unendlich mühsamer Arbeit hinaufdrückt. Überall, wo die Böden es erlauben, entwickelt sich jeder Hof bis an die obere Grenze des menschlichen Wohnbedürfnisses. Dabei tritt er mit Jahrhundert zu Jahrhundert mehr in Verbindung mit den arbeitsteiligen Berufen des Gewerbes und Kunstgewerbes und damit auch mit der Hochkultur der nichtbäuerlichen Siedlungen. Der Bauernhof wird damit zum Auftraggeber der „kulturschaffenden“ Berufe. In dieser Eigenschaft sind ihm außer seiner wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit keine Grenzen gesetzt, in der Vergangenheit wie heute. Niemand wird leugnen, daß die Fassadenmalerei des bayrischen Bauernhauses ein Zweig der gleichen großen

Kunst ist, der die großen Deckengemälde des Barock und Rokoko angehören: es waren die gleichen Meister, zum mindesten die gleichen Schulen, die beides schufen. Die Stileinheit weltlicher und geistlicher Kunst, wie sie in den fruchtbarsten Perioden der bayrischen Kulturgeschichte besteht, läßt uns den Bauern auch deutlich werden als den eigentlichen Auftraggeber der Dorfkirche, die als die wichtigste künstlerische Gemeinschaftsleistung des Dorfes oder der Einödhöfe dasteht.

Die Stellung des Bauernhofs als des wesentlichen Kulturträgers erscheint auch aus dem Grunde nicht eindeutig, weil scheinbar seine Stilentwicklung um die Mitte des 19. Jahrhunderts abgerissen ist. Der bayrische Bauer und erst recht der Bauer der Alpenländer hat noch ein Menschenalter länger in den überkommenen Stilformen einer Mischung von Rokoko und Biedermeier gelebt, als der Mensch der Städte. Echte Ausläufer des bayrischen Bauernmöbels finden wir noch aus den sechziger und siebziger Jahren, während die Ausstattung auch der wohlhabendsten Bauerntochter des bayrischen Oberlandes noch in den fünfziger Jahren ganz selbstverständlich den alten Stil zeigt. Eine solche Ausstattung oder auch die wohlerhaltene Inneneinrichtung eines Bauernhauses aus dieser Zeit läßt auch beim befangensten Betrachter keinen Zweifel über deren künstlerischen Hochstand. Solche *Zweifel waren erst in der Zeit der Krise möglich, die sich über mehrere Jahrzehnte ausdehnte.* Der Grund dieser Krise war die notwendige Aufnahme und Verarbeitung der Technik auf den Höfen.

Wir lassen nun keinen Zweifel darüber, daß wir die Beherrschung der Maschine als einen unerläßlichen Teil der bäuerlichen Berufskultur betrachten, nachdem der Staat dafür gesorgt hat, daß die zerstörenden Folgen der Maschine für die bäuerliche Siedlungsstruktur nicht auftreten können. Die Maschine hat nicht das Ende des Bauern zur Folge, sondern sie setzt ihn in den Stand, seine Stellung als Kulturträger in einer arbeitsteiligen Wirtschaft zu behaupten. Damit wird als Folge der Befestigung der Berufskultur ein Wiederanknüpfen an die äußere Kultur möglich sein. Damit ist nicht gesagt, daß etwa die Formensprache der großen Vergangenheit bayrischer Bauernkultur unverändert aufgenommen werden könnte; aber jede Forderung an Werkgerechtigkeit legt die handwerklichen Grundlagen frei, auf denen

Kunst ist, der die großen Deckengemälde des Barock und Rokoko angehören: es waren die gleichen Meister, zum mindesten die gleichen Schulen, die beides schufen. Die Stileinheit weltlicher und geistlicher Kunst, wie sie in den fruchtbarsten Perioden der bayrischen Kulturgeschichte besteht, läßt uns den Bauern auch deutlich werden als den eigentlichen Auftraggeber der Dorfkirche, die als die wichtigste künstlerische Gemeinschaftsleistung des Dorfes oder der Einödhöfe dasteht.

Die Stellung des Bauernhofs als des wesentlichen Kulturträgers erscheint auch aus dem Grunde nicht eindeutig, weil scheinbar seine Stilentwicklung um die Mitte des 19. Jahrhunderts abgerissen ist. Der bayrische Bauer und erst recht der Bauer der Alpenländer hat noch ein Menschenalter länger in den überkommenen Stilformen einer Mischung von Rokoko und Biedermeier gelebt, als der Mensch der Städte. Echte Ausläufer des bayrischen Bauernmöbels finden wir noch aus den sechziger und siebziger Jahren, während die Ausstattung auch der wohlhabendsten Bauerntochter des bayrischen Oberlandes noch in den fünfziger Jahren ganz selbstverständlich den alten Stil zeigt. Eine solche Ausstattung oder auch die wohlerhaltene Inneneinrichtung eines Bauernhauses aus dieser Zeit läßt auch beim befangensten Betrachter keinen Zweifel über deren künstlerischen Hochstand. *Solche Zweifel waren erst in der Zeit der Krise möglich, die sich über mehrere Jahrzehnte ausdehnte.* Der Grund dieser Krise war die notwendige Aufnahme und Verarbeitung der Technik auf den Höfen.

Wir lassen nun keinen Zweifel darüber, daß wir die Beherrschung der Maschine als einen unerläßlichen Teil der bäuerlichen Berufskultur betrachten, nachdem der Staat dafür gesorgt hat, daß die zerstörenden Folgen der Maschine für die bäuerliche Siedlungsstruktur nicht auftreten können. Die Maschine hat nicht das Ende des Bauern zur Folge, sondern sie setzt ihn in den Stand, seine Stellung als Kulturträger in einer arbeitsteiligen Wirtschaft zu behaupten. Damit wird als Folge der Befestigung der Berufskultur ein Wiederanknüpfen an die äußere Kultur möglich sein. Damit ist nicht gesagt, daß etwa die Formensprache der großen Vergangenheit bayrischer Bauernkultur unverändert aufgenommen werden könnte; aber jede Forderung an Werkgerechtigkeit legt die handwerklichen Grundlagen frei, auf denen

sich alles das entwickelt hat, was wir heute an bäuerlicher Kultur schätzen. Die geistige Voraussetzung dafür wäre jene Wendung nach innen im Gegensatz zur Verbreiterung nach außen, die wir aus der ganzen bayrischen Bauerngeschichte als wesentlichen Ansporn des Kulturschaffens kennen, und die ihre genaue Parallele auch in der eigentlichen landwirtschaftlichen Arbeit hat, wo sie handgreiflich sichtbar wird. Die Schaffung von Kulturböden bedeutet ein immer tieferes Hineinschaffen in das Herz des Heimatbodens, der schon im Mittelalter als von Gott verliehen erscheint und der als Heimat nicht mehr in Frage gestellt werden kann. Diese Einstellung ist die einzig mögliche für dicht siedelnde Völker mit festen Grenzen und steht im genauen Gegensatz zu jeder großflächigen Ausdehnung auf immer neuen jungfräulichen Böden. Sie führt letzten Endes dazu, daß die Landschaft einschließlich ihrer Siedlungseinheiten als einheitliches Gesamtkunstwerk begriffen werden kann. Dieser Begriff der dauernd bewohnten Kulturlandschaft entspringt aus einer ganz anderen Wurzel, als derjenige der zeitweise bewohnten „Erholungslandschaft" — der Gegensatz spielt gerade am bayrischen Alpenrand eine Rolle, nachdem die Lehre von der Gesamtgestaltung der Landschaft als Einheit aus bäuerlichem Landbau und landschaftlicher Schönheit gerade hier im Zusammenwirken des bäuerlichen Landschaftsbewußtseins mit den Schulen der Schriftsteller und Maler ausgeprägt worden ist. Nur im Rahmen der Kulturlandschaft eröffnen sich die unbegrenzten Aufgaben, die der Bauernhof auch in Zukunft hat: es wird der Arbeit vieler Geschlechter bedürfen, bis der Hochstand landwirtschaftlicher Kultur, wie ihn einige Gegenden erreicht haben, Allgemeingut der ganzen Bauernschaft geworden ist. Daß wir heute in der Lage sind, das Gesamtkunstwerk unserer Heimat zu planen, verdanken wir der Beherrschung der Landschaft. Diese ist das Ergebnis jener Entwicklung seit der Landnahme, die in den vorstehenden Abschnitten gezeigt worden ist. Es gebe sich also niemand der Ansicht hin, daß wir am Ende der bäuerlichen Kulturleistung stünden, weil wir das Land von München bis Wien oder Venedig in Stunden überfliegen — sie tritt im Gegenteil in einen neuen Abschnitt ein, nachdem das Problem der Maschine politisch gemei-

stert ist. Die seelischen Werte, die aus dem Heimatbegriff stammen, sind noch lange nicht ausgeschöpft — es spricht noch viel zu viel Heimatlosigkeit aus dieser Zeit. Daß der Heimatbegriff auf dem bayrischen Stammesboden so ungemein lebendig geblieben ist, hängt mit verschiedenen Faktoren zusammen, er wird zum Teil auch rassischen Grundlagen zugeschrieben — einer der stärksten ist aber das Lebensgesetz des Bauernhofs, das den bayrischen Bauern nicht nur als Eigentümer im bürgerlich-rechtlichen Sinn, sondern seit fast ein und einem halben Jahrtausend als Treuhänder für seine Familie betrachtete. Dadurch blieb der Hof die seelische Heimat der übrigen Geschwister, auch wenn sie weit entfernt von der Heimat lebten, ja, wenn es nicht zur Gründung einer neuen Heimat kam — wie bei vielen städtischen Zweigen ursprünglich bäuerlicher Familien — über mehrere Geschlechterfolgen. Die Münchner Kulturgeschichte ist voll von Beispielen dafür.

Die Strophe des Vogelweiders, als er ein Lehen bekam, ist wohl bekannt: „Ich han ein lehen, all diu werlt, ich han ein lehen —." Hinzuzufügen ist, daß in Teilen des heutigen bayrischen Gebirges, wie z. B. im Berchtesgadener Land und weit in die österreichischen Alpenländer hinein, die Bezeichnung „Lehen" nicht mehr und nicht weniger bedeutet, als eben einen Bauernhof — nicht etwa ein Schloß, für das auch Walther wenig Verwendung gehabt hätte, weil er den Rückhalt eines Hofs bitter nötig hatte. Wir wissen nicht, welcher Art der Hof des Vogelweiders war; aber wir wissen aus vielen zeitgenössischen Quellen, daß ein guter Hof wohl der Sitz eines ritterbürtigen Mannes sein konnte. Noch spätere Quellen, die z. B. wie die Topographie Wenings, den Bau eines Hofs deutlich beurteilen lassen, verzeichnen eine ganze Reihe von Sitzen, die von wohlhabenden Bauernhöfen kaum zu unterscheiden sind, wenn nicht von ihnen übertroffen werden. Damit berühren wir aber einen entscheidenden Umstand, wenn wir die Gesamtkultur eines Stammes als bäuerlich begründet bezeichnen dürfen: es genügte nicht, daß das Bauerntum immer wieder seine Begabten in andere Berufe entsandte und daß diese Zweige, früher oder später innerlich unbäuerlich geworden, eine bodenfremde Intellektuellenschicht bildeten; im Gegen-

teil mußten diese Zweige auf der neuen gewonnenen Erkenntnisebene immer wieder zum Heimatboden zurückwachsen können. Damit entstand ein menschlicher Kreislauf, der den Landbau seit jeher befruchtet und anderseits verhindert hat, daß das Bauerntum im Staat abgekapselt wurde. Der bayrische Stamm hat sich, als Folge seines Festhaltens an seinem glücklichen Siedlungsgleichgewicht, neben einem ureingesessenen Bauerntum auch diese Möglichkeit erhalten. Die Geschichte der bayrischen und österreichischen Landwirtschaft bewahrt den Dank in Gestalt einer Reihe von Männern, denen auch der Bauernhof einen Großteil seiner fruchtbarsten Anstöße verdankt. Seit es auf dem bayrischen Stammesboden eine Wissenschaft vom Landbau gibt, beruht sie auf einem ständigen Gegenspiel zwischen den hohen Schulen und den Bauernhöfen. Nur wenige Beispiele aus den revolutionären ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, die für die Entwicklung des Bauerntums ähnlich entscheidend waren wie unsere Zeit: Schönleutner, der bayrische Schüler Thaers, war der Sohn eines Wegzolleinnehmers und vor seiner Entsendung zu Thaer Sekretär einer Kriegsdeputation; Burger, der eine ähnliche Bedeutung für die österreichischen Alpenländer gewann, war der Sohn eines Wundarztes und selbst Wundarzt, ehe er zur Landwirtschaft kam; J. E. Fürst war Halloberbeamter; Zierl war, wie Burger, der Sohn eines Chirurgen und selbst Mediziner, ehe er nach Schönleutner das Haupt von dessen wissenschaftlicher Schule wurde; Fraas, der wieder dessen Erbe antrat, war Professor der Botanik in Athen, ehe er nach Bayern zurückkam, um die bayrische Schule zu übernehmen. Die Wissenschaft des Landbaues, wie sie von diesen Namen vertreten wurde, war und blieb trotzdem eine Schule des Bauern, im Gegensatz zu der Entwicklung, welche die Landwirtschaftswissenschaft anderswo nahm. Und gegen welches Maß von Widerstand hat sich dieses bäuerliche Bayern seine Eigenart erhalten müssen! Seit es eine Aufklärung gab, gehörte es zum guten Ton, seine Zurückgebliebenheit zu tadeln: da sollten die großen Einödhöfe aufgeteilt werden; da war der Bauer zu sehr in seiner alten Hauswirtschaft befangen, um sich in die Verkehrswirtschaft einzufügen; da gab es noch die alten Legschindeldächer („niedrige Hütten

mit ganz flachen Dächern, welche aus viereckigen Brettstücken bestehen, die von darauf gelegten Steinen festgehalten werden"); da war die Bauerntracht zu „gefallsüchtig"; da waren die Fassaden der Häuser mit ganz unaufgeklärten Bildern bemalt; da war zu wenig Industrie — kurz, durch das ganze landbauliche Schrifttum Bayerns zieht sich seit seinem Bestehen wie ein roter Faden die Verteidigung dessen, was eben seine bäuerliche Stärke ausmachte. Solchen Verteidigungen verdanken wir zugleich die schönsten Bekenntnisse zu seiner Kultur.

Damit schließt sich der Ring innerhalb einer bäuerlich bestimmten Kultur. Wenn es erlaubt ist, das Bauerntum mit dem Boden zu vergleichen, so trägt es nicht nur die Ernte, sondern empfängt auch die Saat. In diesem Ring ist beschlossen, was der ehrwürdige Westenrieder 1790 der französischen Revolution als Frucht eines solchen Wesens entgegenhielt: „Uralter Sittengehalt, uralter Reichtum und uralte wahrhafte Glückseligkeit."

Die staatliche Entwicklung des geschlossenen bayrischen Siedlungsraumes bis zum Unglück der staatlichen Zerreißung

Obwohl vielleicht an Zahl kaum der größte der deutschen Volksstämme, hat das Bayerntum doch rein räumlich in seiner Landnahme mehr Raum eingenommen, als irgendeiner der anderen Stämme. Natürlich wissen wir nicht genau, bis wohin im 6. Jahrhundert die Grenzen des bayrischen Stammes gereicht haben; diese Grenzen sind sowohl im Böhmischen Wald wie auch im Nordgau ebenso fließend, wie etwa in der Steiermark und in Kärnten; daß sie gegenüber den Langobarden vielfach wechselten, wissen wir. Seit der Eingliederung des bayrischen Stammes in das fränkische Reich aber vermögen wir die räumliche Ausdehnung wohl festzustellen. Sie folgt dem Druck der Siedlung, sei es, daß bayrische Siedler in Gebiete vordringen, die erst nach ihrer Festsetzung dem Herzogtum angegliedert werden, sei es, daß Gebiete erobert werden, um dann von der vorwärtsrückenden Siedlung besetzt zu werden.

Zwei große Abschnitte heben sich hervor, — die Zeit vor dem Ungarnsturm und die Zeit nach dem Ungarnsturm. 722 n. Chr. erobert Herzog Tassilo Kärnten und setzt dort einen Unterherzog ein, — das ist noch zur Zeit der bayrischen Selbständigkeit. Mit der Absetzung Tassilos 788 übernimmt Kaiser Karl das bayrische Herzogtum in eigene Hand und geht nun von hier aus zum Angriff vor. 788 n. Chr. werden die Waffen mit den Awaren gekreuzt, die in Bayern einzubrechen versuchen. Im gleichen Jahre besetzen Karls Truppen Istrien — die wichtige Halbinsel am Adriatischen Meer ist dadurch mit Bayern verbunden. Diese äußerste Südausdehnung, die das geschlossene deutsche Volkstumsgebiet an das Mittelmeer hätte

bringen können, hat leider später gar nicht die entsprechende Beachtung gefunden. Die Kämpfe mit den Awaren setzen sich in den nächsten Jahren fort, wobei Reichstruppen die Donau abwärts vorstoßen. Nach den Annalen Einharts kommen sie sogar 790 n. Chr. bis an die Raab; 795 n. Chr. bietet ein awarischer Großer, der Tudum, seine Unterwerfung und Taufe an, — im gleichen Jahre dringt der Markgraf von Friaul bis zur Theiß vor, — bis 803 n. Chr. schleppen sich die Awarenkämpfe hin, dann erliegt das kriegerische Türkvolk, sein letzter Häuptling muß sich 805 n. Chr. taufen lassen, — die Trümmer bekommen ein Stück Land zwischen Heunburg und Steinamanger angewiesen, wo 822 n. Chr. zum letzten Male der Name der Awaren erwähnt wird.

Der Weg ist frei, und jetzt „ergossen sich bayrische Ansiedler über das an vielen Stellen entvölkerte, ausgedehnte Gebiet östlich der Enns". Es wird Zeit, das ganze Gebiet zu ordnen, — und Kaiser Karl trifft im Jahre 803 n. Chr. eine politische Neuordnung dieser Ländermassen. Schon hier liegt die erste, wenig sinnvolle Zerreißung das bayrischen geschlossenen Siedlungsgebietes. Kärnten bekommt der Markgraf von Friaul, dem auch das Land zwischen Drau und Save, Istrien, Liburien und Dalmatien übergeben wird, — damit wird der Hauptteil des bayrischen Siedlungsraumes vom Mittelmeer abgeriegelt und diese Gebiete mit ihrer stark einströmenden bayrischen Bevölkerung nach Italien hinüber verwaltungsmäßig angeschlossen, — ein folgenschwerer Vorgang.

Die sog. bayrische Ostmark, das Land von der Enns bis zum Wiener Wald, dazu Ober- und Unterpannonien bis zur Drau dagegen wurde als eine zweite Mark organisiert; deren Grenzen im Norden wohl kaum feststanden; 805 und 806 finden Feldzüge nach Böhmen statt, die sich dann noch eine längere Zeit fortgesetzt haben.

Diese Markeneinteilung hätte möglicherweise früh zu einer Entfremdung dieser Grenzlandschaften führen können, wenn in diesem Falle nicht einmal die kirchliche Einteilung den bayrischen Raum zusammengehalten hätte. Die Ostmark unterstand von Anfang an der Diözese Passau, Kärnten blieb kirchlich durch das altbayrische Bistum Salzburg verbunden mit dem gesamtbayrischen Raum. Hier aber bemühte sich das Bistum Aquileia seinerseits, Kärnten unter

seine kirchliche Herrschaft zu bekommen. Karl hat damals Kärnten in der Weise getrennt, daß der südlich der Drau gelegene Teil zu Aquileia, der nördliche zu Salzburg gehören sollten. Damit war Salzburg mindestens in einem Teil von Kärnten noch beteiligt und konnte es festhalten. Das südliche Kärnten aber entglitt auf diese Weise und kam wirklich als Bestandteil zum Herzogtum Friaul, bei dem es bis 1077 n. Chr. blieb.

Unter Karls Nachfolger, Ludwig dem Frommen, wird Bayern an den ältesten Sohn Ludwigs, Lothar, übertragen; als dieser 817 n. Chr. zum Mitkaiser erhoben wird, fällt Bayern „samt den Avaren, Kärtnern, Böhmen und Slaven", nebst zwei Höfen im Nordgau (Ingolstadt und Lauterhofen) an den jüngsten Sohn Ludwigs.

In jener Zeit ragt die Macht des fränkischen Reiches so weit nach Südosten, daß sie mit dem machtvollen bulgarischen Reich zusammenstößt. Ein serbischer Stamm am Timok, die Timotschaner, will sich bereits dem fränkischen Reiche anschließen, wird daran aber durch einen Slowenenfürsten Liudewit gehindert. Es kommt hier 820 und 821 n. Chr. zu einem Reichsfeldzug, der bis tief nach Dalmatien führt und das ganze Gebiet zwischen Drau und Save in die fränkische Hand bringt und der die Timotschaner nun wirklich veranlaßt, sich dem fränkischen Reich zu unterwerfen. Die „Frankenberge" („Fruška Gora") vor Belgrad erinnern noch an diese weiteste deutsche Machtausdehnung jener Zeit.

Damit aber war an der bayrischen Front das Karolingerreich in das Gehege des mächtigen Bulgarenkhan Omortag geraten. Die Bulgaren sandten wiederholt Gesandtschaften an den Hof und forderten eine vernünftige Grenzregulierung. Da sie keinen ausreichenden Bescheid bekamen, offenbar infolge der wirren Zustände am Hofe des Kaisers, die uns ja Bischof Agobard von Lyon farbig genug geschildert hat, stellten sie 822 ein Ultimatum, bekamen wieder keine Antwort und brachen zwei Jahre später mit einem großen Heer ein. Sie müssen ziemlichen Schaden angerichtet haben, denn der Markgraf Balderich von Friaul wurde wegen der erlittenen Niederlage abgesetzt und Prinz Ludwig, dem ja der bayrische Teil des Reichsheeres unterstand, organisierte einen Gegenstoß. Die Mönche von Fulda hielten damals tausend Messen für das Gelingen des Feld-

zuges, — trotzdem schweigen die Chronisten beharrlich über den Erfolg. Ein Jahr darauf waren die bulgarischen Reitermassen schon wieder im Lande, — der Feldzug muß also mißglückt sein. Es rächte sich jetzt, daß man den geschlossenen bayrischen Raum geteilt und den südlichsten Teil an Friaul angehängt hatte — das Land zwischen Drau und Save jedenfalls ging verloren, hier taucht nun ein slowenischer Herzog, offenbar unter bulgarischer Hoheit, auf. Erst zehn Jahre später wird dies Gebiet von einem bayrischen Grafen wieder gewonnen. Die unruhigen Verhältnisse hier ziehen sich noch lange hin, bulgarische Gesandtschaften, die zum Abschluß eines Friedens ins Reich kamen (845 n. Chr. und 852 n. Chr.), konnten zu keinen vernünftigen Verhandlungen kommen, weil die wirren Eifersuchtskämpfe am Hofe die Spitze des Reiches völlig verhandlungsunfähig gemacht hatten. So war das bayrische Land hier darauf angewiesen, sich selbst zu wehren. Ja, Karl der Kahle, Ludwigs Bruder, hetzte selber die Bulgaren zu einem Einfall auf, bei dem sie dann allerdings 853 n. Chr. hinausgeschlagen wurden. Seitdem blieb es hier an der Südostseite still, aber die äußersten Wachstumsspitzen waren verlorengegangen, die Adria nur in Istrien erreicht. Parallel damit laufen Zusammenstöße an der böhmischen Grenze.

Entscheidend aber wird die innere Reichsteilung von 842 zu Straßburg, bei der Ludwig zu seinem alten Königreich Bayern den Nordgau, Schwaben bis zur Aar und bis zum Rhein, ganz Ostfranken mit den Bistümern von Mainz, Worms und Speyer, Sachsen und Thüringen bekommt, d. h. den größten Teil der Völker deutscher Zunge. Diese Teilung von Straßburg, bekannt durch die „Straßburger Eide“, bringt Bayern den alten Nordgau wieder; im Osten wird ein abhängiger slawischer Staat des Herzogs Priwina dem Reiche vorgelagert, dessen Hauptstadt „Mosaburg“ („Szalavár“) am Plattensee ist, und das offenbar auch Fünfkirchen und Pettau umfaßte, ein bequemer Pufferstaat gegen Angriffe vom Osten.

Innerhalb dieses ostfränkischen Reiches lag das Schwergewicht in der Tat bei dem bayrischen Herzogtum. Sachsen krankte noch an den schweren Verwüstungen der karolingischen Zeit und hatte 842/43 den unglücklichen Stellinga-Aufstand durchgemacht, Schwaben und Thüringen waren kleinräumig zersplittert, der zum Ostreich gekommene

Teil des fränkischen Siedlungsgebietes mußte erst zu einer neuen Einheit verschmelzen. Bayern dagegen umfaßte wirklich einheitlich die Gesamtheit der bayrisch besiedelten Lande, hatte gen Osten weiten und nur von den mährischen Slawen bestrittenen Ausdehnungsraum vor sich, verfügte in Regensburg über eine wirkliche Hauptstadt, die als Handelsort damals in Deutschland an der Spitze stand und war so nicht nur durch die Tatsache, daß König Ludwig der Deutsche dort residierte, sondern durch seine eigene innere Kraft an die Spitze des ostfränkischen Reiches gekommen. Eine Anzahl von Feldzügen gegen die böhmischen und mittelelbischen Slawen brachten trotz einzelnen Rückschlägen Erfolge; auch weiter im Süden bekam man das Land zwischen Drau und Save in die Hand. Eine Landesteilung des gesamten ostfränkischen Reiches, die der alte Ludwig der Deutsche 865 vorsorglich vornahm, ließ den bayrischen Besitz mit allen seinen Marken und den zinspflichtigen slawischen Völkern beisammen. Die Kämpfe mit den mährischen Slawen setzten sich fort; etwa um 873 ist es dabei gelungen, das Marchland am nördlichen Donauufer für Bayern zu gewinnen. Auch der Tod Ludwigs des Deutschen 876 änderte die Lage nicht — der bayrische Raum blieb zusammen und wurde nicht geteilt. Dann aber zeigten sich jene tragischen Erscheinungen in der karolingischen Familie, die doch wohl nur mit einer schweren erblichen Krankheit erklärlich sind. Karlmann, der Älteste und Herrscher über Bayern, wird in frühen Jahren von einer schweren Krankheit, die ihn zuletzt sogar der Sprache beraubt, heimgesucht und muß die Regierung aufgeben. Sein Bruder Ludwig übernimmt 879 Bayern, stirbt aber schon 882, so kommt die Krone an den jüngsten und auch unfähigsten der Brüder, an Karl, der zwar sich gelegentlich in Bayern aufhält, aber unter dem dauernden Druck der Normannen- und Arabereinfälle die Fragen des Südostens vernachlässigte. 888 dankt er ab, die Geschichte erhält ihm nur den Beinamen „Der Dicke“. Unter diesen Umständen ist es ein Glück, daß aus der Ehe Karlmanns, des ältesten Sohnes Kaiser Ludwigs, aus einer nicht kirchlich gesegneten, aber rechtlich anerkannten Ehe — der Markgraf Arnulf da ist, der bisher in Kärnten die Herrschaft führte und nun als letzter Nachkomme des Hauses die Herrschaft im Reiche antritt. Er stützt sich wieder

durchaus auf Bayern, das unter ihm wieder in seine alte führende Stelle tritt. Aus seinem Feldzug im Jahre 888 erfahren wir, daß damals zwei Höfe, „Navum“ und „Sagum“, aus dem Besitz des italienischen Königsreiches in bayrischen Besitz übergehen. Navum ist wahrscheinlich das heutige Nave S. Felice und Nave S. Rocco beim heutigen S. Michaele an der südlichen Etsch. Es ist einer der seltenen Fälle, wo wir einmal die alten Grenzen des bayrischen Herzogtums im Süden wieder genauer bestimmen können. Gegen die Mährer gehen die Kämpfe unter Arnulf weiter, ohne daß hier wesentlich neue Grenzverschiebungen eingetreten wären. Dagegen tauchen neue Gegner auf. Die Madjaren, ein finnisch-türkisches Volk aus den ostrussischen Steppen, dort, wo Waldzone und Steppe sich berühren, seit langem in einer gewissen Verbindung zur byzantinischen und iranischen Kultur, waren, wahrscheinlich verstärkt durch stammverwandte Gruppen, als ein reiches, gut geführtes und kriegerisches Hirtenvolk aus dem Gebiet der Donaumündung, dem Lande „Atelkuzu“, von den stammverwandten Petschenegen gedrängt, über die Karpathenpässe in die menschenarme Tiefebene der Theiß und Donau eingedrungen. 862 werden sie zum ersten Male an der Grenze des ostfränkischen Reiches erwähnt — es waren wahrscheinlich nur die ersten Quartiermacher dieser kriegerischen Nation. 894 streifen sie über die Donau und brechen in die pannonische Mark ein. Sie haben das Verfahren der kriegerischen Raubstämme der Steppe — ganze Landschaften werden von Reiterschwärmen eingekreist und dann alles, was in diesem Kreise sich befindet, gefangengenommen und weggeschleppt. Die slawische Bevölkerung, die an der Donau und Theiß unter ihrer Herrschaft gerät, wird verknechtet; der arabische Händler Ibn Rosteh schreibt: „Die Ungarn herrschen über sämtliche benachbarten Slawen, zwingen sie zur Erfüllung schwerer Pflichten und behandeln sie als Gefangene.“

Arnulf sah in den Ungarn erst einmal Verbündete gegen die Macht der Mährer und der Tschechen — so kämpfte er mit ungarischer Hilfe deren Reich nieder. Aber auch Arnulf war von dem unseligen Schicksal der Karolinger geschlagen — die gleiche schwere Krankheit, die seinen Vater gelähmt hatte, ließ auch ihn allzu früh sterben. In der Vorweihnachtszeit des Jahres 899 verschied er zu Regens-



Klerikale Schmähdarstellung Herzog Arnulfs von Bayern



Kaiser Otto II. (links von der Christusfigur) und die Kaiserin Theophano (Elfenbeintafel aus dem Musée Cluny, Paris)

Tafel XIII





Reiterstandbild von Herzog Heinrich I. von Bayern und seinem Feldhauptmann Graf Ratbot von Andechs zum Gedächtnis eines Ungarnsieges (948) zu Mauerkirchen in Oberösterreich (früher für Heinrich den Vogler gehalten). Miniatur 1519. An Stelle der ursprünglichen Erzbilder traten im 14. Jahrhundert die bemalten Steinfiguren, die 1865 durch Brand zerstört wurden. (Aus „Plaßmann: König Heinrich der Vogler"; Eugen Diederichs Verlag, Jena.)

burg und hinterließ das Reich seinem sechsjährigen Kinde Ludwig, über das seine Witwe Uta eine Art Vormundschaft führte.

Und nun beginnt das Elend der Vormundschaften, das so oft dem Reiche bittersten Schaden zugeführt hat. Wie später nach dem Tode Kaiser Heinrichs III. gegenüber dem unmündigen Heinrich IV., so griffen auch jetzt die Bischöfe rücksichtslos in die Erbschaft des königlichen Kindes ein und bereicherten sich, so gut sie konnten. Der Bischof Zacharias von Säben brachte den für die Verteidigung der südlichen Marken lebenswichtigen Besitz Brixen an sich, der Bischof Waldo von Freising ergatterte Hof Föhring, der Bischof Tuto von Regensburg holte sich den wertvollen Hof Velden aus dem königlichen Besitz. Mit Recht vermutet Riezler in seiner „Geschichte Bayerns", daß dies „wohl nicht nach völlig freiem Entschlusse der Kaiserinwitwe geschehen sei".

Ein Kind konnte das Reich und Bayern nicht führen. So war es verständlich, daß der große Markgraf Luitpold, der schon von König Arnulf die kärntische Mark, Oberpannonien, den Nordgau, Donaugau, Westermann- und Solanzgau erhalten hatte, gewissermaßen von selbst aus dem Schwergewicht seiner politischen Stellung heraus in die Führung innerhalb Bayerns aufrückte. Die ungarische Gefahr wurde immer größer und dazu waren die mährischen Kämpfe noch immer nicht völlig zu Ende. Im Jahre 900 erfolgte der erste Einbruch der Ungarn in Bayern, der schwere Verwüstungen zur Folge hatte, aber von Markgraf Luitpold abgeschlagen werden konnte. Immerhin sah man sich gezwungen, die Ennsburg zum Schutz gegen neue Einfälle zu bauen. Diese ließen nicht auf sich warten. Bald in Kärnten, bald in der Ostmark erscheinen größere und kleinere ungarische Plünderungshorden; es zeigte sich vor allem, daß die großen Klöster mit ihren reichen, aus der Arbeit der abhängig gewordenen Bauernschaften angesammelten Schätzen die raubgierigen Ungarn geradezu magnetisch anzogen. Andere, nahe verwandte türkische und finnische Steppenstämme sind offenbar damals, vom reichen Raub gelockt, noch den eigentlichen Ungarn nachgezogen und mit ihnen verschmolzen, „daher kam es, daß auch auf Anregen der in Ungarn nach und nach eingewanderten Chazaren, Bulgaren und Petschenegen die Abenteurerzüge immer häufiger wur-

den“ — schreibt Dr. Eugen Csuday („Die Geschichte der Ungarn“, Bd. I, Wien 1900) zu dieser Periode.

Das Mährische Reich war 906 gänzlich erlegen und den Ungarn zum Opfer gefallen; die Zustände an der Grenze aber auch von bayrischer Seite als so unhaltbar erkannt, daß man endlich einmal mit der Ungarngefahr aufräumen wollte. Die Gelegenheit dazu schien günstig zu sein, denn der Madjarenkönig Arpád war gestorben, sein Sohn Zsolt noch ein Kind, drei Stammeskhane führten die Vormundschaft. So setzte sich ein starkes deutsches Heer in Bewegung, bei dem Markgraf Luitpold, der Erzbischof Theodmar von Salzburg, die Bischöfe von Freising und Säben sich befanden. Bei Preßburg stieß man auf die Ungarn, und diesen gelang es, das deutsche Heer, das auf beiden Seiten der Donau einherzog und offenbar nicht rasch genug eine Verbindung herstellen konnte, in der Weise zu schlagen, daß erst der eine und dann der andere Heeresteil aufgerieben wurde. Diese Schlacht vom 5. Juli 907 in der Nähe von Preßburg, bei der die deutsche Reiterei sich als zu schwach und zu schwerfällig, das zusammengetrommelte Fußvolk abhängiger Bauernschaften den ungarischen Reitermassen als unterlegen erwies, wurde die größte Katastrophe, die die Geschichte des deutschen Südostens überhaupt kennt. Es fielen der Markgraf Luitpold, der Erzbischof von Salzburg, die beiden Bischöfe, 19 Grafen — wie sie jedenfalls Aventinus aufzählt —, die Niederlage war so grauenvoll, daß eine gleichzeitige Chronik übertreibend berichten konnte: „Der bayrische Stamm ist nahezu aufgerieben.“ Und nun brach das Reich zusammen. Ungarische Reitermassen fluteten nach Bayern hinein, erschienen in Sachsen, verheerten Türingen und tauchten am Rhein auf. Einen Augenblick bestand die Gefahr, daß die Madjaren ihre Wohnsitze überhaupt aus der Donau- und Theißebene auf die oberbayrische Hochebene verlegen würden. Die Katastrophe ging immer weiter; 909 sind die Ungarn in Main-Franken, wo der Bischof von Würzburg und der Thüringer Markgraf Burkhard gegen sie fallen.

Überall bemüht man sich jedenfalls, die Hauptorte des Landes durch Befestigungen zu schützen — aber auch dies hatte nicht immer Erfolg, wenn auch die Ungarn bei Belagerungen weniger Glück entwickelten als im offenen Felde. Wir hören dunkel aus dem Gewoge jener

grauenvollen Jahre, daß der Sohn des Markgrafen Luitpold Arnulf, der sich jetzt Herzog von Bayern nannte, 910 an der Rott einen madjarischen Heerhaufen siegreich abwies, daß 911 bei Loiching, nahe der alten Malstätte von Dingolfing, eine schwere Schlacht stattfand — aber erst 913 scheint es vorübergehend möglich gewesen zu sein, die Ungarn einige Jahre loszuwerden.

Die Verluste waren furchtbar. Wahrscheinlich wäre der bayrische Stamm damals überhaupt erlegen, wenn nicht Herzog Arnulf völlig richtig erkannt hätte, daß die gesamte karolingische Lebensordnung unhaltbar geworden war. Mit gedrücktem und verbittertem Bauerntum, das der Waffen entwöhnt war, mit dem wenigen, außerdem in den Ungarnkriegen zum größten Teil gefallenen Berufskriegern konnte man einem so stolzen, selbstbewußten und zahlreichen Feind wie den Ungarn keinen Widerstand leisten. Man mußte die altgermanische wehrhafte Volksfreiheit wieder herstellen, mußte den Bauern Selbstgefühl und Waffenrecht wiedergeben, wenn nicht alles zugrunde gehen sollte. So hatte es trotz alledem auch sein Gutes, daß die Ungarn eine Anzahl der größten Klöster ausgepocht, verbrannt und verwüstet, die Mönche in alle Winde versprengt hatte. In diesen großen Klosterbesitz griff Herzog Arnulf ein und gab ihn unter Wiederherstellung alter Freiheiten an freie Bauern unter der Verpflichtung, zur Landesverteidigung Waffen zu führen. Wie lebte da der Stolz und das Selbstbewußtsein des kriegerischen Stammes wieder auf! An der Stelle der drückenden und seelenverzwergenden Fronhofwirtschaft und Hörigkeit der karolingischen Zeit trat wieder der altfreie Mann, der die Waffe zum Schutz von Hof und Heimat führt. Durch diesen Herzog wurde das bayrische Bauerntum aufs neue zu alter Kraft erweckt. Der Eingriff in den Besitz der Geistlichkeit war einschneidend; von 11000 Bauernhöfen, auf denen Kloster Tegernsee zinsfordernd und ausbeutend gehockt hatte, blieben ihm nur 114, Niederaltaich verlor fast seinen ganzen Besitz, ebenso Schäftlarn; die Klöster Schönau, Schönberg, Sandau, Sieverstadt, Berg wurden gänzlich aufgelöst und verschwanden für immer; des Herzogs Beispiel wurde von seinen Markgrafen, die auf jede Bedingung zur Abwehr der Ungarn Heerhaufen freier Männer ins Feld stellen mußten, nachgeahmt; die Grafen Gaminolf und Unroch knöpften allein Bene-

diktbeuren 1250 Bauernhöfe ab — ein Zeichen aber auch, wie unerhört groß in den 200 Jahren seit der Lex Bajuvarorum der Besitz der Toten Hand in Bayern geworden war!

Die Klosterchroniken natürlich schäumen über vor Empörung für den Herzog, dem sie den Namen „Der Böse“ beilegten; im Teufelssee bei Scheiern soll seine Leiche liegen. Auf dem Lechfeld will Bischof Udalrich von Augsburg gesehen haben, wie Heilige unter dem Vorsitz des Apostelfürsten Petrus persönlich über den „kirchenräuberischen“ Herzog zu Gericht saßen — aber der Erfolg sprach für Herzog Arnulf. Es gelang ihm immer wieder, ungarische Raubscharen abzuweisen, und als 918 der fast einflußlose letzte Karolinger Konrad I. starb, konnte man sogar in Bayern daran denken, Herzog Arnulf zum deutschen König machen zu wollen. Dies gelang nun nicht. Konrad I. hatte seinen alten Gegner, den Sachsenherzog Heinrich I., als seinen Nachfolger bestimmt, und mit diesem zähen, listigen, klugen Niedersachsen, der in seinem Herzogtum aus altfreien Männern sich ein wirkliches Heer schuf, den kirchlichen Einfluß ausschaltete, bekam auch in der Tat Deutschland den rechten Führer. Es spricht für die Klugheit des Herzogs Arnulf, daß er sich dem neugewählten König unterordnete und zu seinem engsten Freunde wurde. Diese beiden Männer zusammen haben dann in der Südostpolitik des Reiches die Abwehr der Ungarngefahr getragen. Als König Heinrich seinen entscheidenden Sieg über ein ungarisches Heer bei Riade an der Unstrut erfocht, ist dieser Sieg besonders dem gefährdeten Bayern zunutze gekommen. So konnte sich das bayrische Stammesgebiet wieder festigen. Allerdings — die Ausdehnung, wie sie vor der Katastrophenschlacht von Preßburg bestanden hatte, erreichte man nicht mehr, die oberpannonische Mark und das Gebiet östlich des Wiener Waldes blieben verloren und Arnulf hat bis zu seinem Tode 937 sie nicht wiedergewinnen können.

Die innere Stärkung des Herzogtums war aber doch so groß, daß 943 an der Traun und dann 945 die Bayern zwei ungarische Angriffe abwehren konnten. Als Kaiser Otto I. seinem nach mancherlei Irrungen reumütig zurückgekehrten Bruder Heinrich das bayrische Herzogtum überließ, konnte dieser sogar an der Spitze eines bayrischen Heerbannes bis nach Ungarn vorstoßen. Wichtig aber ist, daß Kaiser

Otto I. seinem Bruder als Herzog von Bayern auf dem Reichstage von 952 das ganze Herzogtum Friaul, die Markgrafenschaften Istrien, Aquileja, Verona und Trient einschließend, übertrug. Mit Recht ist betont worden, daß damals die deutsche Bevölkerung in diesen Gebieten zahlreicher als heute war, langobardische und gotische Reste, verstärkt durch bayrische Siedler, diese Lande anfüllten. Zum erstenmal kam so mit Bayern der gesamte deutsche Siedlungsraum in ziemlich breiter Front an das Adriatische Meer.

Der Bürgerkrieg in Bayern, der sich um Herzog Heinrich entspann, hat den bayrischen Lebensraum nicht beeinflußt; bedeutsam aber wurde die Schlacht von Kühlenthal, üblicherweise als „Schlacht auf dem Lechfelde" bezeichnet, die 955 die schwerste Niederlage der Ungarn brachte, und in deren Folge den Ungarn ihre Eroberungen, die sie einst auf bayrische Kosten gemacht hatten, wieder verlorengehen ließen. Die Gebiete östlich der Enns und die verlorenen Grenzlande wurden so wiedergewonnen, die Wachau finden wir aufs neue in bayrischer Hand, und bis zum Thraisental, in Kärnten bis über die Mur dehnt sich die Zuständigkeit bayrischer Markgrafen aus.

Es ist noch einmal eine Zeit, in der der ganze bayrische Siedlungsraum geschlossen vereinigt ist — ein Erfolg, der doch neben der Kraft des Stammes selber dem Gesamteinsatz des Reiches zu verdanken war.

Dieser Zustand hat nicht lange angedauert. Otto II. übertrug — man darf wohl sagen unseligerweise — 976 Kärnten samt den italienischen Marken unter völliger Trennung von Bayern als selbständiges Herzogtum an einen persönlichen Getreuen; 983 zwar kehren diese Gebiete zu Bayern zurück, aber die unglückliche Tradition der karolingischen Zeit, das bayrische Stammesgebiet hier aufzuteilen, war aufs neue in die Erinnerung zurückgerufen. Otto III. hat dann 995 die Mark Verona und Friaul dem Markgrafen Otto dem Wormser gegeben. Als Heinrich II., der letzte deutsche Herrscher aus dem sächsischen Kaiserhause und bis dahin Herzog von Bayern, als Deutscher König und Römischer Kaiser 1002 den Thron bestieg, trennte er auch Kärnten wieder von Bayern los und übergab es als besonderes Herzogtum gleichfalls Otto dem Wormser. Kärnten ist seitdem nie mehr zum einheitlichen bayrischen Herzogtum wiedergekehrt. Diese Abschneidung der südöstlichen Landschaften hat sich auf die Dauer

als ein nicht wieder gutzumachender Schaden für den bayrischen Stamm, ja für das gesamte Deutschtum erwiesen, es gelang so nicht, die slawischen und romanischen Bewohner von Istrien einzudeutschen oder diese Gebiete durch eine wirklich geschlossene deutsche Siedlung anzufüllen. Als im beginnenden 13. Jahrhundert in Krain durch flämische, rheinische und bayrische Siedler die deutsche Sprachinsel Gottschee entstand, war es für eine Gewinnung des gesamten Raumes für das Deutschtum schon zu spät. Diese unglückliche Abschneidung der großen südöstlichen Ecke des bayrischen Siedlungsraumes kostete uns die Verbindung zur Adria.

Seit jener Zeit setzt das Abbröckeln des großen bayrischen Herzogtums ein, „und allmählich sollte dem Mutterlande Stück um Stück der ganze Saum von Marken wieder abgebrochen werden, den es mit seinem Blute gedüngt und mit seinen Söhnen bevölkert hatte", wie der alte Riezler bitter bemerkt.

Nur nach Norden gelang es, durch Bekehrung der kleinen Wendengruppen, am Main und an der Rednitz noch etwas Raum zu gewinnen — aber auch hier zog das von Heinrich II. in übertriebener Freigiebigkeit allzu groß ausgestattete Bistum Bamberg den besten Teil an sich.

Wichtig für die spätere Entwicklung wird, daß Heinrich III. auf Grund eines siegreichen Feldzuges 1043 Ungarn zwang, das Gebiet südlich der Donau, das im Norden von der March und der Thaya, südlich von der Fischa und Leitha begrenzt wird, abzutreten. Dieses Land wurde als „Neumark" bezeichnet, nicht mit der eigentlichen Ostmark vereinigt, sondern unter einem besonderen Grafen dem bayrischen Herzogtum unterstellt.

In diesen Gebieten, die nach 955 und 1043 den Ungarn wieder abgenommen wurden, ist stärker als im altbayrischen Raum, kirchlicher Besitz wieder hochgekommen. In der Zeit, als Arnulf „der Böse" seine so segensreiche Einziehung der Kirchengüter vornahm, hatten ja diese Gebiete unter ungarischer Herrschaft gestanden — als sie nun wieder zurückgewonnen waren, brachten Klöster und Bischöfe allerlei Rechte und Ansprüche auf diese Landschaften vor und gewannen so einen starken Großgrundbesitz. Neben Tegernsee, Kremsmünster, Niederaltaich u. a. Klöstern stieg vor allem Passau zum

größten Grundbesitzer in dieser Gegend auf. In seinen letzten Jahren erlebte König Heinrich III., daß noch einmal Bayern durch Todesfall des Herzogs in die königliche Hand zurückfiel — aber er hielt es nur etwas über ein Jahr fest und gab dann das Herzogtum wieder aus. In der gleichen Zeit übertrug er Kärnten mit der Mark Verona dem Grafen Welf. Aber der neueingesetzte Herzog von Bayern hielt sich nicht lange und wurde 1053 abgesetzt; Kaiser Heinrich III. machte seinen Sohn Konrad zum Herzog und für dieses minderjährige Kind führte nach seinem Ableben die Kaiserin Agnes die Regierung. 1061 verzichtete sie auf Bayern und übertrug es dem einflußreichen Otto von Nordheim, einem sächsischen Fürsten, der zu den eigenartigsten Gestalten jener Zeit gehört. Dieser vermochte sich nicht zu halten, wurde 1070 geächetet und Bayern wurde nun hineingerissen in den wirren Bürgerkrieg der kaiserlichen und der päpstlichen Partei, der unter Heinrich IV. das ganze deutsche Reich durchtobte. 1072 setzt sich die Zersplitterung in Kärnten fort; das kleine Bistum Gurk wird dort von Gesamt-Kärnten abgetrennt. Während des Bürgerkrieges kommt es auch zu einem Ausgleich zwischen Welf I., der Bayern als Herzog in Anspruch nimmt und auf der päpstlichen Seite steht, und König Heinrich IV., Welf bekommt das Herzogtum Bayern aufs neue übertragen und bleibt seitdem in guten Beziehungen zum Kaiser. Sein Sohn Welf II. übernimmt dann ohne weitere Schwierigkeiten nach dem Ableben des Vaters das Herzogtum, steht treu auf der Seite Heinrichs V. während dessen Auseinandersetzung mit dem Papst und stirbt 1120 in hohem Alter. Sein Bruder Heinrich der Schwarze setzt die Politik seines Vorgängers fort; noch immer ist, mit Ausnahme der verlorenen Gebiete von Kärnten, Krain und Friaul, die Einheit des bayrischen Herzogtums nicht bestritten, doch hat die Zeit des schweren Bürgerkrieges dazu geführt, daß die Bistümer, vor allem Salzburg, praktisch vollkommen selbständig geworden sind.

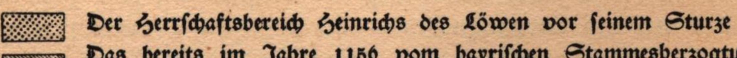
Wieder einmal ist die bayrische Macht so stark, daß nach dem Ableben Heinrichs V. der bayrische Herzog Heinrich der Stolze aus dem Hause Welf, der Sachsen und Bayern neben zahlreichen italienischen Landen in seiner Hand vereinigt, sich Hoffnung machen kann, die deutsche Königskrone und den römischen Kaisertitel zu erringen. Die

päpstliche Politik, die dem Hause Welf seine reichstreue Haltung in den letzten Jahren Heinrichs IV. und während der Regierungszeit Heinrichs V. nicht vergeben hat, aber durchkreuzt diese Pläne. Gewählt wird — beinahe durch eine Art Staatsstreich — der Staufer Konrad III., der Bayernherzog wird geächtet, Sachsen ihm abgenommen — und als er Widerstand leistet und der Bürgerkrieg ausbricht, ereilt ihn ein rascher Tod durch hitziges Fieber 1139 zu Quedlinburg.

Konrad III. überträgt so dem Markgrafen Leopold aus der bayrischen Ostmark, dem heutigen Österreich, das gesamte bayrische Herzogtum. Das hätte ein Segen werden können, denn diese langsam entgleitende Grenzgrafschaft wäre damit wieder ganz eng mit Bayern verbunden worden. Leider vermochte sich Leopold nicht durchzusetzen, das Haus Welf leistete entschlossenen Widerstand und fand in Bayern zahlreiche Anhänger; Leopold starb schon 1141, das Herzogtum fiel an den Kaiser zurück, wurde dann Leopolds jüngerem Bruder Heinrich übertragen. Die Wirren im Lande setzten sich fort, die der unfähige Konrad III. nicht zu beenden vermochte. Als nach seinem Tode Friedrich Barbarossa gewählt wurde, lag es für diesen nahe, einen Ausgleich mit dem Hause Welf zu suchen, zumal dieses durch Heinrich den Löwen, den Sohn Heinrichs des Stolzen, eine besonders starke und kriegerische Persönlichkeit, vertreten war. Die Auseinandersetzung zwischen dem Hause des verstorbenen Markgrafen Leopold, den Babenbergern und den Welfen wurde für die Geschichte Bayerns zum Schicksal.

1154 übertrug Friedrich Barbarossa nach dem Urteil der anwesenden Reichsfürsten das Herzogtum Bayern an Heinrich den Löwen, den Welfen. Aber nun blieben die Babenberger in Opposition; der Markgraf Heinrich von Babenberg nannte sich weiter Markgraf der Ostmark oder auch „Österreichs" und Herzog von Bayern. Die Fehden rissen nicht ab. Bayern zerfiel in einen östlichen, den Babenbergern anhängenden und in einen westlichen, Heinrich dem Löwen getreuen Teil. Diese Verhältnisse waren unerträglich, und die bayrischen Wirren drohten das ganze Reich in Unordnung zu bringen. Friedrich Barbarossa suchte einen Ausweg, und es gelang ihm, das Haus Babenberg, das nun einmal der schwächere Teil war, gegen große

LÜBECK
Hzm. Pommern
Mark Brandenburg
Mark Lausitz
Hzm. Schlesien
Mark Meissen
Kgr. Böhmen
Mark Mähren
MÜNCHEN
Kgr. Ungarn
Hzm. Kärnten
Mark Krain



Der Herrschaftsbereich Heinrichs des Löwen vor seinem Sturze

Das bereits im Jahre 1156 vom bayrischen Stammesherzogtum abgeteilte Gebiet des Herzogtums Österreich

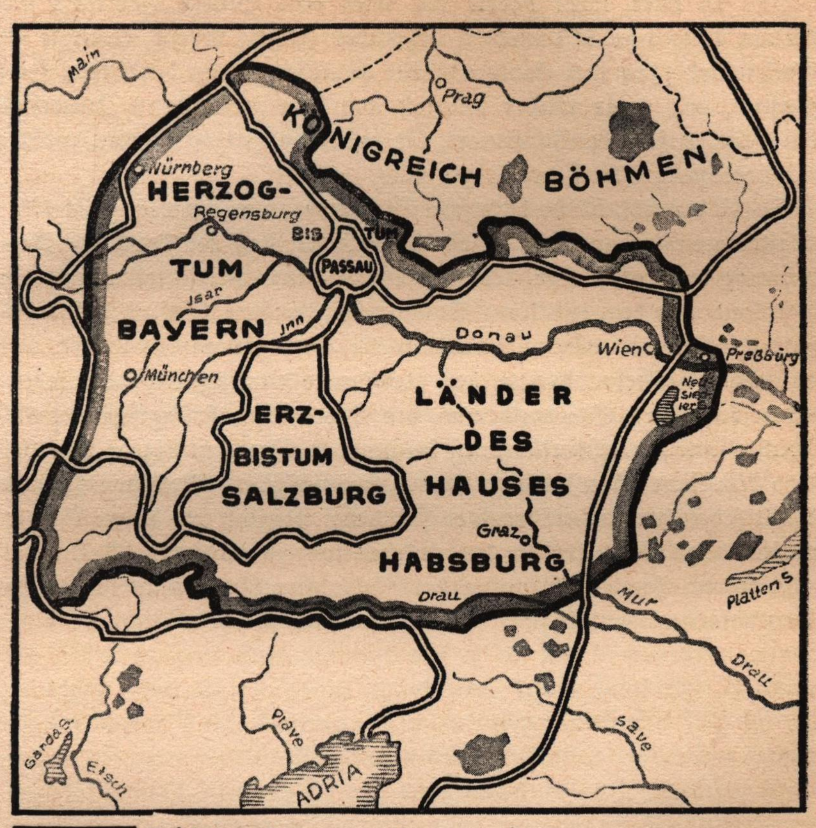
Welfisches Hausgut

Deutsche Ostgrenze um 1180, kurz vor Einbeziehung der Herzogtümer Pommern und Schlesien ins Reich

Zugeständnisse zur Aufgabe seiner Opposition zu veranlassen. 1156 übergab der Babenberger das Herzogtum Bayern dem Kaiser und dieser übertrug es Heinrich dem Löwen. Dafür wurde die Ostmark mit drei Grafschaften, und zwar Peugen-Rebgau, Schauenburg und Wels-Lambach von Bayern völlig abgetrennt und zu einem selbständigen Herzogtum erhoben, das nur zu Feldzügen in den österreichischen Grenzländern verpflichtet, von jeder anderen Gerichtsbarkeit freigestellt werden sollte.

In dieser Stunde wurde „Österreich" geboren. Nach Kärnten wurde damit das zweite künstlich geschaffene Herzogtum vom geschlossenen bayrischen Stammesgebiet abgetrennt, der altbayrische Raum geradezu sinnwidrig seiner Aufgabe als Grenzwächter und Siedlungsträger nach Südosten beraubt und jetzt erst zur Binnenlandschaft gemacht. Gewiß, keinem deutschen Stamme ist das Schicksal der Zersplitterung im Mittelalter erspart geblieben, ja, man könnte sagen, da der Wiederaufstieg Heinrichs des Löwen mit der Zersplitterung des einheitlichen bayrischen Herzogtums in so unglücklicher Weise verbunden ist, war der Sturz des greisen Löwen das Signal zur völligen Zerreißung des alten Herzogtums Sachsen. Beide Male werden diese wichtigen deutschen großen Grenzherzogtümer durch Friedrich Barbarossa zerrissen und aufgesplittert — und beide Male kann man dem Kaiser deswegen kaum einen großen Vorwurf machen. Nicht er wollte Bayern zerreißen, sondern die selbstsüchtige Opposition der Babenberger zwang ihn, der mit den gesamten Reichssorgen belastet war und sich die Unterstützung des mächtigen Heinrichs des Löwen sichern mußte, durch eine solche Teilung des einheitlichen Bayerns die Babenberger zu beruhigen — ebenso wie ihn nicht eigener Wille, sondern der Neid und die Habgier der kleinen und mittleren norddeutschen Landesfürsten später zwang, das große sächsische Herzogtum Heinrichs des Löwen aufzuteilen.

Für Bayern aber wurde dieser Tag von Regensburg zum Tage des Unglückes und des Verhängnisses — die politische Trennung Österreichs von Bayern, der durch diesen Kompromiß doch nicht beigelegte Gegensatz der beiden Staaten eines durchaus einheitlichen Stammestums, hat, statt daß man die gesamten Kräfte des bayrischen Stammes einheitlich für die deutsche Machtstellung nach außen einsetzen konnte,



Bairisches Stammesgebiet
Grenze der neuentstandenen Territorien Ende d. 14. Jhdts.
Grenze des deutschen Volksgebiets
Deutsche Sprach- und Volksinseln

Die Zerreißung des bayrischen Stammesgebietes

„durch dynastische Interessen fort und fort diesen in brudermörderischer Feindschaft gegeneinander getrieben“, wie Riezler mit Recht beklagt.

Und es blieb nicht dabei! Als nach dem Sturze Heinrichs des Löwen Otto von Wittelsbach bayrischer Herzog wurde, erlangte die Steiermark 1180 ihre staatsrechtliche Loslösung vom bayrischen Herzogtum, und zwar wieder lediglich aus sehr persönlichen Interessen des Markgrafen der Steiermark, der durchaus Herzog werden wollte; die Loslösung von Tirol folgte nach.

So ist der einheitliche bayrische Stammesraum sinnwidrig im Mittelalter zerrissen worden — die Folge war, daß der deutschen Ausdehnung nach Südosten, der wir unsere ganze Machtstellung in den Ostalpen und dem mittleren Donaugebiet, unsern Einfluß auf Böhmen und Ungarn danken, schließlich der Atem genommen wurde, und es endlich geschehen konnte, daß man unter Verleugnung des einheitlichen bayrischen Stammestums, der einheitlichen Frühgeschichte, Geschichte und Volksüberlieferung im durchaus fremdgeistigen Interesse, jene künstliche Konstruktion des „österreichischen Menschen“ in die Welt setzen konnte, während es sich dabei lediglich um die zu Unrecht entfremdeten Landschaften des einheitlichen, zu mehreren Malen und verdientermaßen zur Führung des Gesamtdeutschtums aufgestiegenen Bayernlandes handelt.

Die germanische Überlieferung in Bayern

Als die bayrische Landnahme die römischen Siedler verdrängte, die Reste der Römerstädte zuwuchsen und der bayrische Bauer mit Weib und Kind sich im neueroberten Land Höfe anlegte, war die römische Bevölkerung, die er vorfand, wohl restlos christlich, die Bayern selber aber ebenso restlos noch fest im alten Glauben. Eines wird man mit Sicherheit ausschalten dürfen — vorchristliche Überlieferung der Römer oder gar der Kelten werden aus Bayern kaum auf uns gekommen sein. Die römische Bevölkerung hatte lange freiwillig und ohne Zwang den christlichen Glauben angenommen — so ist kaum zu vermuten, daß sie noch viel vorchristliches Gut mitgeschleppt hat. Nach römischer oder keltischer Überlieferung zu suchen, wird also in den meisten Fällen ein nutzloses Bemühen sein. Dagegen können wir heute die germanische Überlieferung besser verstehen und gliedern, als das früher möglich war und auch als es der alte hochverdiente Prof. Dr. Sepp oder als es Anton Quitzmann („Die heidnische Religion der Baiwaren") tun konnten. Wir vermögen vielmehr festzustellen, daß in der germanischen Religion mehrere Schichten vorhanden waren. Auf eine gewisse Unterschicht von abergläubischen und magischen Vorstellungen, die es in jeder Religion gibt und die bei den Germanen eigentlich erst nach ihrer Bekehrung zum Christentum, als der Freibauer versank, zum Vorschein kam, folgt die eigentliche Schöpfung der Völker nordischer Rasse, die in den Grundzügen ihnen allen gemeinsame Licht- und Jahreslaufreligion. Auf diese wiederum folgt in den bitterharten Kämpfen gegen das römische Reich jene merkwürdige Verdunkelung und Verdüsterung des Seelenlebens, bei der schließlich der herbstliche Sturm, der die Seelen heimholt in den Berg zur Wiedergeburt, als Totengott, Kriegergott, als Wodan personifiziert

wird. Im Unterschied zu allen andern Völkern nordischer Rasse ist dies eine ausgesprochene Verdunkelung und Verdüsterung, eine Dramatisierung des Daseins, bei der die alten, frommen religiösen Vorstellungen zurückgedrängt werden. Am stärksten muß sie im Norden eingetreten sein, wo uns die Edda einen ganzen Götterhimmel mit Odins Gefolgschaftsstube in Walhall, wohin die toten Krieger erhoben werden, um dann bis in die Ewigkeit weiter zu kämpfen, darstellt und die ältere einheitliche Überlieferung nur noch mit den Worten erwähnt: „Das war Glaube in der alten Zeit, daß Menschen wiedergeboren werden — und das heißt jetzt alter Bäuerinnen Wahn."

Wir werden sehen, daß innerhalb des bayrischen Stammes aber gerade die ältere Überlieferung der gemeinsamen indogermanischen Licht- und Jahreslaufreligion erheblich stärker vorhanden war, als die zwangsweise Bekehrung zum Christentum die Entwicklung abbrach.

Kaum zur Religion gehören jene auch auf bayrischem Boden vorkommenden Umzüge mit Masken und nächtlichem Lärm, die sich bis heute erhalten haben. Sie sind altes Brauchtum, sie haben auch den religiösen Hintergrund, daß durch solche Umzüge Herbst und Frühling begangen wurden — aber sie haben mit dem wirklichen Glauben schaffender Bauern genau so wenig zu tun wie heute etwa das Oktoberfest oder die Dult zur „bayrischen Landesreligion" gehören. Man muß sich überhaupt davor hüten, mit den Schlagworten „Männerbund", „dionysisch", „ekstatisch" u. dgl. es darzustellen, als ob unsere Vorfahren Narren gewesen seien, deren religiöse Vorstellung von herumziehenden finsteren Dämonen, krachschlagenden Jugendbünden und derartigen Possen belebt gewesen sei.

Die Volkssage und lebendige Überlieferung zeigt uns etwas ganz anderes.

Zwölf Steine stehen im Steinkreis — sie bezeichnen die Stationen der Sonne im Tierkreis, die zwölf Monate des Jahres, den großen Umlauf, in dem aus dem Winter der Frühling, der Sommer, das Sterben des Herbstes und die neue Geburt des Lichtes aufsteigen. Die Zwölfzahl ist darum bei allen Völkern nordischer Rosse geweiht; die dreizehnte Zahl, der erste Monat im neuen Jahr, das „neue Leben" war eine altheilige Zahl — darum wurde sie unter kirchlichem

Einfluß zur Unglücksunzahl gemacht. Als der alte Glaube versank, hielt der bayrische Stamm die Zwölfzahl fest. In Untersberge — und der Habererbund hat sich immer auf den „Kaiser Karl in Untersberg" als seinen Schirmherrn und Gründer berufen — sitzt der Zwergenkönig, umgeben von zwölf bewaffneten Zwergen. Im Berge wohnen ja alle toten Helden, um von dort einmal wieder aufzuerstehen. Ganz deutlich berichtet uns Zingerle, daß „St. Oswald" tief im Berge sitzt und zwölf Goldschmiede bei sich hat, die den Zauberhirsch mit Gold belegen — deutlicher kann man es nicht mehr machen: St. Oswald ist ursprünglich gar kein christlicher Heiliger, sondern der „waltende Ase", der alte Jahr- und Lichtgott, der auch als „König Oswald" in Bayern vorkommt. St. Oswald reitet — und daran erkennen wir, daß er eigentlich ein altgermanischer Gott war, den die Kirche nur ein wenig übertaufte — ein achtfüßiges Pferd — das ist die Windrose, denn „Gott reitet das ganze Jahr um". Er hat selbstverständlich einen Schimmel, den übrigens St. Jacob und St. Martin von ihm bekommen haben. Im Rofner Walde in Tirol hat „das wild Gfahr" (die wilde Jagd) eine Gestalt wie zwei zusammengewachsene Schimmel, die nur einen Kopf und einen Schweif haben. In allen möglichen Formen geht der alte Gott dort noch um — er heißt in Bayern manchmal der „Hömann" und trägt einen breiten Hut, in der Oberpfalz einen Scheibenhut auf bemoostem Haupt. Einen weiten Hut muß auch der Haberermeister tragen; der Schmied Strammer in der Steiermark zu Mitterndorf, von dem die Sage erzählt, daß er an allen Weihnachtsabenden den Mägden der wilden Jagd Hufeisen anschlagen muß, trägt auch den großen Hut, das uralte Rechtssymbol der freien und rechtsprechenden Männer.

Nach der bayrischen Sage mähen zwölf Geister auf der Geißenwiese bei Waldthurn, zwölf Geister gehen um auf der Flossenburg, zwölf schwarze Männer kommen zu dem bösen Wirt von Altenmarkt, zwölf Nächte, die „Zwölften", die „Rauhnächte" sind besonders geheiligt — es sind die Nächte der Wintersonnenwende, die alten Weihnächte, das Rad- oder Julfest. An diesem Tag zieht der „Alte" durch seine Lande und bringt das Kind. Die Kirche hat ihn nie ganz loswerden können; als „Knecht Ruprecht", als „Klaubauf", als „Krampus" und „Pelzmartl" bringt er das Kind, wie er schon

früher, ehe es ein Christuskind gab, das neue Kindlein, das neue Leben gebracht hat. Aber er ist nicht nur zur Wintersonnenwende da — gerade aus Bayern finden wir die schöne Überlieferung, daß er bei den Pferdehütern mit breitrandigem Hut und langem Stab erscheint als der „Stanglputzer" und noch ausdrücklich sagt: „I bin der Sunnawendfeurmann mit an breiten Hut!" Man spürt hier deutlich, wie der Hauptgott der Bayern noch dem altarischen Himmel- und Lichtgott, der sich im Jahreslauf offenbart, viel näher gestanden hat als dem eddischen Wodan. Er ist hier nicht nur herbstlicher Totenbegleiter und kommt nicht nur zur Wintersonnenwende, sondern ist auch noch zur Sommersonnenwende da, ist wirklich noch „allwaltender Ase".

Ganz tiefsinnig und schön aber ist, daß sich gerade im bayrischen Raum viel besser als bei allen anderen germanischen Stämmen der gemeinsame altarische Wiedergeburtsglaube erhalten hat. Die Menschenseele stirbt nicht zugleich mit dem Körper, sondern — und diese Lehre findet sich bei allen Völkern nordischer Rasse am Anfang — will sich wieder verkörpern, und zwar möglichst in der eigenen Familie, sie kann gar nicht lassen von Haus und Hof, sie sucht darum, in einem Enkel oder Urenkel wieder zur Welt zu kommen. Das ist der Grund, warum bei indogermanischen Völkern dem Enkel oder Urenkel der Name des Großvaters oder Urgroßvaters, der Großmutter oder Urgroßmutter, falls diese schon verstorben sind, gegeben wird.

Im Herbst, wenn das Jahr stirbt, ziehen die Toten in den Berg und harren dort ihrer Wiederverkörperung. In der geheimnisvollen Nacht, in der „Mutternacht", der „geweihten Nacht", wo das Leben über den Tod siegt, beginnt jene heilige Zeit, wo die Seelen heimkehren zur Heimat. Und gerade das hat sich in Bayern wunderbar erhalten. Im Herbst hat das wilde Heer die Toten davon geführt in den Berg — und dann beginnt Frau Berchta, die alte Erdmutter, mit den „ungeborenen Seelen" umzuziehen, es sind die Seelen derer, die wieder verkörpert werden sollen. Der alte Prof. Sepp erzählt: „Frau Percht zieht in Tirol mit den ungetauften Kindern über Berg und Thal, und kostet von den Speisen, die ihr zu lieb am Tische stehen bleiben. Als Jahresmutter hält sie im Tiroler Mär-

chen mit der Schaar der Ungeborenen, alle Kindlein in weißen Hemden, über Feld und Hügel hinschwebend ihren Umzug. Die Seelen kommen (auf der Milchstraße) vom Himmel, und kehren aus dem Verbannungszustand von der Erde wieder dahin zurück. Dagegen fährt das wilde Heer die Todten des verwichenen Jahres dahin." Und wieder berichtet Zingerle aus Tirol, daß diejenigen Kindlein traurig hinter dem Zug zurückbleiben, die etwas Taufwasser oder Chrisam erhalten haben — hier spürt man noch den Protest des alten Glaubens —, der Getaufte hat eben auf die Wiedergeburt, die Heimkehr zu Hof und Heimat nach altem Glauben verzichtet und erwartet die christliche ewige Seeligkeit oder ewige Verdammnis, darum sieht seine Seele dem Zug der Kindlein traurig nach. Die Perchta hat im Glaubensleben der vorchristlichen Bayern eine sehr große Rolle gespielt. Wir finden Umzüge mit ihrem Namen als Perchtgang in Bayern, als Perchtlaufen und Perchtspringen in Salzburg und Tirol, als Perchtjagen in Kärnten, Quitzmann trägt eine ganze Reihe von Familien- und Ortsnamen zusammen, in denen diese alte Erdgöttin fortlebt, die eigentlich nichts anderes ist als die alte „ewige Mutter", sie heißt auch — wie bei anderen deutschen Stämmen — „Frau Holda". Mit ihren Namen hat sich ebenfalls eine auch bei anderen indogermanischen Völkern bekannte Überlieferung verbunden, nämlich die Lehre vom Brunnen, aus dem die Kindlein geholt werden. Frau Holda ist eine „Brunnenfrau", sie holt die Kinder aus dem Brunnen, die, „wenn sie ungetauft sterben, wieder zu Holda zurückkehren" (Quitzmann). Vielfach erscheint sie in der Form einer Kröte, die man nur gut behandeln muß, dann sorgt sie dafür, daß die Frauen Kinder bekommen. Noch heute tragen bayrische Bäuerinnen vielfach kleine Kröten aus Grünstein — was übrigens auch in Ostpreußen geschieht —, weil die Kröte „Geburtshelferin" ist. Man hält das heute für einen Aberglauben, die Alten wußten aber genau, warum sie die Kröte mit diesem Ruhm ausstatteten. Die Kröte ist nämlich ein symbolisches Tier und zeigt die Figur des „Zwiefachen", des „Tuisco" oder „Tuisman", wie ihn eine Glosse zum Tacitus in der vatikanischen Bibliothek noch sehr richtig bezeugt. Er ist der Alleräteste, den die Germanen verehrten, wie Tacitus sagt; in der Tat ist er mit den drei Wurzeln und den

erhobenen Armen, „der von oben und unten kommt“, ein tiefsinniges Symbol der Erneuerung und des neuen Lebens. Sein Zeichen ⚹ findet sich auch im bayrischen Siedlungsraum gar nicht selten, und ist dann später durch die Kröte symbolisiert worden.

Frau Holda spinnt, sie ist Waldfrau und wohnt im Walde. Manche Züge sind später auf die Jungfrau Maria übertragen, so daß auch Maria Brunnen bekam, mit denen sie sonst eigentlich nichts zu tun hat, und Wallfahrtsorte entstanden wie „Mariabrunn“, „Maria zu den heiligen Wasser“, „Maria zu den drei Bronnen“; und auch Kloster „Maria Laach“ steht aller Wahrscheinlichkeit nach auf einem alten Heiligtum, einer heilbringenden Holda-Quelle. In Hollabrunn vor Wien, in Hollerbach, leben solche alten Heiligtümer noch im Namen fort.

Daß später in Bayern die Marienverehrung im Volksglauben eine so starke Rolle spielte, ist wohl nur damit zu erklären, daß bei den bayrischen Bauern der alten Zeit die alte Erdmutter, die die Kindlein wiederbringt, schon in ihrem germanischen Glauben besonders geliebt gewesen ist, wie überhaupt die Stellung der Frau selbst noch in der von fremden Einflüssen stark überschichteten ersten Aufzeichnung des bayrischen Volksrechtes, der „Lex Bajuvarorum“, eine gute ist. Man hat Frau Holda auch nicht ganz vergessen. Die bayrischen Siedler in Ungarn haben noch bis in die Neuzeit in den Rauhnächten eine Mohnspeise hinausgestellt zur Nahrung für die umziehende Seelenmutter und sie als „Frau Holdenteil“ bezeichnet.

Bemerkenswert ist auch, was in den Rauhnächten gegessen wird. In der bayrischen Jachenau darf kein Fleisch und keine Nudel gegessen werden, sondern nur Äpfel- und Birnschnitze, Zwetschgen und „Rauchweizen“; die Menschen wissen heute nicht mehr, warum dies geschieht — die Alten aber aßen, wie es auch heute in Schweden noch üblich ist, in jener Zeit nur, was einen fruchtbaren Kern hat. Das war kein magischer Zauber, sondern eine Ehrung der allerheiligsten Nacht, in der das neue Leben geboren wird. Am Perchtentag wird in der Steiermark und um Mühldorf am Dreikönigstag noch Essen hinausgestellt für „Frau Bertha“. Und — man sollte es kaum glauben, wie hier ganz allein im gesamten deutschen Raum

diese älteste Form sich gehalten hat — am Buchberg bei Tölz legt der Bauer in der Heiligen Nacht den „Mettenblock“ ins Feuer. Überall sonst ist die älteste Form, daß in der Wintersonnenwende ein Klotz ins Herdfeuer gelegt wird, durch den Weihnachtsbaum oder die Weihnachtspyramide, die „Tunscheere“, wie in Friesland, ersetzt — nur noch fern auf Island gibt es den Julblock und dann bei den Kroaten und Serben den „Badnjak“, der auch in der wintersonnenwendlichen Stunde auf dem Herde angezündet wird — und hier finden wir treu erhalten im bayrischen Lande diese älteste Form, das heilige Herdfeuer, das in arischer Urzeit Mutter und Vater gemeinsam anzündeten, wieder! Aber der Buchberger Bauer weiß auch noch mehr — er legt in der Weihnacht den Eßtisch an eine Holzkette von seinem Wagen. Auch das ist kein Aberglaube — es ist die Kette der Geschlechter und die Kette des Jahres, die um den Tisch, an dem sich die Familie versammelt, herumführt — welch tiefsinniges und schönes Symbol der Ewigkeit! Die Runenstäbe, die der schwedische Bauer noch im 16. Jahrhundert hat, sind zwar unserem Buchberger verlorengegangen — aber noch immer stellt er soviel Scheiter Holz auf, wie Hausbewohner da sind. „Wessen Holz bis zur Heimkehr vom nächtlichen Gottesdienst umfiel, der mußte im kommenden Jahr sterben; ja, als ein Knecht aus Muthwillen das Scheit der Bäuerin umlegte, härmte diese sich wirklich zu todt. Die alte Rieschenbäuerin gestand den früheren Brauch noch zu, als ob sie sich zu schämen habe; aber wegen nachbarlicher Neckereien gaben die treuherzigen, braven Buchberger ihn gar auf“, sagt der alte Prof. Sepp („Die Religion der alten Deutschen“).

Bis in das Kinderlied hinein hat sich der Glaube an Frau Holda gehalten; in Tirol konnte man noch singen hören:

„Da droben am Berge, da wehet der Wind,
Da sitzet Frau Holde und wieget ihr Kind.“

Als „Frau Eisen“ schildert ebenfalls eine alte Tiroler Sage irgendeine alte Göttin, und Aventin, der altbayrische Geschichtsschreiber, hat vielerlei über sie zusammengefabelt, Quitzmann angenommen, daß es sich hier doch vielleicht um die Isis der Ägypter handeln könne, da ja Tacitus berichtet, daß ein Teil der Sueben der Isis

opfere. — Aber die Sagen über sie sind spät und es ist schwer, mit ihnen etwas anzufangen.

Durchaus alt dagegen ist der Bericht, daß der Bischof Maximilian von Lorch einen Isistempel im 3. Jahrhundert n. Chr. in Rätien in eine Marienkapelle umgeweiht habe — aber hier handelt es sich wohl wirklich um die ägyptische Isis, die ja im späten römischen Reiche Verehrung genoß. Sollte „Frau Eisen", von der wir eigentlich nur in Tirol etwas hören, von den dortigen Ladinern den Bayern vermittelt sein?

Dann aber finden wir wieder ganz uralte Züge germanischer Überlieferung in Bayern. Der Schmied gilt als Träger alten Wissens und alter Überlieferung. Er wird in den Berg geholt, um die Rosse der schlafenden Helden zu beschlagen, ein Schmied muß den großen Aufstand des Sendlinger Bauernkrieges führen, der Schmied Balthasar von Kochel wird so geradezu zum Symbol des bayrischen Volkstums, Freischmieden finden sich noch im Mittelalter zahlreich und gelten als Rechtsasyl — ganz wie in Schottland oder Skandinavien.

Die Entrückung in den Berg ist häufig; im Ifinger in Tirol wohnt St. Oswald, d. h. der höchste Ase, sein Bart ist ihm um den Tisch gewachsen, er liegt in tiefem Schlaf; gelegentlich heißt's auch, daß der „Sandwirt" (also Andreas Hofer!) im Ifinger schläft und wenn er aufstünde, gäbe es einen Landsturm, wie er noch nie dagewesen. Mit zwölf Begleitern liegt der Herzog Welf im Berg, Kaiser Karl sitzt im Untersberg oder auch mit viel tausend Kriegern im Fichtelgebirge, „König Salomon" (eine höchst geschickte Vertarnung für den altgermanischen Salman, den „Heilsmann", der „Sal und Sieg" bringt, zu dessen Gedenken, ohne es zu wissen, die Studenten noch den „Salamander" rieben, dessen Andenken oder besser die Hoffnung auf ihn man begraben wollte, als man das Kloster Salmansweiler, das im Bauernkrieg verbrannt wurde, gründete), liegt im Steinwald oder auch im Ochsenkopf des Fichtelgebirges in tiefem Schlaf mit seinem Heer. Auch hier auf bayrischem Boden sind überall die „schlafenden Heere" — und der alte Ernst Moritz Arndt, der in Schweden auf sie aufmerksam wurde, hat sehr richtig festgestellt, daß dies alle die im Kampf gefallenen Toten der alten Zeit sind, die

nicht mehr zur Wiederverkörperung kamen, weil inzwischen der fremde Glaube ins Land kam — und die nun dort unten liegen und warten, bis die „schwarzen Raben“ nicht mehr um den Berg fliegen. In solche Sagen mußten ja diejenigen, die noch „wußten“, Überlieferung und Hoffnung verkleiden.

Gerade auf bayrischem Boden wird gut klar, wie spät eigentlich Wodan zum Hauptgott der Germanen wurde — auf bayrischem Boden ist es ihm wohl nie ganz gelungen, denn es gibt zwar eine Anzahl von Ortsnamen, die von ihm hergeleitet sind, aber er ist noch nicht Hauptgott, sondern Herbstgott. Man weiß auch noch, daß sein ausschließlicher Kult sich bestrebt haben mag, ältere Glaubensformen zu verdrängen. In Tirol verfolgt so der Wode nach der Sage die „seligen Fräulein“. Sonst ist er noch ein rechter Sturmgott — die Kirche mag ihn herabgewürdigt haben und so wurde es möglich, daß „im Isarwinkel oberhalb Tölz ein roher, wilder Mensch noch jetzt Woudi gescholten, und in Österreich heißt man einen Tölpelhaften, besonders wenn er den Hut in die Stirn gedrückt hat, einen ‚Wudil‘ und neckt ihn mit dem Zuruf ‚Wut, Wut‘, was unverkennbar mit dem Schimpfnamen ‚Wüetelgoz‘ in den österreichischen Bauernliedern des mittelalterlichen Nithard (Neidhard von Rauental) zusammenstimmt“. (Quitzmann a. a. O.)

Manche Züge des alten Herbstgottes hat die bayrische Sage noch gut erhalten; er trägt den weiten Mantel, den breiten Hut, und er jagt im Herbst mit der wilden Jagd. Wolf und Rabe gelten bis heute im bayrischen Jägerglauben als guter Angang — ein christlicher Priester war immer ein ganz böser Angang und man tat gut, wenn man ihn getroffen hatte, den Jagdgang gleich aufzugeben.

Die „wilde Jagd“, in Tirol „das wilde G’fahr“ oder auch „’s wild Gschroa“, das „wilde Gjaid“ in Bayern, findet sich im ganzen germanischen Volksraum. Sehr kennzeichnend aber für die uralten Züge gerade der bayrischen Überlieferung ist, daß in der Steiermark, in einem Gebiet, das überhaupt nicht an die See grenzt, in der Mitte der wilden Jagd — ein Schiffsschlitten gefahren wird. Es ist das Schiff, in dem im Nordland die toten Helden auf das Meer treiben gelassen wurden, der Schiffsschlitten, den wir dutzendfach in schwedischen Felszeichnungen finden! In jedem Falle ist aber ein Wagen

in dem „wilden Nachtgjoad“ im wilden „Gejaid“ — der wilde Jäger fährt nicht auf ihm, aber er muß doch mitgeführt werden, er ist kohlschwarz und mit vier Rappen bespannt, Kopflose oder Tote fahren auf ihm, manchmal ist es auch ein feuriger Wagen — hier hat sich wunderbar das Gegenstück zum alten Licht- und Sonnenwagen erhalten. Mit dem Lichtwagen fährt die Sonne über den Himmel, zahlreiche Sonnengötter nordischer Völker fahren im Wagen, oder in ganz alten Überlieferungen wie bei den Sanskritindern und Letten im Schiff — der Wagen der Toten aber, der dunkle Wagen, in dem die Verstorbenen heimgeholt werden, ist uns nur hier in der bayrischen Überlieferung erhalten. Im Mittelalter ist dann allerlei hinzugekommen. Jeder siebente oder neunte Stamm einer Schmiedefamilie muß bei Nacht die Rosse der wilden Jagd beschlagen; manchmal wird gesagt, daß auch Verstorbene für ihre Sünden mit der wilden Jagd ziehen müssen, vor allem die Pfarrersköchinnen werden in Pferde verwandelt und müssen dann auch mit Hufeisen beschlagen werden, vor allem aber bekommen sie bei dieser Gelegenheit einmal richtig die Hiebe, die ihnen das Dorf zugedacht hatte und die sie bei Lebzeiten nicht kriegten. Damit hängt wieder die merkwürdige Redensart zusammen, daß hoch in den Bergen gefundene Hufeisen — wo sonst kein Pferd hinkommt — als „Pfaffeneisen“ bezeichnet werden, sie sollen dann übrigens Glück bringen — und am Samstag-Feierabend geschmiedet sich vor allem als Schlagringe eignen.

Donar, der Thor des Nordens, ist uns in Bayern zahlreich belegt. Sein Tag, der Donnerstag, galt noch „bis zu Anfang dieses Jahrhunderts in den Schulen als ein ganzer Feiertag“, sagt Quitzmann 1860. Donars roten Bart hat die Legende dem Teufel und dem Judas Ischariot verliehen, um Donar herabzuwürdigen, obwohl sonst über die höllische Frisur des Gottseibeiuns nichts Näheres bekannt ist, und auch die Bibel nichts davon weiß, daß Judas Ischariot rothaarig gewesen sei. Donars Ziegenböcke, mit denen er umzieht, leben in einer Menge Ortsnamen fort, mögen auch die Ursache gegeben haben, daß die letzte Erntegabe, die stehenbleibt, als „Habergeis“ bezeichnet wird. Donars Hammer hat schon in der „Lex Bajuvarorum“ (XI c, 6, 2 und XVI c, 1, 2) dazu gedient, durch Hammerwurf die Grenzen des in Besitz genommenen Landes abzustecken

— wie uns dies schon auf den schwedischen Felsbildern gezeigt wird.

Eine bayrische Sonderentwicklung muß der „Er“ gewesen sein. Wir finden in Bayern immer wieder, daß der gleiche Tag, der sonst als Dienstag, bei den Alemannen als „Ziestag“ belegt ist, den Namen „Irtag“, „Ierta“, „Eritag“, „Erchtag“ auch „Erichtag“ führt. Man hat über diesen Namen sich viel den Kopf zerbrochen, gar den Versuch gemacht, ihn von einem keltischen Gott Esos herzuleiten — in der Tat ist die Frage einfacher, als es scheinen mag. Es ist der „Ar“, der Gott mit der Ar-Rune, als solcher Rechtsgott, Verkörperer der Rechtsordnung, in Schweden heißt darum auch die Umfahrt des neuen Königs Erikgata, darum wird ihm auch das Schwert vorangetragen. Er muß bei den Bayern eine große Rolle gespielt haben, denn ein Mönch des 12. Jahrhunderts schildert bei der Lebensbeschreibung des Passauer Bischofs Altmann, das dort, wo Kloster Göttweih gegründet sei, einst ein Schwert (das er dann ganz sinnlos mit dem berühmten Etzelsschwert in Verbindung bringt) verehrt worden sei. Jedenfalls finden wir Schwerttänze besonders häufig in Bayern belegt; einen solchen stellt ja auch der Münchner Metzgersprung dar, das Schembartlaufen in Nürnberg und ferner jener altertümliche Tanz, den noch im 18. Jahrhundert jährlich mit entblößten Schwertern die Schmiede von Braunau in München aufführten.

Das in der karolingischen Zeit so streng verbotene, aus dem alten Lichtglauben stammende „Notfeuer“ finden wir auch in Bayern belegt — durch Feuer, das durch Reibung erzeugt war, wurden kranke Menschen oder krankes Vieh hindurchgetrieben, so sagt eine mittelalterliche Bozener Handschrift: „Wanns Vich kranckh, sol mans durch ein Feur Jagen, welches dann zum Ersten dadurch gehet, soll man dem heilligen opfern, so werden und bleiben die andern gesundt.“

Ganz altertümlich sind auch jene merkwürdigen Symbole, die sich mit dem Kult von St. Leonhard verbinden. Würde ein Ausländer, der der deutschen Sprache nicht mächtig ist und nichts von Deutschland weiß, am St.-Leonhard-Tag nach Bayern kommen und die Roßweih sehen, so würde er annehmen, die Bayern verehrten einen berittenen Gott namens Leonhard. In der Tat steckt hinter diesen Leon-

hardiritten eine schöne, alte Überlieferung. Fast immer im Juli werden die Pferde nach Wang, Hohenbrunn, Kranzberg, Leonhardspfunzen, Wängen, Aigen, Postmünster, Ganacker, Inchenhofen oder einer der anderen zahlreichen Leonhardskapellen gebracht, und dort geweiht. Der Priester voran zu Pferde, zieht dann alles mit den Pferden um. Die ganze Sache ist heute ein wenig zur Schaustellung guter Pferdezucht geworden, und die Kirche hält gerne daran fest, um ihren Einfluß auf das Volk zu verstärken — in der Tat handelt es sich um einen schönen und tiefsinnigen Brauch; fast alle Leonhardfeste liegen im Hochsommer nach Sommersonnenwende — es ist verständlich, daß man hier das Roß einsegnete, wo auch im Runenkalender die Eh-Rune, die Roßrune herankam, das Herbstfest sich näherte, wo wie in Skandinavien geschworen wurde: „Bei Sigtyrs Bergen, bei dem Roß des Ruhebettes und dem Ring Ullrs“, wo der wilde Jäger bald zu Pferd steigt, um die Toten heimzuholen. Sonderbar aber sind die Ketten, die sich in den Kapellen von St. Leonhard finden, verständlich nur für den, der die geistige Welt unserer Vorfahren kennt. Zweiundeinviertelmal umspannt eine schwere eiserne Kette die Leonhardskirche bei Brixen; solche Ketten finden sich in der Kirche von Tolbath, von Ganacker, auf dem Kalvarienberg von Tölz, in den Leonhardskirchen von Aichen und Inchenhofen. Durch diese Ketten kam St. Leonhard, als man die alte Überlieferung nicht verstand und diese sich verdunkelte, in den Ruf eines „Gefangenenbefreiers“. Wirklich auffällig aber sind jene riesigen eisernen Figuren von großem Gewicht, die sich fast an allen St.-Leonhards-Kirchen finden, und die die jungen Burschen dort zu stemmen und über die Schulter nach rückwärts zu werfen pflegten, wie die klösterliche Darstellung des Martinus schon aus dem 17. Jahrhundert sie als uralt erwähnt: „Die Bildnußen, eysen Bänder (Fesseln, Ketten), eysene Krucken, eysene Händ und Füß, beweisen, wie vielen aus ihren Nöthen geholfen.“ „Hiebey solle billich des großen eysenen Nagels, welcher an diesen heyligen Ort (Inchenhofen) das bewußte Kenn- und Wahrzeichen ist, und vor unfürdenklichen Jahren, wie auch die große gegen die Sacristey hinüberhangende Ketten (welche aus dem geopfferten Eysenwerk von zweyhundertzweyundvierzige Pfund schwer... in solch Maßam zusamb grennt worden) nicht vergessen, warum doch dieser (der Nagel näm-



Burschen beim Aufrichten des Maibaumes in Anger bei Reichenhall

lich) vor den Kirchenraubern sicher verblieben. Und noch anitzo von den Kirchfahrten aufgehebt, und hin und wieder getragen wirdt? Etliche zwar nehmen ihn auf sich aus gueter Andacht, ihre Schultern gleichsamb als mit einem angenommenen Bußwerk abzumüden; etliche Einfältige wöllen erforschen, ob sie noch schwere oder ringe Sünden auf sich haben; etliche tragen ihn aus Fürwitz usw. Es kann zwar ein Jeder sein Intension und Meynung machen wie er will, beyneben aber heylsamb gedenken, daß nit allzeit ersprießlich einen Frevel zu treiben. Ist schon manchem Kirchfahrter Angst und Bang worden unter dieser eysenen Burd, bis er unbeschädigt und los darvonkomben.

Kann auch eben dyser Nagl,
Den man will als Frevel tragen,
Schneller als der Blitz und Hagel
Jeden bald zu Boden schlagen."

Das Verslein hat gar nicht so unrecht — manche dieser Figuren, bei denen sich die Freude an körperlicher Kraft merkwürdig mit religiöser Übung verbindet und anzeigt, daß sich hier im christlichen Gewande eine alte Kraftprobe germanischer Zeit gehalten hat, haben allerdings ein recht anständiges Gewicht. An der berühmten Wallfahrtskirche zu Aigen befinden sich in einer Hütte auf dem Kirchhof, der „Würdinger Hütte" nicht weniger als fünf dieser merkwürdigen alten Figuren, und zwar:

1. Der Würdige (Wirtunger, Würdinger). Es ist der aus Eisen gegossene kopflose Rumpf eines Geharnischten, mit zum Gebete gefalteten Händen; er ist 19½ Zoll hoch, 14 Zoll breit und 220 Pfund schwer. Das abgebrochene, bärtige Haupt mit der Eisenhaube, 12 Zoll hoch und 60 Pfund schwer, liegt dabei.

2. Der Männerleonhard (Manalean), auch Raunagel, ist ein Rumpf ohne Kopf, Arme und Füße, 16 Zoll hoch, 6 Zoll breit, aus Schmiedeeisen.

3. Der Weiberleonhard (Weibelean'l), 19 Zoll hoch, 8 Zoll breit und 80 Pfund schwer, aus Schmiedeeisen.

4. Das Kolmandl, 20 Zoll hoch, 9 Zoll breit, geschmiedet.

5. Das Fatschenkind, 20 Zoll hoch, 5 Zoll breit, geschmiedet.

Die Wallfahrer umgingen dreimal mit Gebet die Kirche und dann begann der Wettkampf, bei dem festgestellt wurde, wer die verschiedenen Klötze und Nägel am häufigsten über die Schulter hinweg stemmen konnte. Frauen waren davon nicht ausgeschlossen, ja es gibt die Überlieferung, daß eine Frau aus Rottal den „Würdigen“, der damals noch seinen Kopf an der rechten Stelle gehabt, bis auf den Kirchturm herauf getragen und von dort zu Boden geschleudert, so daß der arme „Würdige“ dabei im wahren Sinne des Wortes den Kopf verlor. Wem fällt bei diesen Kraftproben nicht die Stelle aus dem Nibelungenliede ein, in der es heißt:

„Da eilte sie (Brunhilde) gar hurtig, und zornig war ihr Mut,
Den Stein sie hob in die Höhe, das schöne Mädchen gut,
Und schwang mit allen Kräften, ihn fern von sich hindann,
Daß von Herrn Gunthers Degen, zu wundern Jeder sich begann.
Der Stein, der war geschleudert von ihr zwölf Klafter weit,
Und dennoch sprang darüber die wohlgethane Maid.“

Erst wenn man diese Stelle aus dem Nibelungenlied heranzieht, wird klar, daß dieser Brauch, den die Kirche übrigens auf alle Weise zu unterdrücken bemüht war — gelegentlich versteckte man sogar die Klötze, aber das Volk holte sie immer wieder hervor —, eigentlich eine Kraftprobe der jungen Burschen vor der Eheschließung darstellte, von der man auch die Mädchen nicht ausschloß. Was heute wie ein sonderbarer rauher Aberglaube erscheint, war einmal in aller seiner Derbheit eine sinnvolle Auslese, denn es ist nicht gerade wahrscheinlich, daß ein Mädchen sich einen Burschen auserwählte, der bei diesen „Spielen“ allzu schlecht abschnitt. Und es ist darauf hingewiesen worden, daß die Bedeutung dieses alten Brauches als einer Probe, die der Heirat voranging, auch noch in der äußeren Form sich recht gut gehalten hat: „Die Leonhardklötze stellen bloß einen Rumpf ohne Kopf und Arme dar, und der Leonhardsnagel zu Inchenhofen, das eigentliche Wahrzeichen, hat die größte Ähnlichkeit mit einem kolossalen Phallusbild, wie denn auch in der bairischen Volkssprache Nagl als hypokorischer Metapher für Phallus gebraucht wird, was aus dem von Schmeller mitgeteilten Schnaderhüpfl erhellt:

Heirat i an Naglschmid,
Hab i Tag und Nacht koan Frid;
Gniglt, gnaglt, gnaglt muess' sein."

(Quitzmann, a. a. O.)

Über eine große Freude des bayrischen Volkstums an Liebesdingen wird dann von den Bußpredigern im ganzen Mittelalter geklagt und offenbar mehr als bei anderen deutschen Stämmen. Es ist dabei gleich, ob der hl. Bonifatius im 8. Jahrhundert sogar über seine Priester klagt: „Wenn ich unter ihnen Diakone finde, die man jedenfalls so nennt, die seit ihrer Jugendzeit immer in Unzucht, immer in Ehebrüchen und allen anderen Lastern ihr Leben zugebracht haben, während ihres Diakonats vier bis fünf Frauen oder mehr nachts im Bett haben ..." und nun alle Strafen in Aussicht stellen, oder ob sich in Bayern als der einzigen Gegend Deutschlands, abgesehen von der „Probstei" in Schleswig-Holstein das Fensterln hält — der eigentlich gesunde germanische Grundsatz, daß geheiratet wird, wenn das erste Kind unterwegs ist, damit der Hof einen Erben hat, ein biologisch durchaus verständiger Gedanke, vorausgesetzt, daß die Dorfsitte streng genug war, den Burschen dann auch wirklich zur Heirat anzuhalten, ist in Bayern nie untergegangen. Eine lustige Geschichte dieser Art erzählt der alte Arnpeck von Herzog Ludwig I. von Bayern, der täglich die schöne Gräfin Ludmilla von Bogen, eine geborene böhmische Prinzessin, besuchte, als ihr erster Mann gestorben war: „Darauf drang er wegen unerlaubter Liebe mit süßen Worten, wie es nun einmal üblich ist, heftig in sie, was sie aber aus Vorsicht ablehnte." Schließlich verfiel sie auf eine List, sie malte sich zwei gepanzerte Ritter auf ihre Bettdecke und versprach dem Herzog seinen Wunsch zu erfüllen, wenn er ihr bei den Rittern schwören würde, sie dann auch zu heiraten. Der Herzog sah kein Bedenken darin, bemalte Ritter reden ja nicht — und leistete den Schwur. Wie groß aber war sein Erstaunen, als hinter einer Gardine drei wirkliche Ritter hervortraten. Der Herzog hat dann auch anständigerweise die kluge Frau geheiratet. Das bayrische Volkslied aber sang von diesem fürstlichen „Fensterln", für das man im Volk alles Verständnis bewahrt hatte, und bei dem ebenso die Klugheit der Frau und ihre List wie die Anständigkeit des Herzogs gefielen:

„Ein Fürst von Payren kom geyn Pogen geriten
Zw einer Gräfin schön vnd klug mit Sitten
Er begert ir zw Freidenspil
Sie sprach ich einwil,
Er erwellet dan sein mein eelich man
So will ich darumb ratt han.

Der Fürst redt der Frauen zw
Ob sy seinen Willen wolde thun
Dy Fraw sprach
Gelobt mir dy ee frölich
Der Fürst gelobt die ee in Heldemut.

Und da vergangen was ein ganz Jar
Da kom der Fürst gein Landaw spatt
Er wolt nicht da benachten
Zw seiner Hausfraw gein Pogen was ertrachten
Da sy kommen zusammen Payde
Da vergassen alles ir Layde
Sy lebten miteinander eetlich
Als es zugehörd der Fürsten reich."

Uralte germanische Bräuche leuchten so auch hier durch spätere Lebensformen, die sich zum Teil nicht mehr voll verstanden haben, hindurch.

Das älteste germanische Sprachdenkmal auf deutschem Boden findet sich übrigens in Kärnten; es ist der Helm von Negau bei Radkersburg, ein Beutestück, das wahrscheinlich den Göttern gestiftet war und am Rande die Runeninschrift „Harigasti teiwa" („dem Gott Heergast") trägt. Der Gott „Heergast" ist nun sicher Wodan; ob allerdings der Helm bayrisch ist, muß als sehr fraglich erscheinen; sprachlich gehört die Inschrift eher der ostgermanischen Gruppe an.

Der altgermanische Feldumgang zu Heil und Segen, zu gutem Jahr und guter Ernte hat sich in Bayern lange gehalten, und vergebens hat Herzog Maximilian I. 1611 gedroht, „daß es eine alte böse Superstition sei, daß an etlichen Orten der Heiligen Bildtnussen zu gewissen Zeiten im Jahr, bevorab an ihrem Festtag auf der Gassen mit

Trummel und Pfeiffen herumgetragen, als mit Sct. Urban durch die Schaffler, und mit Sct. Loy durch die Schmidt, auch mit anderer Heiligen Bildtnussen von andern Handwerkern beschieht, und da es nit schön Wetter in das Wasser geworfen, also die lieben Heiligen Gottes hiedurch höchlich geunehrt werden, auch noch mehr schimpflicher Proceß damit fürgeht, daß ein oder zween aus dem Haufen für Heilige, damit sie nit in das Wasser geworfen, Porg werden, samb werden sie gewiß schön Wetter hernach bringen, mit dem Wahn und Glauben, es muß nothwendig schön Wetter darauf erfolgen". Der brave Herzog hatte gar nicht begriffen, daß hier schon lange ein einmal sinnvoller Brauch von der Kirche selbst auf ihre Heiligen umgedeutet und des tiefen alten Sinnes beraubt war. Die Alten zogen einst zu bestimmten Zeiten um die Felder in der Richtung des Sonnenlaufes, um nicht nur die Grenzen durch den Umgang sich einzuprägen, sondern um auch selbst „im guten Lauf der Welt" mitzugehen.

Gegen die Totenmahle, die auch in der Tat später entartet sind, hat die Kirche in Bayern lange angekämpft, trotzdem hatte sich in Tirol der Brauch erhalten, wenn auch nur noch in wenigen Tälern, zu Allerseelen das Grab der Verstorbenen mit Blumen zu bestreuen, rings herum zu sitzen, Wein zu trinken und Wein auf das Grab auszugießen — gar nicht anders, als bei anderen Stämmen und Völkern nordischer Rassegrundlage auch. Solche Totenmahle finden wir noch heute in Serbien und in Polen, wo sie ausdrücklich „dziady" (Ahnenmahle) heißen, sie waren aber auch überall im deutschen Raum und in Skandinavien im Mittelalter noch vorhanden.

Es gab Höhenfeuer ursprünglich an den vier großen Orten des Jahres, zur Wintersonnenwende, zur Sommersonnenwende und zur Herbst- und Frühlings-Tagundnachtgleiche. In Bayern hat sich das Feueranzünden und Springen über das Feuer in der Frühlings-Tagundnachtgleiche noch sehr gut erhalten, nur hat es die Kirche auf Karsamstag verlegt und „Judasbrennen" getauft; daneben heißt es auch „Osterfeuer", und hierbei werden Scheiben brennend den Berg hinabgetrieben; das sommersonnenwendliche Feuer hat noch bis ins 18. Jahrhundert in München selbst bestanden und leuchtet noch heut von allen Bergen; nur das wintersonnenwendliche Feuer läßt sich

nicht mehr feststellen, hat auch offenbar neben dem Julklotz keine Rolle gespielt. Aus Bayern kennen wir auch die einzige Bezeichnung deutschen Ursprungs für die uns sonst nur skandinavisch belegten Nornen, die Schicksalsfrauen, die den Lebensfaden spinnen und durchaus den altrömischen Parzen entsprechen. Der Tiroler Sänger Vintler, der in seinem merkwürdigen Gedicht „Die Tugendblume" allerlei Aberglauben des 15. Jahrhunderts auskramt, hat uns diesen Namen erhalten:

„...so haben etleich leut den wan,
das sew mainen, unser leben
das uns das die gachschepfen geben..."

Selbst die Bäume, an denen einst unsere Vorfahren Gericht und Gottesdienst hielten, sind uns gut erhalten — gerade im bayrischen Raum finden wir die sagenumsponnenen Bäume zahlreich: die „zwieselige Eiche" auf der Jägerwiese bei Wien, den „kalten Baum" bei Vohenstrauß, die „Feuerbuche" in der Steiermark — und noch im 17. Jahrhundert ist die jährliche Prozession zu einem heiligen Baum bei Vals in Tirol durch bischöflichen Befehl untersagt worden.

Der uns sonst nur aus dem Norden, vor allem aus Island, bezeugte Ausdruck „Gode" für den Hofbauern der germanischen Zeit, der auch zugleich für die andern opferte und in Fragen des Glaubens und des Rechtes Ansehen genoß, finden wir nur im bayrischen Raum wieder. Schon im Muspilli-Gedicht steht das Wort „gotmanno" ganz offenbar in der Bedeutung des isländischen Goden; das Wort Goth oder Göth ist noch heute in Bayern und Österreich gleichbedeutend mit Pate.

Man könnte noch sehr viel über die germanische Überlieferung gerade im bayrischen Stamme sagen, und es wäre wohl an der Zeit, daß die außerordentlich reiche Sagenüberlieferung und die noch reicheren Symbole des gesamten bayrischen Stammesgebiets einmal gesammelt und neubearbeitet herausgegeben würden.

Wenn man als Nichtbayer den ganzen Reichtum dieser uns von treuen Quellen und fleißigen älteren Bearbeitern erhaltenen Überlieferung auf sich wirken läßt, von der ja immerhin ein Teil im Bayernlande auch noch heute weiterlebt, so ist man überrascht da-

von, einmal, wie außerordentlich reich diese Überlieferung ist, zum andern, wie sehr sie in älteste germanische Geisteswelt, ja in gemeinsame indogermanische Vorstellung zurückführt. Sie ist in dieser Hinsicht, recht betrachtet und untersucht und mit den Mitteln der vergleichenden Religions- und Sagenkunde angepackt, vielfach bedeutungsvoller als die Edda, da sie sehr viel älteres Gut treu erhalten hat.

Es ist nicht so, daß etwa der bayrische Stamm dieser alteinheimischen Welt ferner stände als andere Stämme — richtig ist vielmehr, daß er eine besonders eigenartige und ihrer Bedeutung für die Erkenntnis der Geisteswelt unsere deutschen Vorfahren noch gar nicht genug ausgeschöpfte Schatzkammer besitzt. Diese wirklich auszuschöpfen wäre aber Aufgabe eines Mannes, der selber im bodenständigen bayrischen Bauerntum groß geworden ist, der zugleich die Symbolkunde, wie die schriftlichen Quellen, die vergleichende Religionsgeschichte und Sagenforschung beherrscht und mit rechter Liebe an sie herangeht. Wer nicht selber zu dem Stamme gehört — so nah auch seine eigene Überlieferung stehen mag —, kann nur auf den Reichtum hinweisen: seht, welch herrlicher Schatz hier noch zu heben ist!



Maskengestalten vom Huttlerlaufen in Tauer bei Innsbruck



Der Wasservogel, ein Pfingstbrauch aus dem bayrischen Wald

Tafel XV



Der Osterritt von Traunstein. Feierlicher Umritt um das alte Wallfahrtskirchlein von Ettendorf



Viehscheid, Almabtrieb in Oberbayern

Das Siedlungswerk des bayrischen Stammes und sein Einfluß auf die Nachbarvölker

Der bayrische Bauer der Landnahmezeit stieß im Alpenraum noch überall auf die Trümmer römischer und romanisierter Bevölkerung, nicht wesenhaft verschieden von den römischen Resten, die er im Alpenvorland überwanderte und früh sprachlich einschmolz. Je tiefer aber die bayrische Siedlung in die Berge eindrang, um so eher holte sie dichter zusammengedrängte, römische Restgruppen ein, die sich vor der Flut in die Hoch- und Quertäler zurückgezogen hatten. Wenn man nach dem heutigen Bild der Schweizer Rätoromanen und der Tiroler Ladiner auf jene Zeit zurückschließen darf, so war diese romanische Bergbevölkerung nach dem Wort von Otto Reche (Die Bevölkerung der österreichischen Alpen in Hans Leitmeier: Die österreichischen Alpen, Leipzig und Wien 1928, Seite 246) „rassisch auch nichts anderes als ihre Nachbarn, also auch eine Mischung aus westischen, ostischen und nordischen, vielleicht dinarischen Bestandteilen“. Immerhin waren die nichtnordischen Bestandteile bei ihnen zahlreicher als bei den Bayern, der Artunterschied auch hier gefühlt. Während aber auf dem Alpenvorland, vor allem im Inn- und Salzachgebiet nur kleine Inseln von Romanen blieben, erhielt sich das romanische Element in den Quer- und Hochtälern der Alpen stärker. Hier blieben, teilweise durch die bayrische Siedlung in den großen Längstälern voneinander abgeschnitten, romanische Volksinseln bestehen. Sie waren im Mittelalter etwas zahlreicher als heute, etwa wie im alemannisch besiedelten Vorarlberg die Landschaftsbezeichnung „Walgau“ sich ziemlich lange erhielt und eine solche, spät in das Germanentum eingeschmolzene romanische Insel bezeichnete, so bestand etwa um Admont eine romanisch sprechende Volksinsel, die erst

langsam zur deutschen Sprache überging, noch bis ins Mittelalter, kleinere romanische Gruppen saßen auch sonst in der Steiermark (vgl. Hans Pirschegger: Geschichte der Steiermark, Gotha 1920), fanden sich verstreut in Niederösterreich, und von Tirol sagt der ausgezeichnete Kenner Wopfner: „Die Eigenart des deutschtirolischen Volkstums und seiner Kultur geht zu einem namhaften Teil auf diese Vermischung mit dem rätoromanischen Volkstum zurück. Eine Nachwirkung dieser Unterschicht in Sitten, Bräuchen und Rechtsgewohnheiten, in den Orts- und Flurnamen, in Wirtschaft, Hausbau und Siedlungen, in geistiger und körperlicher Art der Bevölkerung ist unverkennbar. In jenen Landschaften, in welchen sich das Rätoromanentum länger zu behaupten vermochte, ist der rätoromanische Unterton im heutigen Tiroler Volkstum deutlicher zu erkennen als dort, wo die Germanisierung schon in den ersten Jahrhunderten der bayrischen Herrschaft zum Abschluß gekommen war."

Es geht allerdings zu weit, wenn man diesen Einschlag sehr hoch veranschlagen will. Immerhin ist doch durch das ganze Mittelalter hindurch und auslaufend bis in die Neuzeit romanisches Volkstum sprachlich ohne Druck und Zwang eingedeutscht worden.

Man sollte nicht unterschätzen, was das als Leistung bedeutet. Die bayrische Volkstumsgrenze ist die einzige — wenn man die sehr anders gelagerten Verhältnisse der alemannischen Schweiz beiseite läßt — wo Romanen in die deutsche Sprachgemeinschaft eintraten. Im allgemeinen ist es in der Geschichte umgekehrt gewesen — links des Rheines haben Niederfranken, Rheinfranken und Alemannen sprachlich gegen das Romanentum, wenn auch langsam zurückweichend, geschichtlich nur Boden verloren, die Burgunder sind in ihm aufgegangen. Um so auffälliger ist dieser Erfolg des Bayerntums gegenüber den Romanen.

Aber auch dort, wo in Tirol die romanische Bevölkerung nicht zur deutschen Sprache, d. h. zur tirolischen Abart des bayrischen Dialektes überging, wurde ihr eigenes romanisches Sprachgut in starker Weise durch diesen geprägt. Etwa im Grödnertal war zwar die Haussprache seit altersher ladinisch, die Verkehrssprache deutsch, die Schriftsprache in der Schule und Kirche aber schon vor dem Weltkrieg italienisch. Kaum anders sah die Sprachentwicklung im Abteital

aus. Erst wo die italienische Hochsprache vordrang, stand schon vor dem Weltkrieg das Deutschtirolerische still und kam nicht mehr weiter. Gegenüber dem Ladinischen aber gewann es. Auf diese Weise ergab sich das merkwürdige Bild, daß fast alle ladinischen Taldialekte Tirols erst eine breite Überlagerung durch deutsche Ausdrücke bayrischer Dialektprägung erfuhren, die gewissermaßen die ältere Schicht darstellt und erst später, ab 1500, italienische Lehnsworte als eine neue Schicht eindrangen. Das „Wörterbuch der Grödner Mundart“ von A. Lardschneider erbrachte so 32% romanische Erbwörter, 26% italienische und 20% deutsche Lehnwörter, dazu 5% Übersetzungen deutscher Vorlagen, 9% grödnerische Neubildungen und 8% Wörter unbekannter Herkunft.

Die jüngste Schicht in diesem Dialekt, die italienischen Wörter, beziehen sich wesentlich auf kirchliche und geistliche Dinge, bezeichnen Ausdrücke für das Seelenleben, für Gewerbe, Handel, Industrie und Geldwirtschaft und gehören der Neuzeit an. Man fühlt, daß sie wesentlich Kulturimport italienischer Geistlicher sind. Viel interessanter sind die deutschen Lehnwörter. Sie beziehen sich fast nur auf Landwirtschaft und Gartenwirtschaft, z. B. brasa (Brache), dafür auch das etymologisch-dunkle vara, ferzailes (Bohnen), danach als Erbwort Fazeuei, Kurbes (Kürbis), jager (Jäger), tupa (Taube, ahd.-bayr. tupa), zalve (Salbei, ahd. salveia), fironk (Vorhang), merser (Mörser), pramues (Breimus, d. i. eine besondere Speise), fuermon (Fuhrmann), stiera (Störarbeit), tsorga (Türeinfassung, bayr. Zarge), kiedl (Kegel im Spiel).

Wenn man annimmt, daß, wer ein Wort gebracht hat, im allgemeinen auch den damit bezeichneten Gegenstand brachte, so könnte man annehmen, daß die bayrischen Landnehmer dieser romanischen Bevölkerung, deren Landwirtschaftsform sich von der deutschen nicht unterscheidet, diese übermittelten.

Natürlich wird man berücksichtigen müssen, daß auch andere germanische Gruppen in diesen Tiroler Bergen siedelten und ohne sich darauf zu versteifen, daß nun gerade die Einwohner bestimmter Täler gotischer Abstammung seien, muß doch die gotische und später die langobardische Festsetzung Spuren hinterlassen haben. Die Masse der deutschen Lehnworte im Ladinischen aber stammt

aus dem bayrischen Dialekt. Besonders eigenartig ist dabei der Bedeutungswandel, den romanische Worte unter diesem Kultureinfluß des Deutschen durchgemacht haben. „Romanische Erbwörter nehmen deutschen Bedeutungsumfang an und grödn. audi aus lat. audire bedeutet nicht nur wie in den anderen romanischen Sprachen ‚hören‘, sondern unter Einfluß von gehören auch ‚im Besitz sein‘, grödn. plurè aus lat. plorare nicht nur ‚einen Toten beklagen‘, sondern ebenso wie im Tirolischen klang auch ‚gerichtlich beklagen‘. Zusammensetzungen werden dem Deutschen nachgebildet wie pay del kuk (Kuckucksbrot), d. i. Sauerklee, bele ‚schon‘ (zu bel ‚schön‘l) korn da bek (Bockshorn), d. i. Johannisbrot, teni ora (aushalten), d. i. Widerwärtiges ertragen, fiertrat (Zugeisen, d. i. Draht), entsprechen genau in Bildung und Bedeutung tirol. kukkeprovt, suen adv. zu sien, poksherndl, ausholtn, in der älteren Sprache, Zugeisen, und so ließen sich noch einige hundert gleicher Bildungen aufzeigen. Manchmal stehen sogar Übersetzungen und Entlehnung nebeneinander, etwa in holtshita de la lena, Holzhütte ‚aus Holz‘. (Eberhard Kranzmayer: Deutsches Sprachgut jenseits der Sprachgrenze in den Alpen, mit besonderer Rücksicht auf das Rätoromanische des Grödnertales, Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung, April 1937.)

Aber das Ladinertum Tirols ist nicht die einzige romanische Gruppe, die durch die bayrische Landnahme sprachlich und kulturell in engste Verbindung mit dem Deutschtum kam und auch jahrhundertelang willensmäßig sich mit ihm verbunden fühlte. Bis in die oberitalische Tiefebene hinein sind jene deutschen Bauernsiedlungen bayrischer Zimmerleute — daher irrig als „Zimbrer“ oder „Zimbern“ bezeichnet — vorgedrungen, deren Reste mit absterbender deutscher Haussprache und übernommener italienischer Verkehrssprache und Hochsprache, die „Dreizehn Gemeinden“ und „Sieben Gemeinden“ darstellen, deren Sprachschatz Schmeller 1833 und 1844 sammelte und der 1855 als sogenanntes „Cimbrisches Wörterbuch“ veröffentlicht wurde. Sie sind aber nur Restbestände. Die bayrische Siedlung ist im frühen Mittelalter in Oberitalien erheblich größer gewesen und hat hier langobardische und gotische Reste noch angetroffen. Sie bekam durch die Handelsstraßen eine besondere Bedeutung. Die Fuhrmannsbrüderschaften, die über die Berge nach

Oberitalien gingen, die das Erz von Rauris gegen die Orientware in Venedig tauschten, die in Portogruaro und in Venedig im Fondaco dei Tedeschi ihre Niederlage besaßen, waren fast durchgehend bayrischen Stammes. Im Kommen und Gehen, in der Anlage der Wirtshäuser und dem Sprachgut der Bevölkerung haben sie lange ihre Spuren hinterlassen. Wo die Tiroler Pässe, wo die alten Straßen im Drau- und Gailtal, wo der Birnbaumerweg und die Fuhrmannswege hinab an den Ufern der Piave und des Insonzo gingen, ist jahrhundertelang deutsches Menschentum hindurchgeströmt. Hier war, betrieben von bayrischen Frächtern, die allerwichtigste Handelsverbindung des Mittelalters der Deutschen nach Süden. Auf diesen Straßen kamen die Waren Italiens, auf ihnen zogen die meisten der deutschen Waren, die nach Süden gingen. Auf den Bergen und Burgen hier unten in Istrien und in der gefürsteten Grafschaft Görz und Gradiska saßen deutsche Rittergeschlechter, selbst das italienische Bistum Aquileia war Reichsbistum und hatte viele deutsche Bischöfe und deutsche Domherren, immer war ein Einschlag deutscher Bevölkerung in diesem schönen Landstück des östlichen Venetiens und der Karst- und Karawankengebiete, wo romanische und slawische Bevölkerung sich berührten, vorhanden. Und es war Reichsland hier, bis dort, wo das Gebiet der Republik Venedig sich nach Norden gegen die Berge vorschob!

Und auch hier waren es wesentlich Menschen bayrischen Stammes, die an des Reiches Südmark auf Wacht standen. Finden wir so schon in den Volksdialekten des östlichen Venetiens gelegentlich deutsche Ausdrücke, so ist die Friaulische Volkssprache, die etwas östlich der Livenza gesprochen wird, und zwar von den italienischen Sprachwissenschaftlern der italienischen Sprache zugezählt wird, in der Tat aber wohl schon an sich einen Übergang zum Ladinischen und eine Annäherung zu den ostromanischen Dialekten, den istro-rumänischen der Tschitschen und dem ausgestorbenen Dalmatinisch darstellt, erfüllt von einer sehr großen Menge deutscher, und zwar bayrisch geprägter, Ausdrücke. Die italienische Schule verdrängt sie heute, möchte die jahrhundertelange Einwirkung der Deutschen aus der Erinnerung austilgen. Trotzdem zeugen sie von der Mächtigkeit des Kultureinflusses, den die bayrische Landnahme und das mittelalterliche bayrische Fuhr-

mannswesen mit sich brachten. Diese deutschen Reste im friaulischen Sprachgebrauch verdienten eine besondere Untersuchung. Vielfach zeigen sie noch an, wo eine deutsche Inselsiedlung des Mittelalters im Romanentum wieder versank. Bezeichnet Haberland („Die Völker Europas und ihre volkstümliche Kultur“, Stuttgart 1928) die „Reihe versinkender deutscher Volksinseln von Monterosa bis nach Friaul“ als „stehengebliebene Eckpfeiler eines ehemaligen ausgebreiteten Besitzstandes“, so könnte man wohl hier und da noch die Spuren bereits untergegangener „Eckpfeiler“ erkennen, Dörfer, in denen nur noch die Sprachtönung, die Flurnamen oder diese und jene dialektische Eigentümlichkeit anzeigen, daß die Bevölkerung einmal der bayrischen Landnahme angehörte oder jedenfalls zur deutschen Sprache übergegangen war und erst dann wieder in die romanische Sprache zurückfiel.

Etwa eine Untersuchung der deutschen Sprachinsel Bladen, die man vom oberen Gailteil über das Bladener Joch erreichen und die jenseits des karnischen Kammes gelegen schon seit 1866 staatlich zu Italien gehört, zeigt, daß auch hier der deutsche Kultureinfluß früher stärker war. Bladen, jetzt mit dem italienischen Namen Sapada bezeichnet, Großdorf (Granvilla) und wahrscheinlich auch die benachbarten untergegangenen deutschen Siedlungen sind von Tirol aus, und zwar, wie die Bladener Überlieferung sagt, von Villgarten gegründet. Die Verkehrssprache ist noch deutsch, die Schule italienisch, der Lebenszuschnitt in Oberbladen ganz, in Großdorf nur zum Teil noch deutsch.

Die heute völlig italienische Ortschaft Forni-Avoltri ist bei diesen Inseldeutschen noch mit dem Namen Öfen bekannt; die Stadt Udine nennen sie noch „Weiden“ — beides mindestens Anzeichen dafür, daß dort Deutschtum saß. Pesariis unterhalb von Bladen ist eine deutsche Ortschaft gewesen. Niemand spricht heute dort mehr deutsch, nur die Überlieferung lebt fort, daß es deutsch begründet und besiedelt war.

Dagegen ist die Gemeinde Zahre, jetzt Sauris, mit den Ortschaften Unter- und Oberzahre, Feld, Maina und Lateis noch heute deutsch; man spricht eine merkwürdige alte Mundart, die sich allerdings von der bayrischen in Bladen unterscheidet, so daß man schon an Reste der Langobarden gedacht hat; Wallfahrten allerdings gingen vor dem Krieg nach Heiligenbluth und nach Sagritz, also in das Möll- und

Pustertal. Das läßt doch eher auf eine Gründung von Tirol aus schließen.

Deutsch ist auch vorgeschoben im italienisch-friaulischen Volksraum die Sprachinsel Tischlwang. Allen drei Gruppen ist eigen, daß sie früher größer waren. Es ist ihnen gegangen wie den Inseln in der Nordsee — wie weite Wattstrecken liegen um sie die bereits versunkenen deutschen Ortschaften. Hier unten erst ist spürbar, welch ein Unglück die Losreißung Österreichs vom alten bayrischen Herzogtum und damit die Lähmung des mittelalterlichen Vorstoßes des Bayernstammes nach Süden war. Die deutschen Volkswellen wurden immer kürzer und kürzer und erreichten schließlich die Außenposten nicht mehr.

Istrien gehört zu den Gebieten, die zwar gegen Ende des 8. Jahrhunderts dem fränkischen Reiche einverleibt wurden, aber trotz der eindringenden bayrischen Besiedlung Italien und nicht Bayern innerhalb dieses Reiches zugeteilt wurden. 952, als Berengar II. den Nordosten Italiens abtreten mußte, aber ist Istrien an Bayern, von diesem leider bei der Loslösung Kärntens schon 976 an Kärnten gekommen, wo es früh eine besondere Grafschaft bildete und dann zeitweilig mit Krain vereinigt worden. 1077 kamen Krain und Istrien zusammen an den Patriarchen von Aquileja, der auch Friaul hatte; Istrien erwarb dann erst ein Eppensteiner Graf, dann gelangte es an die Sponheimer und an die Andechser, lauter deutsche Geschlechter. Trotzdem ist es hier nicht gelungen, die Städte deutsch aufzusiedeln, das einheimische Romanentum setzte sich wieder durch. Ganz bedeutungslos aber war der deutsche Einschlag nicht. Man darf immerhin nicht vergessen, daß auch als Patriarchen von Aquileja zahlreiche Deutsche amteten, deutsche Ritter im Lande saßen, deutsche Rechtsausdrücke üblich waren, ja der Patriarch selber sich lange Zeit als „richtarius“ bezeichnete. Die allzu geringe Unterstützung dieses deutschen Vorpostens hat schon im Mittelalter dem Italienertum, hinter dem die Macht Venedigs immer stärker hervortrat, die Überlegenheit gegeben.

Viel stärker und durchschlagender noch als auf die romanische Bevölkerung war der Einfluß des bayrischen Stammes auf die slawischen Slowenen, die hier überall mit einer älteren romanischen Schicht zusammenstießen.

Das östliche Tirol, Kärnten, Görtz, Gradiska und die Steiermark

waren Gebiete sehr starker Völkerverschiebungen in der Völkerwanderung.

Die Grundbevölkerung waren Kelten, und wir hören, daß sich gegen Ende des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts die drei keltischen Stämme der Taurisker, Noriker und Latobiker zu einem Königreich Norikum zusammengeschlossen hatten, das im Jahre 16 oder 15 v. Chr. den Römern in die Hände gefallen war. Die keltische Grundschicht aber erhielt sich, wie die immer wieder vorkommenden Keltennamen und die keltischen Frauentrachten auf den Grabsteinen beweisen. Die Völkerwanderung zerschlug dann hier die römische Verwaltung fast völlig. Waren schon vorher germanische Kriegsleute hier angesiedelt worden, so fiel nun das Land nacheinander in die Hände von Goten, von zahlreichen kleineren durchmarschierenden germanischen Wandervölkern und endlich in die Gewalt der Langobarden. Hinter diesen Germanen aber kam, gedrängt und gehetzt von den türkischen Awaren, eine Vielzahl nahe einander verwandter slawischer Gruppen, tauchte zuerst 580 in Kärnten auf und erschien um 600 mit den Spitzen sogar im Pustertal in Tirol. Es handelte sich hier nicht um eine einheitliche Landnahme, sondern streifenförmig vordringend, wo immer die alte keltisch-römisch-gotisch-langobardische Bevölkerung es nicht verhindern konnte, schoben sich diese Slawen, die Vorfahren der heutigen Slowenen, in das Ostalpengebiet hinein. Der Kamm der Karawanken wirkte dabei als eine Art Sperriegel; südlich von ihm in Krain saß das Slowenentum dichter und geschlossener als in Kärnten und in der Steiermark.

Der bayrische Vorstoß, schon vom einheitlichen fränkischen Reich getragen, schaltete die awarische Macht aus. 820 versuchten die Slowenen sich politisch durchzusetzen und hatten Mißerfolg, zumal ihre Stammesverwandten in der Ungarischen Tiefebene sie offenbar nicht entsprechend unterstützten. 828 finden wir die ersten bayrischen Grafen in diesem Gebiet wieder als unumstrittene Obrigkeit. Die bayrische Einwanderung überflutete es nun, brachte aber nach Kärnten auch Angehörige anderer deutscher Stämme mit; so deutet die schon 1201 erwähnte Ortschaft Schwabegg auf schwäbische, Frankenstein und Frankenberg bei Völkermarkt auf fränkische Einwanderung; weiter setzte Kaiser Karl auch Sachsen, die gewaltsam weggeführt waren,

in Kärnten und Steiermark an. In dieser bayrischen Welle mit ihren Einschlägen anderer deutscher Stämme gingen in Kärnten und Steiermark nicht nur die kelto-römischen Reste, deren Vorhandensein wir an den Namen alter Walchensiedlungen noch feststellen können, auf, sondern auch die Siedler der älteren germanischen Schicht. Sie verschwanden nicht spurlos. Merkwürdige Zusammenhänge im Kärtner Volksbrauch und Hausbau, auf die Dr. Georg Graber („Volksleben in Kärnten", Graz 1934) hingewiesen hat, mit Skandinavien, und zwar auffälligerweise mit Dänemark, lassen auf Nachwirkungen gotischer Siedlung, ja auf unbekannte Einschläge irgendwelcher germanischen Wandergruppen aus jenen südschwedischen Teilen, die die alte Heimat der Dänen waren, schließen. Auch andere nordgermanische und langobardische Züge wirken noch fort, wie überhaupt Kärnten eine Fundgrube für noch heute volksläufige germanische Überlieferung ist. Ausschlaggebend aber wurde auch hier in Sprache und Volksbrauch die bayrische Wanderung.

Die Slowenen wurden auf das stärkste von dieser bayrischen Kulturwelle ergriffen. Schon 750 führt der Sohn ihres Herzogs Borut, der noch einen ganz slawischen Namen hat, den bayrischen Namen Cheitmar. Nördlich der Karawanken in Kärnten mehr noch als in Krain wurde der Einfluß der deutschen Sprache in ihrer bayrischen Dialektprägung auf die dortigen Slowenen so stark, daß das kärntnerische Slowenisch vielfach völlig unslawische Züge bekam. „Keine slawische Sprache ist so reich an fremden Bestandteilen wie das Kärnter Windische. Großenteils sind diese Lehnwörter, wie ihr Lautstamm dartut, schon in altdeutscher Zeit übernommen worden. Wörter, die dem deutschen Sprachschatz längst abhanden gekommen sind, leben im Munde der Kärnter Slowenen in der alten Lautung fort. Besonders groß ist die Zahl der Lehnwörter, die zugleich mit der Übernahme deutscher Kultur in das Slowenische Eingang gefunden haben. So stammen fast alle windischen Ausdrücke für Berufe, für Handwerk und Gewerbe aus dem Deutschen. Nur wenige, wie Knecht, Magd, Hirt, Weber, Schmied, Fischer tragen ausschließlich slowenische Namen. Zahlreiche Wörter für das Haus und seine Teile, für Küche und Speisen, für Gefäße und Geräte, für Zeit und Geld sind dem Deutschen abgeborgt. Auch an deutschen Tier- und

Pflanzennamen fehlt es nicht, von verschiedenen Abstrakten ganz zu schweigen. Deutsche Eigenschafts- und Zeitwörter, Zahl- und Umstandswörter sind zu Tausenden in das Kärnter Slowenisch eingedrungen. In noch viel größerem Umfange aber ist das sprachliche Innenleben vom Deutschen durchsetzt. Das Kärnter Windische kennt den Artikel, es kennt Zeitwörter mit trennbaren Zusammensetzungen und auch sonst ist das Zeitwort vom Deutschen beeinflußt." (Grabner, a. a. O.) Ein slowenischer Text älterer Herkunft wirkt teilweise einfach wie Deutsch, wo man lediglich ganz äußerlich eine Anzahl slawischer Worte an die Stelle der deutschen gesetzt hat. Der ganze grammatische Aufbau ist deutsch.

Aber bis in die Tiefe des Volkslebens ist dieser Einfluß gegangen. Es wurden nicht nur Bezeichnungen äußerer Gegenstände aus dem bayrischen Dialekt übernommen, sondern das Brauchtum und der Volksglaube der Kärnter Windischen wurde bis in die Tiefe deutsch getönt.

Slawisches und germanisches Volksbrauchtum ist an sich recht nahe verwandt, weist zusammen in die gemeinsame indogermanische Urzeit und steht einander nahe. Das hat natürlich eine solche Übernahme erleichtert. Immerhin ist sie auffällig. Der slowenische Bauer feiert „hojat" (Hochzeit), bei der Kindtaufe wird ein „gotej" (Göte, bayrischer Ausdruck für Pate) hinzugezogen; wer das Kind besucht, muß eine Abwehrbewegung machen mit den Worten „ne bode njemu skoda" (daß ihm kein Schaden geschieht) — skoda ist einfach das deutsche Wort „Schaden" in der bayrischen Lautung „Schoadn". Der slowenische Bauer feiert „winaht" oder „sveta zeit" (Heilige Zeit), erwartet die „Pechtra-baba", die „Frau Perchten" des bayrischen Volksglaubens, deren Namen an die Stelle einer slawischen Erdmuttergöttin, die bei den andern Slawenvölkern „Zlata-baba" (goldene Frau) heißt, getreten ist. Dreikönigsabend nennt er „pernacht", der Palmbusch ist der „pušl" (Puschl), die jungen Burschen, die zur Hochzeit laden heißen im kärtnerischen Slowenisch „Vadar" — das ist einfach die slowenisierte Aussprache des Wortes „Lader". Wenn der alte slowenische Bauer stirbt, wird an der Leiche die „wachta", die Totenwache gehalten. Totenwacht ist an sich ganz allgemein indogermanisch und war als Brauch sicher auch den Slo-

wenen bei ihrer Einwanderung bekannt. Daß sie den Brauch mit einem deutschen Namen bezeichneten, kennzeichnet die starke deutsche Beeinflussung. Gelegentlich finden sich sogar in der modernen deutschen Sprache untergegangene Bezeichnungen nur noch im Slowenischen, wo sie als „versteinertes Leihgut“ weitergeschleppt sind. Das Seelenmahl, das bei den Slowenen eine Woche nach dem Begräbnis gehalten wird, ist an sich ein echter altslawischer Brauch; wir finden ihn auf dem Grabe gefeiert und auf Allerseelen verlegt noch heute bei den Serben und mit der Bezeichnung „dziady“ („Ahnen“) in manchen polnischen Landschaften. Mickiewicz hat uns von diesem Brauch in Polen eine farbige Schilderung gegeben. Bei den Deutschen hören wir von solchen Gedächtnismahlen weniger, wenn sie auch sicher vorhanden waren und in Resten bis heute hin spürbar sind. Aber selbst für diese slawische Feier findet sich bei den Kärnter Slowenen ein Ausdruck altdeutscher Prägung. Dieses Seelenmahl heißt „Karmina“, hergeleitet vom altdeutschen „kara“ = Sorge, Leid, Wehklage, und „minna“ = „Minne“, Gedenken, Erinnerung. Im deutschen Raum ist das Wort untergegangen, in der slowenischen Form hat es sich erhalten. Die Slowenen selber haben seinen Sinn nicht mehr verstanden und dann dazu die Nebenworte „sedmina“ (Siebentagefeier) und „osmina“ (Achttagefeier) gebildet.

Selbst das Zaubern, das sonst im slawischen Volksbrauch eine gar nicht geringe Rolle spielt, haben sie mit einem deutschen Wort „coprat“ bezeichnet. Die Totenbahre ist die „bara“, die Uhr — im Deutschen ein sehr tiefsinniges Wort (Uhr und Ur!) — ist einfach als „ur“ übernommen — und man könnte aus dem Alltagsgebrauch hundert solcher Übernahmen feststellen. Auch der deutsche Dialekt Kärntens hat dieses und jenes slowenische Wort übernommen — aber unter ihnen bezieht sich fast keines auf Volksbrauch, Volksglaube, Feier und Seelenleben. Gerade aber in der Übernahme von Worten aus diesen Lebensgebieten zeigt sich die starke kulturelle Beeinflussung des Kärnter und südsteirischen Slowentums durch die Deutschen.

Dasselbe tritt in der Volkstracht hervor. Die schöne Tracht der schönen Gailtalerinnen, vielfach als eine slawische Nationaltracht bezeichnet, trägt fast nur Namen bayrischer Herkunft. Das weitärmlige, bis zu den Hüften reichende Hemd heißt „weisfat“, es ist das weiße

„pfoat“ (Hemd), ein kennzeichnend bayrischer Ausdruck. Der Kragen heißt noch heute „kreasl“, d. h. Kreusel, der Unterrock „unterfad“, das Leibchen „niederc“ — d. h. „Mieder“. Hier handelt es sich nicht um äußerliche Übernahme dieser oder jener Art — hier ist eine so starke Beeinflussung geschehen, daß aus der Entwicklung mindestens der Kärnter Slowenen die bayrischen Züge nicht mehr hinweggedacht werden können. Je weiter nach Süden allerdings, um so geringer ist dieser deutsche Einschlag — und von Krain aus kam ja dann auch die moderne slowenische Nationalbewegung. Von Kärten aber konnte Megiser, der als erster ein slowenisches Wörterbuch herausgab, in seinen Annales Carinthiae 1612 sagen: „Es haben sich die windischen Khärndter mit den deutschen Khärndtern also gewaltiglich vereinigt, das aus ihnen beyden einerley volck ist worden.“

Und schön ist dabei, daß dies alles ohne Anwendung von Vergewaltigung geschah. Die slowenischen Nationalisten der Neuzeit haben sehr suchen müssen, bis sie in grauester Vorzeit alte Zusammenstöße ihres Volkes, längst verklungen und vergessen, auffinden konnten, an denen sie nationales Ressentiment entzünden konnten. Das stolze selbstbewußte Gebirglertum, das Bewußtsein des freien Mannes der Bayern, die hier einwanderten, gab der Landschaft die Prägung „seit Jahrhunderten derselben geographischen, politischen und wirtschaftlichen Einheit, dem Herzogtum Kärnten, angehörig, teilten Deutsche und Slowenen in Kärnten miteinander Freud und Leid. In gleicher Weise litten Deutsche und Slowenen in Kärnten durch auswärtige Feinde: Türken und Ungarn, Venetianer, Italiener und Franzosen, und im innigen Vereine traten sie ihnen gemeinsam entgegen. Dieselben Lasten drückten den slowenischen Bauern wie den deutschen; denn beide standen in demselben Verhältnis zur Gutsherrschaft. Wenn daher gelegentlich ein Aufruhr gegen die Herrschaften entstand, so nahmen deutsche und slowenische Bauern daran teil. Aber auch die Reformen Maria Theresias und des Kaisers Joseph II. kamen beiden Stämmen zugute. So wurden Deutsche und Slowenen in Kärnten durch gemeinsames Erleben, Dulden und Handeln eine innigverbundene Schicksalsgemeinschaft...“ (Dr. Martin Wutte: „Deutsch-Windisch-Slowenisch“, Klagenfurt 1927.) Im Kärnter Abstimmungskampf bewährte sich auch diese Einheit — die Masse der Windischen

Kärntens verweigerte den Anschluß an den jugoslawischen Staat. Hier war es gelungen, eine nicht geringe Gruppe von Menschen innerlich zum Anschluß an das Deutschtum und den Reichsgedanken zu bringen. Von einzelnen Mißgriffen abgesehen, kann man sagen, daß die Geschichte des Verhältnisses der beiden Volksstämme in Kärnten und in der Steiermark ein nicht unwesentlicher Beitrag zur Lösung der eigentlichen Zentralfrage „Mitteleuropas", eines gerechten Zusammenarbeitens von Deutschen und Slawen, ist. Gerade weil der bayrischen Kolonisation antislawische Komplexe von Anfang an fehlten, gelang das Zusammenleben jahrhundertelang so gut.

Das gleiche wie von Kärnten können wir von den südlichen Teilen der Steiermark sagen, wo die zahlenmäßig recht geringe slawische Gruppe in ähnlicher Weise gewonnen wurde.

Ja, man muß sogar feststellen, daß mindestens seit dem 15. oder 16. Jahrhundert das Gebiet der deutschen Sprache zeitweilig rückgängig war. Die zahlreichen deutschen Orts- und Familiennamen unter den Slowenen beweisen, daß vorgeschobene deutsche Siedlungen im Laufe der Zeit slowenisiert wurden. Auch das kann als eine Folge des Nachlassens der bayrischen Südostwanderung infolge der unseligen staatlichen Trennung von Bayern und Österreich angesehen werden. Auch hier verlor das Deutschtum einen Teil der schon vorhandenen Außenposten.

Das gilt in gesteigertem Maße von Krain.

Das Gebiet war längere Zeit Mittelpunkt einer stärkeren slawischen Zusammenballung am Ausgang der Völkerwanderungszeit. Die dortigen Slawen setzten in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts den langobardischen Herzögen von Friaul hart zu, konnten aber, bedrängt von den Awaren, den Langobarden und der steigenden Macht des Fränkischen Reiches, dem Bayern eingegliedert war, sich nicht behaupten. Als ihr Herzog Borut das Fränkische Reich gegen die Awaren zu Hilfe rief, geriet er in Abhängigkeit der Franken, und seine beiden Söhne wurden in Bayern im christlichen Glauben unterwiesen, der sich aber erst langsam hier durchsetzte. Stets aber war der slawische Bestandteil im Lande der stärkere. Nur dort, wo das Gebiet so gut wie unbesiedelt war, rückten deutsche Siedler ein. Es ist aber kennzeichnend, daß die bayrische Siedlungswelle nur einen Teil des Lan-

des ergriff, während die größte deutsche Sprachinsel im Land, das auf unbewohnter Hochebene entstandene Gottschee, erst dem beginnenden 14. Jahrhundert angehört. Deutsch geprägt aber war auch Krain, und jene ganz ausgezeichnete Beschreibung, die uns der alte Freiherr Johann Weichard von Valvasor in seinem dicken Werk „Die Ehre des Herzogtums Crain“, mit dessen Abfassung er sein ganzes Vermögen opferte, aus dem Jahre 1689 hinterlassen hat, läßt dies noch ausgezeichnet erkennen: „Was die Sprache deß Lands anbelangt; fällt dieselbe unterschiedlich und wird man nicht so leicht ein Land antreffen, da so vielerley Sprachen im Gebrauch als dieses. Die rechte und allgemeine Land-Sprach ist die Crainerische: nebst derselben wird auch Illyrisch geredt; doch etwas corrupt und nicht allerdings rein: Drittens Koratisch: Vierdtens Slavonisch; folgends auch Dalmatisch, Gottscheerisch, Histrianisch, Italiänisch oder Fürlauisch und Teutsch. Jedoch redet aller Adel insgemein Teutsch auch Crainrisch und Italiänisch. Alle Gerichts-Händel werden in Teutscher Sprache geführt und verabscheidet, auch alle Briefe Teutsch geschrieben —“

Diese Geltung der deutschen Sprache ist erst im 19. Jahrhundert stärker verdrängt worden. Immerhin sollte man nicht ganz vergessen, daß alles, was im Mittelalter an Bildung in dieses Land kam, doch auch wesentlich deutsch war und daß die erste Bibelübersetzung in slowenischer Sprache, die bald allerdings in der Gegenreformation unterdrückt wurde, auf deutschem Boden gedruckt ist.

Sind die Slowenen durch ihre jahrhundertelange Symbiose stark vom bayrischen Volkstum aus beeinflußt worden, so sind ältere und jüngere Einwirkungen auch bei den Kroaten, die ja jahrhundertelang Freunde und Verbündete des Reiches waren, selbst bei den Serben zu spüren. Wenn der Weihnachtsbaum in Serbien noch heute „križbam“ (Christbaum) heißt, wenn die im Kroatischen relativ häufigen, im Serbischen recht wenigen deutschen Lehnworte fast alle österreichisch-bayrische Prägung tragen, so ist das ein Ergebnis einer jahrhundertelangen Berührung. Und man darf hierbei wohl aussprechen, daß diese Menschen bayrischen Stammes es mit erheblichem Geschick verstanden haben, jahrhundertelang das Verhältnis zu dem südslawischen Menschen der verschiedenen Stämme günstig und freundschaftlich zu gestalten. Manche äußeren Umstände haben dies erleichtert, zu-

erst die gemeinsame Abwehr gegen die Awaren, dann gegen die Madjaren, endlich gegen die Türken und die gemeinsame Frontstellung gegen die Latinität, gegen das italienische Vordringen von Süden, das die große Republik Venedig trug. Von den Tiroler Bergen über die Kärnter Bevölkerung bis zu den slawischen Uskoken der istrischen und dalmatinischen Küste ist hier jahrelang eine gemeinsame Abwehrfront gegangen, die unter der Fahne des Reiches sich gegen den Löwen von St. Marcus wandte und Deutsche und Slawen vereinigte.

Auch blutlich war diese Zusammenarbeit erleichtert. Der bei den Bayern starke dinarische Einschlag bedeutete eine seelische Nähe zu den südslawischen, stark dinarisch geformten Völkern, keltische Einschläge hatten ebenfalls beide Gruppen, in den Kroaten stecken, wenn auch vielleicht nicht stark, so doch deutlich vorhanden, ostgermanische, gotische Trümmer, wie wir sie bei den Bildung des bayrischen Stammes ebenfalls beobachten konnten. So ist hier eine auf lange Sicht gerechnet jahrhundertelange wenig gestörte Form des Zusammenlebens entstanden — erst eine bestimmte Form des rabiaten slowenischen Nationalismus im vorigen Jahrhundert hat sich bemüht, diese alte Bindung aufzulösen und einen inneren Gegensatz zu schaffen, den ein großer Teil der Slowenen, die sogenannten Windischen von Kärnten und Steiermark, auch heute noch nicht mitmacht. Aber im Verhältnis des überwiegend bayrisch geprägten Südostdeutschtums zu Kroaten und Serben sind trotz des Weltkrieges und der nicht immer einfachen Situation der Nachkriegszeit tiefe gefühlsmäßige Gegensätze nicht entstanden, das alte Verhältnis der gegenseitigen Achtung lebendig geblieben.

Anders entwickelte sich die Berührung des bayrischen Stammes mit dem nördlicheren slawischen Volk, das von den Slowenen durch das Siedlungsgebiet der Madjaren und vor allem durch Österreich getrennt, sich im mittleren Böhmen ausgedehnt hatte, mit den Tschechen.

Hier war der bayrische Stamm ja nur ein Teil des Deutschtums, das in Grenzberührung mit dem Tschechentum kam. Ohne Mühe zwar gelang es, die schwachen Gruppen nichttschechischer Wenden im alten Nordgau fränkisch und bayrisch einzudeutschen. Die bayrische Siedlung ging dann in den Böhmer Wald und über den Böhmer

Wald landrodend vor und begann auch von Südböhmen aus ins Land sich hineinzuarbeiten. Aber sie war doch immer nur ein Teil der gesamtdeutschen Berührung mit dem Tschechentum. Bayrischen Ursprungs sind gewiß die großen südböhmischen Adelsgeschlechter der Rosenberg, Sternberg, Witigonen, auch das Geschlecht der Waldstein, aus dem Albrecht von Wallenstein stammt, bayrisch war die Bauernansiedlung im Böhmer Wald wie in weiten Strecken Südböhmens — aber schon im Egerland überschnitt sich die bayrische Siedlung mit einer viel stärkeren Welle thüringisch-fränkisch-sächsischer Abkunft; den Nordrand Böhmens erreichte sie überhaupt nicht; bei der im 12. Jahrhundert zunehmenden Städtegründung im Inneren Böhmens scheinen Siedler aus Bayern jedenfalls nicht überwogen zu haben. Die zahlreichen erst in moderner Zeit mit Eifer wieder aus der tschechischen Sprache verdrängten deutschen Ausdrücke lassen sich nur zum Teil auf bayrische Formen zurückführen. Das Deutschtum Böhmens, soweit es inselhaft innerhalb des Tschechentums siedelte, stellt doch mehr eine Mischung der verschiedenen deutschen Stammeselemente dar; soweit es die Grenzlandschaften erfüllte, war es überwiegend bayrisch nur an der alten bayrisch-böhmischen Landesgrenze. Die Dorfrechte Böhmens sind meist Neubildungen, die Stadtrechte scheinen eher von Norddeutschland, von Magdeburg und Sachsen, dann auch von Schlesien (Breslauer Stadtrechte), die Bergrechte vom Vogtland (Freyberger Stadtrecht) beeinflußt zu sein. Selbstverständlich hat dann später von Wien aus sich ein starker Einfluß in kultureller und sprachlicher Art auf das Tschechentum geltend gemacht — dies erfolgte aber, nachdem das österreichische Staatsbewußtsein sich von Alt-Bayern bereits gelöst hatte.

Verhängnisvoll wurde hier, daß mit der unseligen Loslösung Österreichs von Bayern selbst am Böhmer Waldgebiet in der Neuzeit das Grenzlandbewußtsein innerhalb Bayerns fast ganz verlorenging — und als 1919 die „schlafende Grenze" plötzlich lebendig wurde, war der Hauptteil des bayrischen Stammes seiner Grenzaufgabe als Träger der gesamtdeutschen Südostmark so entfremdet, daß die Abwehrkräfte beinahe eingeschlafen schienen. Man hatte sich solange daran gewöhnt, daß Böhmen dem stammverwandten Österreich angegliedert war und trotz slawischer Bevölkerung großer Teile fest im Rah-

men eines befreundeten Staatswesens stand, das man in Alt-Bayern das in Österreich immer noch lebendige Bewußtsein des Kampfes an der Volksgrenze völlig verloren hatte. Mühsam mußte es erst wieder erweckt werden. Als etwa 1910 das alte Budweis friedlich in die Hände der Tschechen fiel, war das Stammbayerntum noch so völlig seiner Grenzlandaufgabe entfremdet, daß es diesen „innerösterreichischen" Vorgang gar nicht zur Notiz nahm. Damals schrieb der tschechische Abgeordnete Dr. Rase triumphierend: „Wem der Boden gehört, dem gehört das Land. Deshalb kommt es darauf an, den Boden in die Hand zu bekommen. Ein Musterbeispiel ist Budweis. In den neunziger Jahren gelangte das erste Haus auf dem Marktplatz in tschechische Hände. Und heute hat das alte Budweis nicht einmal die nötigen 20% Deutscher, um eine gemischtsprachige Stadt zu sein. Das Verdienst in dieser Hinsicht hat Dr. A. Zatka, der Führer der Budweiser Tschechen und ihr Erster Bürgermeister, der bewies, wie Boden erobert werden kann, ohne große Gesten und starke Worte. Budweis war keine nur deutsch angestrichene Stadt, es war eine alte deutsche Stadt, die schrittweise erobert werden mußte. Es wurden planmäßig Unternehmungen gegründet, die Tschechen nach Budweis und seinen deutschen Dörfern zogen: je eine Bleistiftfabrik, Maschinenfabrik, Aktienbrauerei, Emaillefabrik, Faßbinderei, Chemische Fabrik. Dann kam eine Reihe von Schulen, darunter auch Fachschulen, Gewerbeschulen, eine Staatsrealschule und eine Lehrerbildungsanstalt. In fünfzigjähriger Arbeit wurde die Stadt in eine tschechische verwandelt."

Und heute drängt ein spitzer tschechischer Siedlungskeil bereits an die deutsche Reichsgrenze durch das einst von Bayern besiedelte Böhmer Waldland heran, ist inzwischen nach Budweis auch das alte schöne Prachatitz, die Stadt am Goldenen Steig, in Gefahr, vom Tschechentum von innen erobert zu werden. Daß man diese Entwicklung schon vor dem Kriege so laufen ließ, liegt also auch an der verhängnisvollen Zerreißung der deutschen Südostfront, als man Österreich von Bayern staatlich trennte und den altbayrischen Kernbestand aus seiner natürlichen Grenzaufgabe für das Reich als gewichtiges schweres Ende am vorgetriebenen Keil herausdrängte und in eine ihm gar nicht bekömmliche Reservestellung verwies.

Niemals wären die Verluste in Böhmen aufgetreten, wenn das Schwergewicht des gesamtbayrischen Raumes nicht getrennt, wenn nicht endlich gar das deutsche Österreich von der Gesamtheit des Reiches losgelöst worden wäre. Der tschechische Erfolg, der unbestreitbar ist, beruht nicht nur auf der in jeder Weise höchstgesteigerten nationalen Zähigkeit und Energie der Tschechen, sondern vor allem darauf, daß auf der deutschen Seite grundlegende politische Fehler gemacht worden sind, wir uns die Zange, die Böhmen und Mähren umklammert, selber zerbrachen.

Wo wäre die tschechische Macht heute, wenn nur ein einziger deutscher Kaiser die Energie gehabt hätte wie Ludwig IX. und Ludwig XI. von Frankreich, wie Iwan IV. von Rußland, die Kleinfürstenfamilien zu beseitigen und einen deutschen Einheitsstaat zu schaffen, der mit der gesamten Kraft seiner durch dynastische Grenzen nicht zerrissenen Stämme hätte auftreten können. Niemals hätten sie alte deutsche Städte tschechisieren, ganze deutsche Landschaften unter ihre Herrschaft bringen können!

Anders wiederum als das Verhältnis zu Romanen und Slawen entwickelte sich die kulturelle Berührung zwischen dem bayrischen Stamm und seinen verschiedenen späteren Ausprägungen als Träger der gesamtdeutschen Südostbewegung und den Madjaren.

Die Berührung begann dramatisch, nach kurzer gemeinsamer Frontstellung gegen das große Mährische Reich mit der Katastrophenschlacht von Preßburg (907), einer jahrelangen Verwüstung des bayrischen Landes durch die madjarischen Reiterheere, mit der Notwendigkeit, vom Gesamtdeutschtum aus die Bayern zu entlasten durch die Schlachten an der Unstrut und bei Kühlental auf dem Lechfeld, um sich dann noch bis in das 12. Jahrhundert in zahlreichen Grenzkämpfen fortzusetzen. Hier stieß die bayrische Ausdehnung auf ein Volk mit ausgesprochenstem Herrschaftsanspruch, mit dem angeborenen Herrentum der großen kriegerischen Türkvölker der östlichen Steppe, das trotz mancherlei Niederlagen sich früh ein machtvolles Staatswesen, ein Sendungsbewußtsein, ja sogar eine starke sozial werbende Kraft verschaffte. Schwer wäre es im allgemeinen dem mittelalterlichen Deutschen eingefallen, etwa von sich aus Slowene oder Tscheche zu wer-

den. Er hätte mindestens keinen sozialen Aufstieg darin gesehen. Anders war es vielfach früh gegenüber den Madjaren. Von der Höhe eines ihm selber nie zweifelhaften Adelsbewußtseins sah der Madjar auf seine slawischen, slowakischen und slowenischen Untertanen herab: „Tóth nem ember“ — „Der Slawe ist gar kein Mensch“, war die oft mit verletzender Deutlichkeit geäußerte Überzeugung seines Herrentums. Wo er konnte, stellte er aber auch schwächeren und ärmeren deutschen Gruppen gegenüber eine solche Überlegenheit heraus, fühlte sich ihnen gegenüber als „uri-ember“, als „Herrenmensch“, vermochte es ihnen gelegentlich klarzumachen, daß der Madjar von Natur aus eine angeborene Überlegenheit besitze und der Aufstieg gar etwa — selbstverständlich nur im Laufe von Generationen — zum magyar grof, zum ungarischen Grafen, das Höchste sei, was menschlicher Ehrgeiz sich träumen könnte.

Stieß die bayrische Siedlung bei den Italiern mit einem etwas bürgerlich geformten Bauerntum, bei den Ladinern mit Gebirgsbauern sozial ähnlicher Struktur wie sie selber, bei den Slowenen und Tschechen ebenfalls mit rein bäuerlichen Völkern zusammen, so bekamen sie es bei den Madjaren mit einer Nation zu tun, die sich trotz mancherlei kultureller Unterentwicklungen als die „Adelsnation“ des Südostens fühlte und auch entsprechend auftrat.

In dramatischen Stößen und Gegenstößen begann dieses Verhältnis. Die Umwandlung des madjarischen Volkes aus einer kriegerischen, nomadisierenden Gemeinschaft herdenreicher Stämme zu einer europäischen Nation, die begleitet war von der Aufgabe ihres alten Glaubens, Rechtes, ihrer Lebensformen und Sitten konnte nur unter schwersten Erschütterungen erfolgen. Ihre Könige, die den Zwang erkannten, unter allen Umständen sich der westlichen Umwelt anzupassen, hatten mit wellenförmig immer wieder auftretenden Erhebungen der altgläubigen Teile des madjarischen Volkes zu rechnen — mit Stefan dem Heiligen war dieser innere Kampf durchaus noch nicht abgeschlossen. Deutscher Macht- und Kultureinfluß war es wesentlich, der diese Umgestaltung ermöglichte, deutsche Geistliche, Ritter, Bürger und Bauern sind immer wieder nach Ungarn eingeströmt, von den Königen gerufen, um als fester Kitt die losen, noch halbnomadischen madjarischen Massen staatlich zu festigen.

Nicht alle dieser Deutschen waren bayrischen Stammes — immerhin die ältesten Gruppen und die meisten unter ihnen.

Man darf dabei nicht vergessen, daß ehe noch die Madjaren unter Arpád und Almos in die Donautiefebene einritten, dort ja bereits die vorgetriebenen Siedlungen des fränkischen Reiches, deren meiste nach dem Niederbruch des Awarenreiches mit bayrisch-fränkischer Bevölkerung, entstanden waren. Wo einst das römische Scarabantia gelegen, war Ödenburg (Odinburh) begründet, auf den Trümmern der römischen Ansiedlung Sopianae stand Fünfkirchen, auf den Trümmern von Flexum Altenburg — die zur Awarenzeit menschenleeren altrömischen Städte waren aufgesiedelt. In der Auseinandersetzung mit dem Mährischen Reiche hatte der Erzbischof Liupram am Plattensee einem befreundeten Slawenfürsten Priwina mit deutschen Meistern aus Salzburg, Schmieden, Zimmerleuten und Maurern eine Burg mit Kirche eingerichtet; Ortschaften, die noch heute bestehen, sind damals im Verlauf der fortschreitenden bayrischen Siedlung gegründet worden, so Miesingenburg, das heutige Wieselburg, Penicaha, das heutige Pinkafeld, Guntpaldesdorf, wohl das heutige Kobersdorf — dazu finden wir eine Menge von Ortsnamen später untergegangener Ortschaften. Diese reiche Siedlung, deren Südgrenze nicht eigentlich bestimmt war, ist dem Einbruch der Madjaren nicht völlig zum Opfer gefallen. Zwar klagt im Jahre 900 der Erzbischof von Salzburg in einem Schreiben an den Papst: „Die Madjaren haben die Einwohner teils in Gefangenschaft geschleppt, teils umgebracht oder im Kerker vor Hunger und Durst umkommen lassen, Unzählige in die Verbannung getrieben, vornehme Männer und angesehene Frauen in die Sklaverei geschleppt. Die Kirchen Gottes haben sie angezündet und alle Gebäude zerstört, so daß in ganz Pannonien, unserer größten Provinz, auch nicht eine Kirche mehr zu erblicken ist.“ Diese Verwüstungen sind nach der Katastrophenschlacht von Preßburg 907 sicher noch schlimmer gewesen — alle jene vorgeschobenen Siedlungen kamen unter madjarische Herrschaft. Die Bevölkerung wurde hörig, aber sie verschwand nicht, wurde wohl auch sitzengelassen, weil man ihre Arbeit nutzen wollte. Wahrscheinlich stammt ein sehr erheblicher Teil der Bewohner des Burgenlandes noch von jener älteren Schicht.

Als nach der schweren Niederlage bei Augsburg 955 die Madjaren

sich entschlossen, sich der europäischen Kultur zuzuwenden, und ihr weitsichtiger Großherr Geisa deutsche Priester und Ansiedler ins Land zog, geschah dies nicht zuletzt bei der Vermählung seines Sohnes Stefan des Heiligen mit der bayrischen Prinzessin Gisela. Gestützt auf deren bayrische Gefolgsleute gelang es dann Stefan, einen schweren Aufstand der altvölkischen Madjarenpartei niederzuschlagen; Stefan wurde auf deutsche Art zum Ritter geschlagen, die Münzen, die er prägte, tragen völlig den Charakter der bayrischen Münzstätten, so sehr galten die Madjaren als unter bayrischem Kultureinfluß stehend, daß noch später unter Kaiser Heinrich III. sie als „nach bayrischem Recht lebend" angesehen wurden — wenngleich dies in der Tat natürlich nicht zutraf. Nach dem Tode Stefans des Heiligen 1038 erfolgte noch einmal eine Erhebung der Altmadjarischen Partei, die durch ein Eingreifen des deutschen Kaisers Heinrich III., eben jenes Kaisers, von dem deutsche Chroniken berichten, daß er das Bayrische Recht in Ungarn eingeführt habe, niedergeworfen wurde. Bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts kann man feststellen, daß die erdrückende Mehrzahl der deutschen Geistlichen, Rittern und Bauern — denn wir hören immer wieder von Bauernsiedlung in Ungarn — dem bayrischen Stamme angehört haben. Erst die Kreuzzüge änderten das Bild. Durch sie lernten zahlreiche Menschen rhein- und niederfränkischer Abkunft das herrliche ungarische Land kennen, wie überhaupt Flandern und der Niederrhein damals unter starkem Bevölkerungsdruck litten. Geisa II. holte solche Siedler aus der Mosel- und Eifelgegend, die Stammväter der Siebenbürger Sachsen, ins Land; eine zweite deutsche Gruppe kam 1211 unter König Andreas II. mit dem Deutschen Ritterorden nach Siebenbürgen; wenn auch der Orden dort bald wieder verdrängt wurde, so blieb der Zug von Bauern und Bürgern aus West- und Mitteldeutschland nach Ungarn weiter in Gang — die ganze Städtegründung im Lande kann als wesentlich deutsch im 14. Jahrhundert angesehen werden und blieb deutsch bis zum Türkensturm.

Man wird also sagen können, daß seit dem 12. Jahrhundert mindestens andere deutsche Stämme an der Siedlung, Städtegründung und kulturellen Gestaltung des ungarischen Landes etwa in gleichem Maße wie der bayrische Stamm teilgenommen haben, daß aber die

älteste deutsche Kulturschicht wesentlich bayrisch war. Ein Teil davon ist im Madjarentum versunken — alle jene deutschen Ritter, die seit Stefan dem Heiligen im Lande waren, sind im madjarischen Adel aufgegangen. Erhalten geblieben sind die überwiegend bayrischen Ansiedlungen nicht nur in dem heute zu Österreich gehörenden Burgenland, sondern auch im Wieselburger und Ödenburger Komitat. Verschwunden, teils madjarisiert, teils von Türken vernichtet ist das ältere Bürgertum der innerungarischen Städte, das immerhin so deutsch war, daß das alte Ofener Stadtrechtsbuch in seinem 32. Abschnitt sagt: „Der Richter soll sein ein deutscher Mann von allen seinen vier Ahnen." Überwiegend bayrisch in der Stammesgrundlage ist selbstverständlich die deutsche Siedlung in und um Preßburg. Dagegen sind die Bergmannssiedlungen des nordwestlichen Ungarns wohl überwiegend von Schlesien aus, von den deutschen Gebieten Böhmens und von Mitteldeutschland besiedelt worden, wie überhaupt die bergmännische Erschließung Ungarns wohl stärker eine Angelegenheit der Mitteldeutschen war.

Wahrscheinlich bayrisch ist die uralte, erst in den Türkenkriegen vernichtete Siedlung Szatmar-Németi, d. h. Deutsch-Szatmar, die sich auf frühe Festsetzung zur Zeit von König Stefan dem Heiligen zurückführte. Die heutigen Szatmarer Schwaben dagegen sind schwäbisch-alemannisch-pfälzischen Stammes und Ansiedler aus der Zeit nach der Türkenherrschaft.

Nur bei einigen Volksgruppen läßt sich die Herkunft genau feststellen. Die Heidebauern im Wieselburger Komitat sind Schwaben, die „Heanzen" im Ödenburger und Eisenburger Komitat wurden früher für Franken gehalten, sind aber wohl mit Sicherheit überwiegend bayrisch; die Zipser stammen aus der Gegend von Düsseldorf, Deutsch-Lothringen, Luxemburg und dem deutschen Volksgebiet im heute belgischen Arel. Aber die ältere Grundlage war überall stark bayrisch geprägt.

An der näheren Ansiedlung der Zeit Karls VI., Maria Theresias und Josephs II. sind Bayern kaum beteiligt gewesen, und auch der österreichische Teil des bayrischen Stammes hat nur eine geringe Zahl der damaligen Ansiedler — in Siebenbürgen nannte man sie „Land-

ler" — gestellt. Die meisten dieser Ansiedler waren Schwaben, weshalb auch heute noch die übliche madjarische Bezeichnung für die Deutschen im Lande „svab" ist.

Aber die ältere bayrische Welle ist für die Gestaltung Ungarns die entscheidende gewesen — sie half den ungarischen Königen, die Umstellung von der kriegerischen Horde zum europäischen Staat zu vollziehen, brachte neben der christlichen Kirche die Grundzüge europäischer Gesetzgebung, trug viel zur Bildung der ersten städtischen Ansiedlung bei und hat die ersten größeren Rodungen durchgeführt, Land urbar gemacht.

Bis in die Sprache hinein ist dieser Einschlag spürbar. Worte, die als echt madjarisch gelten, zeigen deutsche Wurzel und verraten gelegentlich noch die bayrische Dialektprägung, so etwa auf dem Gebiet der Landwirtschaft „gersli" (Gerstl, d. h. Graupen), „kifli" (Kipfel), „veknyi" (Wecken), „sonka" (sprich schonka = Schinken), „láda" (Lade), „ciha" (Zieche = Bettüberzug), „fasli" (Faschl = Fatsche = Wickelband), „örömleibli" (Ärmelleibl), „galler" (Koller), „mandli" (Mantel), „gador" (Gaden = Gang). Von den handwerklichen Ausdrücken deutschen Ursprungs in der madjarischen Sprache ist schon gesprochen. Auf dem Gebiet der Landwirtschaft finden wir aus jener älteren, wohl überwiegend bayrischen Schicht: „föld" (Feld), „csür" (Scheuer), „kumét" (Kummet, d. h. Joch), „kötör" (Kelter), „hüvetér" (Hüter, Hirt), „furmany" (Karren eines Fuhrmanns); bei den Fachausdrücken aus dem Bergwerk wird man im allgemeinen nicht annehmen können, daß sie nun gerade aus dem bayrischen Dialekt der deutschen Sprache gekommen sind; wenn wir aber etwa „plék" für „Blech", „pant" für „Band", „raf" für den „Reifen" eines Rades finden, so lassen diese madjarischen Formen doch vermuten, daß die Madjaren diese Worte zuerst in der bayrischen Lautgebung gehört haben, wobei man nachher allerdings nicht wissen kann, ob dies auf die erste große bayrische Wanderung zurückgeht oder auf den späteren Zusammenhang mit Österreich.

Überschaut man so das Werk, das der bayrische Stamm in seiner Südost-Ausdehnung geleistet hat, so ergibt sich ein Gesamtbild von imponierender Größe. Ein ziemlich spät kommender und bis dahin kaum hervorgetretener germanischer Stamm erscheint gegen Aus-

gang der Völkerwanderung, setzt sich in den Besitz der Voralpenlande und entwickelt nun von hier eine Kraft der Ausbreitung, die von vornherein auf Bedrängung anderer deutscher Stämme verzichtet und die ganze Aktivität nach außen wendet. Es ist der einzige Stamm, dem es gelingt, jahrhundertelang romanische Volksgruppen teils einzuschmelzen, teils in ungestörter und enger Symbiose an seiner Seite zu halten, der mit großem Geschick jahrhundertelang das schwierige Verhältnis zwischen Deutschen und Slawen erfolgreich handhabt, bei dieser Gelegenheit nach allen Seiten ausgreifend, nicht anders wie der niedersächsische Stamm eine breite Bauernsiedlung und über diese hinaus vorstoßend Städtegründung und Ausdehnung deutscher Geistlichkeit und deutschen Rittertums ermöglicht. Sein Siedlungswerk steht im ganzen Mittelalter hinter dem niederdeutschen kaum zurück. Die bayrische Bauernsiedlung gewann den Alpenraum und sicherte nicht nur die stets altbayrischen österreichischen Lande, sondern hat auch Anteil am Böhmer Wald, Südböhmen und gab jahrhundertelang Siedler nach Ungarn ab. Was für die niederdeutsche Städtegründung Polen und Skandinavien war, wurde für die bayrische Ungarn. Beide Positionen allerdings gingen verloren.

Während aber den Niedersachsen es gelang, von ihrer schmalen Stellung an der Ostsee, die sie mit der Eroberung des Landes Wagrien und der Gründung von Lübeck erreichten, die Herrschaft über die Ostsee für lange Zeit an sich zu bringen und dem Ostseeraum ein deutsches Gesicht zu geben, gelang dem bayrischen Stamm für die Adria dies nicht. Zwar erreichten seine äußersten Siedlungsspitzen und vorgeschobenen machtpolitischen Fühler im frühen Mittelalter noch das Adriatische Küstengebiet, saßen deutsche Geistliche bayrischen Stammes auf dem Stuhl von Aquileia, deutsche Ritter auf den Burgen Istriens, bevölkerten deutsche Fuhrleute der großen bayrischen Fuhrmannsbrüderschaften die Straßen, die an die Adria hinabführten — aber weder Aquileia noch Triest wurden siedlungsmäßig bayrisch, so wie aus der kleinen Wendenburg an der Trave die niedersächsische Handelsstadt Lübeck zur Herrin der Ostsee wurde. Die einmalige Gelegenheit, den deutschen Lebensraum auch siedlungsmäßig bis an die Adria vorzuschieben, dieses Meer so zum deutschen Meer zu

machen, wie es die Ostsee in der Tat wurde, ging vorbei. Sie konnte nicht genutzt werden, weil der bayrische Bauer nicht nachrückte. Lübeck entstand als deutsche Stadt, weil ringsherum deutsche Bauerndörfer entstanden. In Istrien entwickelte sich keine deutsche Stadt, weil der deutsche Bauer, der bayrische Landnehmer, nicht bis zur Adria durchbrach. Das ist nicht seine Schuld, sondern war verursacht durch die schon in der Karolinger Zeit begonnene und später aus rein dynastisch-lehnsmäßigen Gründen immer wiederholten Teilungen des geschlossenen bayrischen Stammesraumes, deren schlimmste und verhängnisvollste dann Friedrich Barbarossas Teilung von Altbayern und Österreich war. Sie wirkte, als ob man ein lebendiges Wesen in zwei Stücke schnitt. Sie wurde die eigentliche Ursache, daß die Grenzaufgabe nunmehr allein von dem österreichischen Teil des bayrischen Stammes getragen wurde und bei allen seinen bewundernswerten Leistungen ihm schließlich zu schwer wurde. Damit aber traten, zumal als die Kraft dieses österreichischen Teiles dann auch für die Haus- und Konfessionspolitik der Habsburger erschöpft wurde, an den Fronten der Volkssiedlungen überall Verluste ein.

Dieses Mißgeschick nimmt der mittelalterlichen bäuerlichen Siedlung der Bayern nichts von ihrer Größe. Sie stellt sich ebenbürtig an die Seite der großen niederdeutschen Siedlung, sie gab dem deutschen Gesamtvolk eine geopolitische Stellung, die auszunutzen es nur durch das Unheil der staatlichen Zerreißung, der gegen den Willen seines Volkes von der Entente im Friedensdiktat von Versailles und St. Germain geschaffenen „Unabhängigkeit" Österreichs verhindert wurde. Aber es liegt ein tiefer Sinn darin, daß nach dem Weltkrieg im Nationalsozialismus die erste politisch erfolgreiche großdeutsche Bewegung entstand und gerade in München ihren Ursprung durch einen Mann bayrischen Stammes hat. Das ist kein Zufall, das ist vielmehr Ruf und Rückbesinnung auf die großen Aufgaben, die nicht in einer partikularen Vereinzelung, die ihm von reichsfeindlichen Kräften so gerne eingeredet wurde, sondern als Träger der deutschen Südostaufgabe der bayrische Stamm hat: als Hüter der jahrtausendalten Flamme des großdeutschen Gedankens, jener Forderung nach dem Selbstbestimmungsrecht auch für die Deutschen; als Bewahrer eines unverzichtbaren Rechtsanspruches des gesamten deutschen Vol-

tes auf seine Einigung; und nicht zuletzt als Mahner an die Pflicht, dieser Einigung zu dienen, auch wo sie vergessen wurde.

Unter dem vielen Unglück, das das deutsche Volk in seiner Geschichte hatte, war die Abspaltung seiner Südostmark wohl eines der folgenschwersten. Es begann mit jener Teilung des geschlossenen bayrischen Stammesraumes unter Friedrich Barbarossa; mit der brutalen Gegenreformation durch den Jesuitenkaiser Ferdinand I. vertiefte sich diese Trennung, führte zur Aufzwingung eines undeutschen Staatswesens auf das Volk Österreichs. Dieses hat sich lange dagegen gewehrt. Es hat im oberösterreichischen Bauernaufstand von 1626 verzweifelt gegen das Jesuitenregiment gekämpft, hat sich in immer neuer Form gegen die kulturpolitische Absonderung vom deutschen Gesamtvolk gewehrt, innerlich den Habsburgerstaat stets nur mit Vorbehalten ertragen. Aus dem Deutschtum Österreichs erwuchs schon vor dem Weltkrieg die großdeutsche Bewegung, die Sehnsucht nach der Einheit des deutschen Volkes in einem Reiche. Diese Bewegung hat den Führer Adolf Hitler, noch als er Schulknabe war, ergriffen. Der Kampf für Großdeutschland wurde zum Herzstück des nationalsozialistischen Wollens, steht am Anfang unseres politischen Programms.

Erst Adolf Hitler ist es gelungen, die vielhundertjährige Sehnsucht, „der Väter Traum“ nach Heimkehr Österreichs in das deutsche Gesamtreich zu verwirklichen. Nunmehr wehen Hakenkreuzfahnen über Österreich. Was eine dynastische Politik einst verschuldete, was überstaatliche Mächte zum Unheil des deutschen Volkes ausbauten, wurde vom neugeeinten deutschen Volke beseitigt, und der deutsche Südosten wuchs wieder zusammen zur großen deutschen Volkseinheit. Am 13. März 1938 wurde der Anschluß vollzogen. Österreich ist damit ein Land des Deutschen Reichs geworden.

Bilder im Text

Bilder auf Tafeln

Goslarer Volksbücherei

Die Handbücherei über das Wesen des deutschen Bauerntums in Vergangenheit und Gegenwart und über seine Bedeutung für das deutsche Volk. In lebendiger und allgemeinverständlicher Art wird die Kenntnis um die geschichtliche Bedeutung des Bauerntums in unserem Volke verbreitet, darüber hinaus nationalsozialistische Geschichtsauffassung auch über andere, verwandte Stoffe und Fragen der Allgemeinheit zugänglich gemacht.

Bisher erschienen:

Band 1: Johann von Leers

Vom großen Krieg deutscher Bauern

kartoniert 1,– RM.

Band 2: Günther Pacyna

Bodenrecht aus deutscher Art

kartoniert 1,– RM.

Band 3: R. Walther Darré

Die Grundlagen des preußischen Staatsbegriffes

kartoniert 1,– RM.

Band 4/5: Hermann Haß

Agrarpolitik Friedrichs des Großen

kartoniert 1,50 RM., im farbigen Halbleinenband 2,– RM.

Band 6: Bernhard Sommerlad

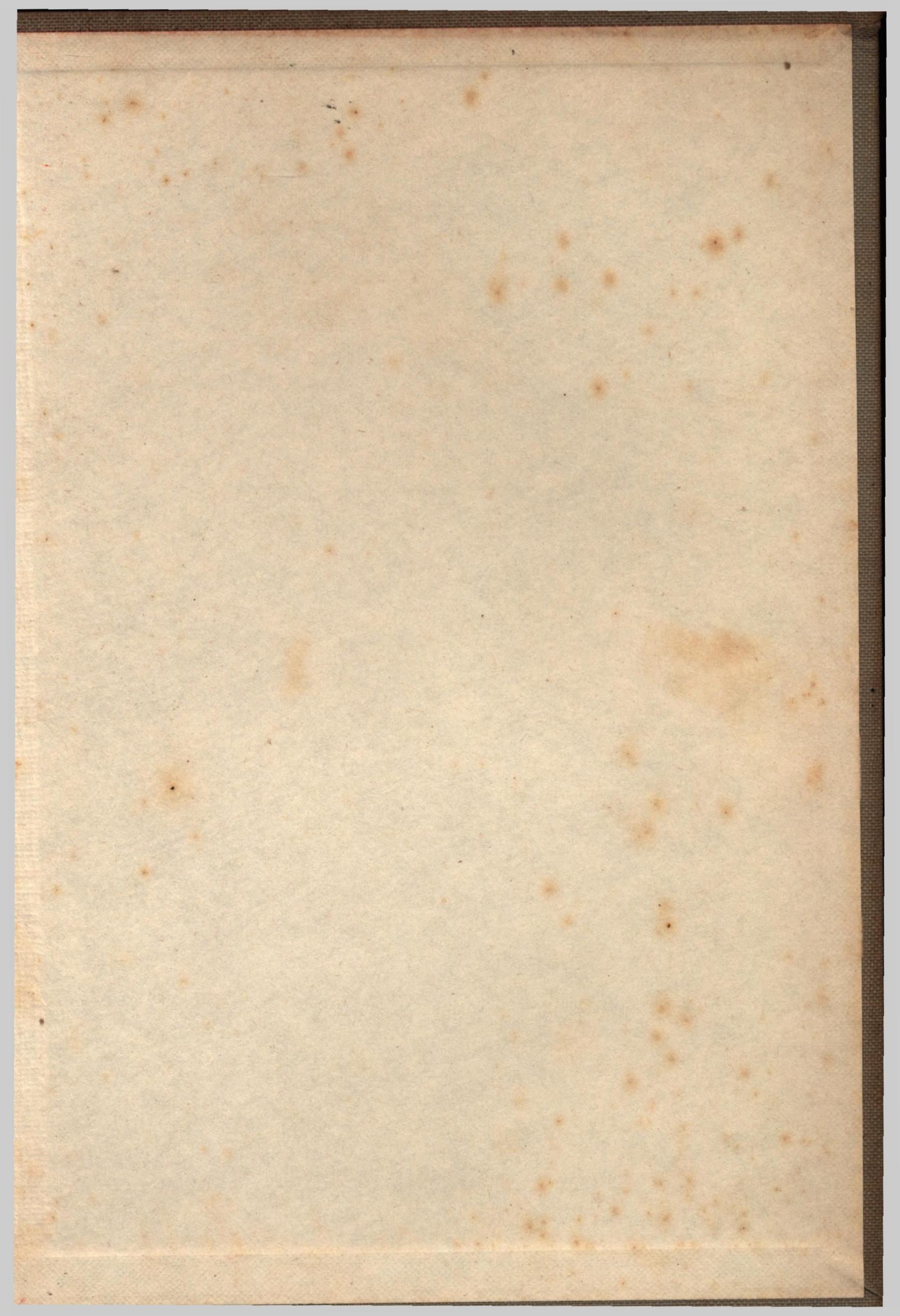
Aus der Dunkelkammer der Leibeigenschaft

kartoniert 1,– RM., im farbigen Halbleinenband 1,50 RM.


BB







Baiern führen den Pflug nach Osten

HEINZ HAUSHOFER
JOHANN V. LEERS